This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

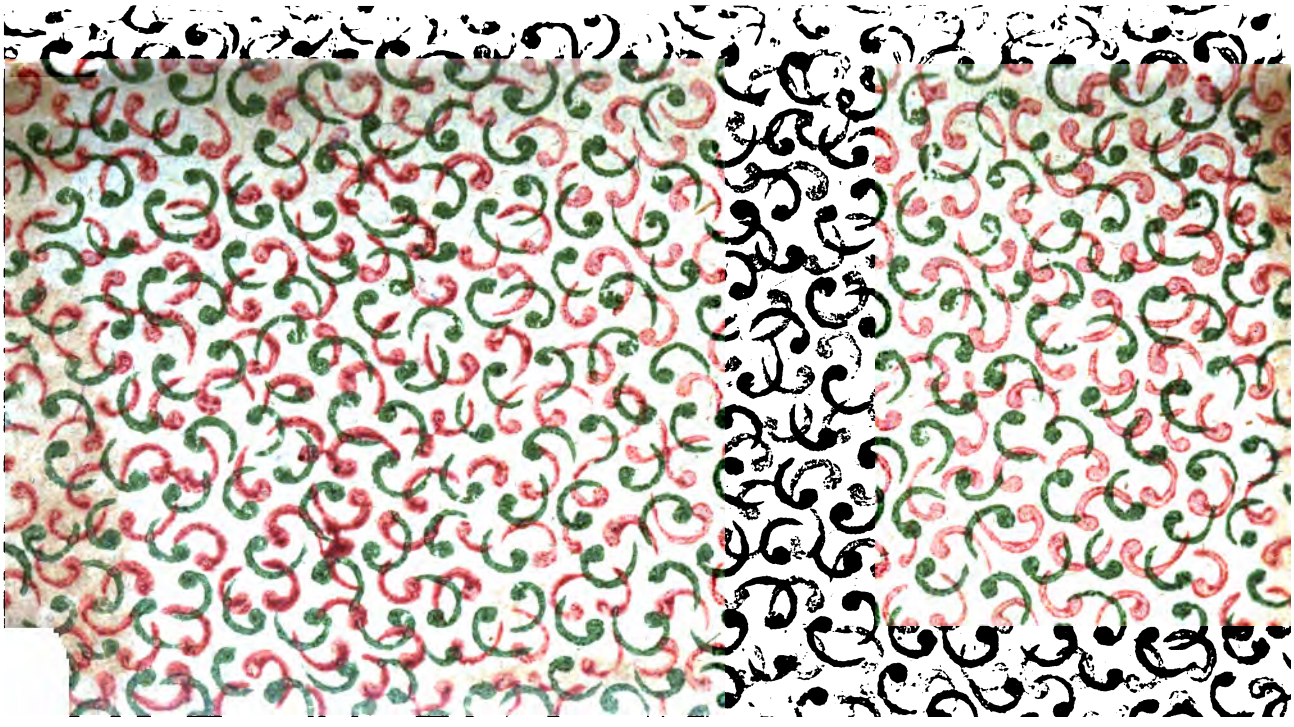
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~UNS. 161 6. 15~~

TAYLOR INSTITUTION

DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Vet. Ger. II B.53



Geſchichte
der menſchlichen
Narrheit,
oder
Lebensbeſchreibungen
berühmter Schwarzkünſtler, Goldmacher, Teufelsbanner, Zeichen- und Liniendeuter, Schwärmer, Wahrſager, und anderer philoſophiſcher
Unholden.

Dritter Theil.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung,
1787.

TAYLOR INSTITU
LIBRARY
23 SEP
UNIVERSITY OF OXFORD

28. Der Graf von Buquoy, ein Querkopf *).

Johann Albert d' Archambaud, Graf von Buquoy, ſtammte aus einem vornehmen Geſchlechte in Champagne her, welches ſich von den Königen von Schottland herzuleiten pflegte, aber durch Verſchwendung in Verfall gerathen war. Der unſrige ward bald nach 1650 gebohren, allein da er ſeine Eltern bereits im vierten Jahre ſeines Alters verlohr, ſo wurde ſeine Erziehung, allem Anſehen nach, verwahrloſet, da her ſein von Natur überaus lebhafter Charakter

*) Sein Leben ſtehet in den Lettres hiſtoriques & galantes de Mad. C., oder der ſeltſamen Mad. du Noyer, welche dieſen Abenteurer in Holland genau kannte. Es nimmt daſelbſt mehrere Briefe ein, welche Buquoy um 1717 mit einer Vorrede beſonders herausgab, und zwar unter dem Titel: Evènement des plus rares ou l'hiſtoire du St. Abbé Comte de *Buquoy*. Man hat davon auch eine deutſche Ueberſetzung unter dem Titel: Die Hölle der Lebendigen u. ſ. f. Ohne Ort 1719, 8. Einige Nachrichten von ihm kommen auch vor in des von Loen kleinen Schriften, Th. 1. S. 221. f.

eine ſo ſchiefe Richtung bekam, als er ſein ganzes langes Leben hindurch zeigte. Er beſchäftigte ſich bis in das ſiebzehente Jahr ſeines Alters mit Studieren und andern ſeinem Stande angemeſſenen Uebungen, und nahm darauf Kriegsdienſte in welchen er fünf Jahr verharrete, und dabey wie andere junge leichtſinnige Franzoſen ſeines Standes lebte. Allein, als er dabey einmahl in eine ſehr groſſe Gefahr gerieth, ſo that er ein Gelübde, ſein Leben zu ändern, wenn er daraus errettet werden ſollte, und da das letztere glücklich geſchahe, ſo dachte er im 22ſten Jahr ſeines Alters, etwa um 1673 oder 1674 an die Erfüllung ſeines Gelübdes, und begab ſich daher zu den Jeſuiten nach Strasburg, unter ihrer Anleitung die bisher von ihm vernachläſſigten Wahrheiten der Religion zu ſtudieren. Bey ſeiner natürlichen Lebhaftigkeit fiel er mit ſeiner ganzen Einbildungskraft auf denjenigen Gegenſtand, welchem er ſich widmete, und ſo war denn kein Wunder, daß er von ſeinen ehemahligen freygeiſteriſchen Grundſätzen in die entgegengeſetzte Schwärmerey fiel, und ein Andächtler ward, und da er in keinem Stücke Maß halten konnte, ſo beſchloß er, ſich der Welt ganz zu entziehen, und ein Karthäuſer zu werden. Er begab ſich daher zu dem Prior des Karthäuſerkloſters, vermuthlich zu Strasburg, und machte ihm ſeinen Vorſatz bekannt, der denn denſelben allem Anſcheine nach billigte. Allein der unruhige änderte denſelben ſehr bald wieder, und zwar

auf Veranlassung eben dieses Priors; denn so oft Buquoy zu ihm kam, sich mit ihm von seiner künftigen Bestimmung zu unterreden, fragte dieser ihn nach Neuigkeiten. Dieß fiel ihm auf, und da er entschlossen war, der Welt völlig abzusterben, so schloß er aus der Neugierde des Priors, daß dieser Orden immer noch mit der Welt in Verbindung stehen müsse, gab daher sein Vorhaben auf, und suchte sich einen andern Orden, der seinen Absichten angemessener wäre.

Der Orden de la Trappe ist, wie bekannt, der strengste in der römischen Kirche, und damahls, da der Abt Bouthillier de Rancé ihn erst vor kurzem gestiftet hatte, hatte er noch alle die unvernünftige Strenge, die dieser ihm zu geben gut fand. Buquoy begab sich in das Kloster la Trappe, und vermehrte die Härte seines neuen Standes noch durch willkührliche Zusätze. So machte er es sich zu einem Gesetze, unaufhörlich an Gott zu denken, und so oft ihm ein anderer Gedanke einfallen würde, den Finger auf die Erde zu halten. Da dieses bey seiner lebhaften Gemüthsart sehr oft geschehen mußte, so ward er durch diese und andere Kasteyungen so abgemattet, daß auch sein Leben in Gefahr kam. Da er nun jetzo noch nicht Willens war, der Welt gerade auf diese Art abzusterben, so bildete er sich ein, daß er zur Betrachtung himmlischer Dinge noch nicht geschickt genug sey, und beschloß, sich dazu auf eine oder die andere Art vorzubereiten.

ein geschicktes Werkzeug in ihrer Hand hielten so gaben sie sich Mühe, ihn in ihren Orden zu ziehen, welches er aber ausschlug, aus Furcht er möchte wieder mit der Welt in Verbindung gerathen, mit welcher er nun einmahl nichts weiter zu thun haben wollte. Kaum war diese Versuchung überstanden, so entdeckte ihn ein Officier der ihn ehedem gekannt hatte, und da die Achtung, welche er sich bereits erworben hatte, dadurch nur vermehret würde, so bewog ihn solches, sich dem bunten Gepränge der Welt zu entziehen, und sich in das Seminarium für Fremde nach Paris zu begeben.

Als er daselbst angekommen war, hatte seine Schwärmerey beynahe eine andere Richtung bekommen. Es war im Jahre 1689, und der Französische Hof ging damals eben damit um, eine Landung zum Besten des aus England vertriebenen Königs Jakob, in Irrland zu unternehmen. Dem Buquoy war es nur um Abenteuer zu thun, sie mochten übrigens seyn, von welcher Art sie wollten. Das gegenwärtige schien seiner nicht unwürdig, und er gab sich Mühe, unter die Truppen, die dazu bestimmt werden, aufgenommen zu werden. Allein seine in der Trappe geschwächte Gesundheit, welche durch seine Anstrengung zu Rouen noch mehr gelitten hatte, spielte ihm hier wieder einen tückischen Streich. Sie ward so hinfällig, daß er auch seine Absicht auf das Seminarium der Fremden aufgeben mußte, und seine Brust ward so schwach

daß er auch nicht mehr reden konnte, welches für ihn das größte Leiden war. Nachdem er auf diese Art vier ganzer Jahre auf seinem Zimmer zugebracht hatte, und keine Arzeney etwas verfangen wollte, beschloß er, die Luft zu verändern, und zog daher in die Vorstadt St. Antoine. Hier erhohlte sich seine Gesundheit wieder; allein, da er nicht lange müßig seyn konnte, so beschloß er, eine Gesellschaft von Priestern zu errichten, welche aus der Vertheidigung der christlichen Religion ihr Hauptgeschäft machen sollten. Sein Vorhaben fand Beyfall und Widerspruch, und da er alles auf das Aeusserste zu treiben gewohnt war, so erhitzte der erstere ihn so sehr, als der letztere ihn aufbrachte. Seine Gesundheit ward dadurch von neuem angegriffen, und die Ausführung seines Vorhabens verzögert. Allein dieser Umstand hatte für ihn noch eine andere und weit wichtigere Wirkung. Da er eine Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gründen wollte, so war es wenigstens billig, daß er die vornehmsten Gründe ihrer Wahrheit selbst kannte. Er fieng an zu untersuchen; allein da seine Kenntnisse sehr seicht und oben abgeschöpft waren, und er immer bey den ersten Eindrücken stehen blieb, so fieng er selbst an, Zweifel zu bekommen. Besonders fiel ihm das auf, daß er bisher noch keine Wunder habe thun können, ob er gleich keinem Heiligen in der Welt an frommen Einfalt etwas nachgegeben habe. Er fieng also damit an, daß er die Wunder der Heiligen

bezweifelte, und schloß mit dem völligen Unglauben in Ansehung aller Religion; kurz, er ward wieder ein so erklärter Freygeist, als er vor zwanzig Jahren nur immer gewesen war.

Da nun die Andächteley keine Reitze mehr für ihn haben konnte, so faßte er den Entschluß, sich wieder mit der Welt auszusöhnen, und statt der kirchlichen Abenteuer auf weltliche auszugehen. Er gab sich seinen Verwandten wieder zu erkennen, welche ihr langer Zeit nichts mehr von ihm gehöret hatten, und ihn, da sie ihn nun vernünftig glaubten, mit offenen Armen aufnahmen. Es fiel ihm um diese Zeit eine geistliche Pfründe zu; allein, da die Kirche ihm zum Eckel geworden war, so gieng er wieder in Kriegsdienste.

Er wohnte in denselben 1704 dem Treffen bey Hochstädt bey, und da er nach demselben Gelegenheit zu sehen glaubte, sowohl sein persönliches Glück zu machen, als auch seiner Familie wieder aufzuhelfen, welche durch die Verschwendung seines verstorbenen Vetters und durch den Haß, welchen Louvois gegen denselben gefaßt hatte, sehr in Verfall gekommen war, so beschloß er, ein eigenes Regiment anzuwerben. Seine Lebhaftigkeit, sein Witz, und die Leichtigkeit, mit welcher er über alles, und selbst über gelehrte und philosophische Gegenstände zu schwatzen wußte, und welche man in der großen Welt immer für Philosophie hält, erwarb ihm unter den Großen Gönner und Freunde, und er war

eben im Begriffe, die Früchte davon einzuärnten, als sein seltsamer Humor und seine gewöhnliche Unbesonnenheit, alles auf einmahl wieder verderbten, und ihn in ein Labyrinth stürzten, in welchem er im seinem ganzen folgenden Leben herum irrte.

Ehe er nach sein Regiment anwarb, wollte er eine gewisse ansehnliche Familie in Bourgogne heyrathen. Ludwigs 14. unsinnige Kriege nöthigten ihn, sein Volk mit ungeheuren Auflagen zu drücken, und jedermann murrete jetzt sonderlich. Besonders war ursache die schwere Auflage auf das Salz die empfindlichsten Klagen weil sie gerade der ärmsten Klasse im Staate am lästigsten war, und verleitete viele tausend Waghälse an den Lotharingischen Gränzen, Salz mit gewaffneter Hand in Champagne und Bourgogne einzuführen, und damit bis an die Thore von Paris zu handeln. Beyde Provinzen waren damahls in einer Art von Aufruhr, weil die königlichen Truppen häufige Scharmützel mit den bewaffneten Schleichhändlern hatten, welche von den Einwohnern, wo nicht öffentlich, doch unter der Hand unterstützt wurden. Bunau hatte sich bisher wenig um die Welt bekümmert, daher war das, was er jetzt sahe und hörte, ihm etwas Neues und Ungewöhnliches, und da der erste Eindruck bey ihm immer eine unwiderstehliche Gewalt äusserte, und er alles zu übertreiben gewohnt war, so ließ er seinem Unwillen über Tyrannay und despotische Gewalt

freyen Lauf, wo sich nur eine Gelegenheit dazu anbot. Zuerst geschahe solches an der Tafel des Grafen de la Riviere, königlichen Statthalters in Bourgogne, wo er wider die unumschränkte Gewalt declamirte, und damit Aufsehen machte. Als er wieder nach Paris reisen wollte, traf er zwischen Lyon und Sylieu zwey Frauenzimmer an, welche eben von ihren Gütern hatten ein neue Schatzung geben müssen, und darüber unzufrieden waren. Das war für ihn eine neue Aufforderung, seine Lunge auf Kosten der königlichen Gewalt in Bewegung zu setzen, und einen Entwurf einer Staatsverfassung auszukramen, bey welcher jedermann glücklich seyn könnte. Der Wirth und einige Fremde, welche mit bey Tische waren, hörten ihm mit Erstaunen zu; doch hatte es diesmahl keine weitere Folgen. Er kam von hier nach Mörchyndgi, einem Dorfe zwey Meilen von Sens, stieg vor dem Wirthshause ab, und forderte eine Suppe. Die Wirthinn brachte sie ihm, allein da sie ihm zu gesalzen schmeckte, so sagte er im Scherze, man sehe wohl, daß das Salz an diesem Orte wohlfeil sey, und daß die Schleichhändler es häufig dahin brächten. Die Wirthinn wollte dieses nicht an sich kommen lassen, sondern erzählte vielmehr, daß sie eben eine große Mißhelligkeit erlitten hätten, und daß die meisten von ihnen nach einer heftigen Gegenwehre wären niedergehauen worden. „Die „armen Teufel, sagte der Graf, dauern mich; „hätten sie einen Mann, wie ich bin, zum An-

„führer gehabt, ſo hätte es anders gehen ſollen;“ und nunmehr folgte eine neue Declamation wider unrechte Auflagen und Mißbrauch der Gewalt, und ein neuer Entwurf zu einer beſſern Regierungsform. Zum Unglücke ſaß der Schulze des Dorfes nicht weit davon, fand die Reden neugierig, und fragte den unbeſonnenen Schwätzer, wer er ſey. Dieſer antwortete trotzig und mit Drohen, welches den Schulzen bewog, in der Stille fortzugehen, und ein paar Straßenbereiter zu hohlen, welche den Grafen in Verhaft nahmen, der ſich zwar anfänglich mit ſeinen Piſtolen wehren wollte, aber ſehr bald überwältiget, und obendrein übel behandelt wurde. Da die Gewalt nichts helfen wollte, ſuchte er ſeine Loslaſſung durch Geld zu bewirken; allein der Schulze war ſeiner Pflicht zu ſehr eingedenk, als daß er ſich hätte laſſen beſtechen laſſen. Man brachte ihn alſo nach Gens, und nachdem der Stadtrichter ihn verhöret hatte, ließ er ihn als einen Aufwiegler und Anführer der Schleichhändler in das Gefängniß ſetzen, bis er die Sache würde nach Hofe berichtet haben.

Einem ſo ungeſtümen Menſchen mußte das ſehr ungelegen ſeyn; allein, da er der Gewalt nicht widerſtehen konnte, ſo ſuchte er ſeine Gefangenſchaft wenigſtens geheim zu halten. Er hatte ſich mit dem Erzbiſchof von Gens überworfen, welcher ſeinen abenteuerlichen und unruhigen Charakter zur Genüge kannte, indem er ſeit einigen Jahren mit ihm in einen unnöthigen

Proceß verwickelt war; daher er nicht ohne Grund befürchtete, dieser möchte das Vergeltungsrecht ausüben, und ihm bey dieser Gelegenheit eben nicht die besten Dienste leisten. Allein die Emsigkeit seiner Freunde vereitelte diese Vorsicht, indem sie von seinem Verhafte vieles Aufhebens machten, daher derselbe dem Erzbischofe sehr bald zu Ohren kam. Indessen wurde ein Gericht zu Sens niedergesetzt, wozu der Richter von Melun mit abgeordnet war, den gefangenen Schleichhändlern den Prozeß zu machen, und nun fand man zwar, daß der Graf mit diesen nichts zu thun hatte, allein seine unbesonnenen Reden machten doch, daß man sein bisheriges Betragen genauer untersuchte, daher der Richter von Melun den ganzen Weg, welchen Buquoy genommen hatte, zurück gehen, und überall Erkundigung einziehen mußte, da denn die obigen und vielleicht noch andere Umstände mehr an den Tag kamen. Es kam dazu, daß man verschiedene verdächtige Sachen, z. B. eine Larve, allerley mit verborgenen Zeichen geschriebene Papiere und Briefe u. s. f. bey ihm gefunden hatte, ingleichen, daß der Erzbischof zu Sens ihn als einen unruhigen und gefährlichen Menschen schilderte, der seine Freyheit nicht zu gebrauchen wüßte. Der Graf hatte bisher einen leidlichen Verhaft gehabt, und konnte in dem Hofe vor dem Gefängnisse herum gehen; allein, als er sahe, daß die eingezogenen Nachrichten seine Sache nur schlimmer, wenigstens weitläufiger machten, so

häufte er seine bisherigen Unbesonnenheiten mit einer neuen, indem er seine Mitgefangenen und besonders die Schleichhändler aufzuwiegeln suchte, daß sie sich nebst ihm mit Gewalt in Freyheit setzen sollten. Allein die Sache ward verrathen, und man brachte ihn nunmehr in eine engere Verwahrung, indem man ihn dem geistlichen Gerichte des Erzbischofs übergab. Buquoy suchte auch hier der Gerechtigkeit trotz zu biethen, und verleitete die Tochter des Gefangenwärters, ihm zu seiner Flucht behülflich zu seyn. Allein auch dieses Vorhaben ward entdeckt, daher man ihn auf Befehl des Hofes, an Händen und Füßen geschlossen, und unter einer guten Wache von zwölf Mann nach Paris brachte. Seine Begleitung kehrete in dem Dorfe Montreau ein, daselbst zu Mittage zu speisen, und der Gefangene ließ sich dem Scheine nach nichts anfechten, sondern speisete mit dem besten Appetite von der Welt, fand aber doch Mittel sich einiger Schriften, welche ihm hätten gefährlich werden können, zu entledigen; woraus zu erhellen scheinet, daß er wirklich mit einem ernsthaften Plane umgegangen, und daß sein Vergehen nicht bloß in zufälligen unbesonnenen Ausdrücken bestanden habe. Den Abend kam man in Melun an, daselbst Nachtlager zu halten, und Buquoy machte hier einen neuen Versuch, sich in Freyheit zu setzen. Er stellte sich krank, damit die Wache sich nicht neben ihm niederlegen möchte, und ward daher nur mit einem Fuße an die Bettpfoste ge-

Proceß verwickelt war; daher er nicht ohne Grund befürchtete, dieser möchte das Vergeltungsrecht ausüben, und ihm bey dieser Gelegenheit eben nicht die besten Dienste leisten. Allein die Emsigkeit seiner Freunde vereitelte diese Vorsicht, indem sie von seinem Verhafte vieles Aufhebens machten, daher derselbe dem Erzbischofe sehr bald zu Ohren kam. Indessen wurde ein Gericht zu Sens niedergesetzt, wozu der Richter von Melun mit abgeordnet war, den gefangenen Schleichhändlern den Prozeß zu machen, und nun fand man zwar, daß der Graf mit diesen nichts zu thun hatte, allein seine unbesonnenen Reden machten doch, daß man sein bisheriges Betragen genauer untersuchte, daher der Richter von Melun den ganzen Weg, welchen Buquoy genommen hatte, zurück gehen, und überall Erkundigung einziehen mußte, da denn die obigen und vielleicht noch andere Umstände mehr an den Tag kamen. Es kam dazu, daß man verschiedene verdächtige Sachen, z. B. eine Larve, allerley mit verborgenen Zeichen geschriebene Papiere und Briefe u. s. f. bey ihm gefunden hatte, ingleichen, daß der Erzbischof zu Sens ihn als einen unruhigen und gefährlichen Menschen schilderte, der seine Freyheit nicht zu gebrauchen wüßte. Der Graf hatte bisher einen leidlichen Verhaft gehabt, und konnte in dem Hofe vor dem Gefängnisse herum gehen; allein, als er sahe, daß die eingezogenen Nachrichten seine Sache nur schlimmer, wenigstens weitläufiger machten, so

Bedenken, und Buquoy nahm nunmehr die Gegend in Augenschein. Er sahe, daß das Fenster auf die Mauer des Vallee de Misere ging, aber er sahe zugleich, daß er sich in einer fürchterlichen Höhe von sechs Stock befand, und entdeckte eine Menge spitziger eiserner Stangen, welche von den untern Fenstergittern in die Höhe gingen, und von oben einen Wald von Stacheln vorstelleten. Der Anblick verursachte ihm Entsetzen, schreckte ihn aber doch seine Verwegenheit nicht ab.

Nachdem er wieder in seine wohlverwahrte Zelle gekommen war, dachte er nur auf Mittel, sein Vorhaben auszuführen. Es kam nur darauf an, wie er aus seinem Gefängnisse auf den Boden gelangen könnte. Die Thür zu erbrechen war bey ihrer Festigkeit und dem Mangel aller Werkzeuge nicht möglich; überdieß hätte es auch zu vieles Geräusch gemacht. Nach vielen Ueberlegungen fand er, daß kein besseres Mittel sey, als sie durchzubrennen. Er bath daher den andern Tag den Stockmeister um Erlaubniß, daß er sich sein Essen selbst bereiten möchte, und forderte weiter nichts als Eyer und Kohlen. Da er seine Bitte mit einem guten Trinkgelde begleitete, so erhielt er das verlangte, und fieng gegen die Nacht seine Operation an. Er legte die Kohlen unten an die Thür, blies sie an, und brannte auf diese Art ein so grosses Loch, daß er durchkriechen konnte, worauf er das Feuer wieder

löschte. Nachdem er auf den Boden gekommen war, machte er sich die vielen Betten, welche daselbst lagen, zu Nutze, zerschnitt die Ueberzüge und machte sich daraus ein Seil, vermittelst dessen er glücklich über die Stacheln der Fenstergitter wegkam, nur daß seine Kleidungsstücke hier und da daran hängen blieben und zerrissen. Er hatte sich bey dieser Arbeit ein wenig verspätet, so daß der Tag bereits angebrochen war, sich auch schon Menschen auf den Gassen befanden, als er seine Reise antrat; allein einmahl mußte es gewagt seyn, und er langte glücklich auf der Mauer des Vallee de Misere an. Nur eine Schaar Knaben hätte ihn beynahe verrathen, indem sie hinter ihm herliefen und ihm nachschrien; allein es fiel zum Glück ein Platzregen, der sie zerstreuete. Er streifte nunmehr eine Zeitlang in Paris herum, und begab sich endlich zu einer Verwandten seines Bedienten, bey welcher er vorgab, daß er unter Weg s von Straßenräubern sey geplündert worden. Weil er sich aber auch hier nicht sicher glaubte, so verließ er sie noch vor Nachts und verbarg sich an einem sichern Orte.

Hätte der Unhold nur ein wenig gesunden Verstand gehabt, so hätte er jetzt, da er einmahl wieder in Freyheit war, sich aus dem Königreiche gemacht. Allein er bildete sich ein, daß er ausser Frankreich nicht leben könnte, und streifte daher drey Viertel Jahre in und um Paris herum, und hatte dabey noch die Verwegenheit,

dem Könige eine Bittschrift nach der andern übergeben zu lassen, worin er sich zu rechtfertigen suchte, und um ein unpartheyisches Verhör bath. Als er endlich sahe, daß er nach neun Monathen keinen Schritt weiter gekommen war, als an dem ersten Tage, so beschloß er endlich aus dem Lande zu gehen. Allein er hatte nunmehr die beste Zeit versäumt, denn da eine streifende Partie der alliirten Truppen kurz vorher den Hrn. le Premier auf Französischem Gebiethe aufgehoben hatte, so wurden die Gränzen ungewöhnlich strenge bewacht.

Buquoy hatte überdieß keinen Paß, daher sahe man ihn zu Fere für einen entflohenen Reformirten an, und nahm ihn in Verhaft, bis man sich näher nach ihm würde erkundigt haben. Er gab sich für einen fremden Kaufmann aus, und nannte verschiedene Kaufleute in Paris, welche seine Correspondenten wären. Man schrieb dahin; allein er fand nicht rathsam, die Antwort abzuwarten, sondern suchte durch die Flucht zu entkommen, würde auch seine Absicht erreicht haben, wenn nicht die Frau von dem Hause, in welchem er bewacht wurde, den Lärm gehöret, und ihn verrathen hätte. Dieß machte ihn natürlich noch verdächtiger und man sahe ihn nunmehr für einen flüchtigen Verbrecher an, und sperrete ihn in ein finsteres Gefängniß ein. Er suchte zwar nochmals zu entkommen, war auch bereits durch den an den Gefängnißhof stossenden

Stadtgraben geschwommen; allein bis ihm unglückliche Wirthin ward solches noch zu rechter Zeit gewahr, so daß man ihm nachsetzte, und ihn mit Koth bedeckt, wieder in sein Gefängniß führete. Weil man einen solchen verwegenen Menschen zu Fere nicht hinlänglich verwahren konnte, so brachte man ihn bald darauf nach Soissons, wo seinetwegen Bericht nach Hofe erstattet wurde, da denn der Befehl ankam, ihn in die Bastille zu führen, welches auch 1707 geschah.

Unser Unhold befand sich nunmehr an einem Orte, aus welchem, allem Ansehen nach, alle Flucht und Errettung unmöglich war; allein seiner Verwegenheit schien nichts unmöglich, und da er des Verhaftes und der Gefängnisse jetzt bereits gewohnt war, so sahe er sich schon bey dem ersten Eintritte in den Hof dieses fürchterlichen Gefängnisses auf allen Seiten um, sich mit der Lage des Ortes bekannt zu machen, und seiner Erfindungskraft Stoff zu neuen Planen und Entwürfen zu geben, und von dem ersten Augenblicke an schien es ihm nicht ganz unmöglich, auch hier der Festigkeit der Mauern und der Gewalt der Könige zu trotzen. Allein sein Vorhaben wird immer dadurch vereitelt, daß man ihn aus mancherley Ursachen immer aus einem von den acht Thürmen, in den andern, und aus einem Zimmer in das andere brachte, und ihm immer andere Gesellschafter gab, daher er seine Arbeiten immer von neuem anfangen mußte. Die Geschichte seiner mannigfaltigen Versuche ist weit

lustig und vielleicht ein wenig verschönert, da her ich sie in das Kurze fassen will. Nachdem er eine Zeitlang aus einem Thurme in den andern gewandert war, so setzte man ihn zu einem Irländer und zu einem Deutschen Baron von Peken, welcher um deswillen war in die Bastille gesetzet worden, weil er gesagt hatte, der König könnte nicht anders als durch der Maintenon Brillen sehen. Der Irländer war unleidlich, und weil er auch zu des Buquoy Absicht nicht bequem schien, so verhetzte er ihn mit dem Deutschen, so daß sie sich mit den Hälften einer zerbrochenen Scheere duellirten, worauf der Irländer, welcher Unrecht haben mußte, vom ihnen gebracht ward; zumahl da er schon angefangen hatte, den Deutschen zu der katholischen Religion zu bekehren, daher der Gouverneur beyde Herrn beysammen ließ. Sobald sie allein waren, suchten sie ein vermauertes Fenster zu durchbrechen. Allein ehe sie damit fertig waren, wurden sie beyde in einen andern Thurm verlegt, und fingen nunmehr an, die Gitter ihres Fensters mit einigen Feilen, welche Buquoy heimlich bey sich trug, zu durchfeilen. Als sie noch damit beschäftigt waren, brach der Fußboden ihres Zimmers durch, und sie fielen in die Zelle eines verrückten Jesuiten, der vor Schrecken völlig wahnsinnig ward, und dieß war Ursache, daß sie wieder in ein anderes Zimmer gebracht wurden. Der Deutsche ward über diese mißlungenen Versuche schwermüthig, und bekannte sich förmlich

zur katholischen Religion, in Hoffnung seine Freyheit zu erhalten, erhielt sie aber lange darnach, nachdem die Verzweifelung ihn zu dem Versuche eines Selbstmordes verleitet hatte. Da Buquoy so gut bekehren konnte, so brachte man ihn hierauf zu einem Reformirten, Nahmens Grandville, und da dessen Gemüthsart der Absicht des Grafen gemäß war, so beschäftigten sich beyde mehr mit den Mitteln zu ihrer Flucht, als mit der Religion. Ihre Gesellschaft ward bald darauf durch den Ritter von Soulanac und noch einen andern verstärkt, welche ihr Vorhaben billigten, und zugleich mit Hand anlegten. Die Absicht war, das Gitter des Fensters abzufeilen, und sich mit Stricken, die sie aus ihren zerschnittenen Betten machen wollten, in den Graben hinab lassen wollten. Die Sache ging nach Wunsch, und der Graf war der erste, welcher sich den 4ten May 1709 in der Nacht niederließ und glücklich in den Graben kam. Er wartete zwey Stunden, ehe die drey übrigen erscheinen wollten; endlich kamen deren zwey an, denn Grandville konnte wegen seines starken Körpers nicht durch das Fenster, und mußte folglich zurück bleiben. Die drey Entkommenen konnten nicht einig werden, welchen Weg sie aus dem Graben nehmen wollten; endlich trennte sich Buquoy von ihnen, kletterte vermittelst einer Strickleiter auf die Contreescarpe und entkam über einige anstossende Dächer glücklich. Ehe er noch so weit gekommen war, hörte er an dem Orte, wo

er seine Gesellschaft gelassen hatte, ein Geschrey und sahe gleich darauf Feuer geben, und da er hernach nie wieder etwas von ihnen hörete, so glaubt er, daß die Wache sie entdeckt und niedergeschossen habe. Duquoy war glücklicher, streifte die Nacht über in der Stadt herum, und verbarg sich gegen Morgen bey einigen Freunden, welche ihm zugleich Mittel an die Hand gaben, das Königreich zu verlassen.

Diese Flucht, welche ihrer Seltenheit wegen, für etwas ausserordentliches gehalten wurde, machte in Paris so viel Aufsehen, als sie Zerrüttung in der Bastille verursachte. Renneville, welcher nachmals die Geschichte dieses berüchtigten Gefängnisses beschrieb, befand sich mit dem Duquoy zu einer Zeit in demselben, und bewohnte nebst einigen andern das Zimmer gerade unter ihm. Er versichert, der Gouverneur habe gleich darauf alle grosse Bäume in dem Garten umhauen, alle Winkel in der Contrescarpe ausfüllen, und alle Zierrathen abreissen lassen, an welche man nur einen Strick befestigen können. Man habe alle Gefangenen auf das genaueste durchsucht, und ihnen nicht allein alles Eisenwerk bis auf die geringsten Kleinigkeiten, sondern auch die Decken weggenommen lassen. Die Zimmer wurden von dieser Zeit an alle Woche zweymahl besichtiget, und die Gitter und Mauern mit eisernen Hämmern untersucht. Renneville, welcher dem Duquoy an seinen Gittern hatte feilen hören, ward für dessen Mitschuldigen gehalten, und kam

in ein elendes unterirdisches Gefängniß, in welchem er in kurzer Zeit seine Gesundheit verlohr. Wie es dem zurückgebliebenen Grandville ergangen ist, weiß weder Rennerille noch Buquoy.

Der letztere war nun zwar in so fern klüger, als nach seiner Flucht aus dem Fort l'Evêque, daß er sich in Frankreich nicht länger aufhielt, als zu seiner heimlichen Durchreise nothwendig war; allein im Ganzen hatte sich der Verstand noch nicht bey ihm eingestellet, ob er gleich nunmehr wohl die Jahre dazu hatte. Schon der erste Schritt verräth es, indem er sich durch Burgogne nach der Schweitz begab; und durch die Vermittelung des Französischen Gesandten, Grafen de Luc, mit dem Hofe wieder ausgesöhnet zu werden suchte, ob er gleich hätte wissen können, daß man in Frankreich dergleichen Vergehen, wie die seinigen waren, niemahls zu vergeben pflegt. In den Briefen der Madame du Noyer befindet sich eine den 22sten Jul. 1709 unterzeichnete Bittschrift, welche eine seiner Verwandten dem Könige übergeben haben soll. Ist sie ächt, so muß der Aberwitz in seiner Familie erblich gewesen seyn, so seltsam ist sie abgefaßt. Die Base vertheidigt nicht nur ihren Neffen in allen Stücken, sondern rühmt auch seine persönlichen Vorzüge und seine Verdienste sowohl um die Kirche als um den Staat. Seinen unternehmenden und unruhigen Charakter rechtfertigt sie mit dem Beyspiele der größten Heiligen, welche eben so unruhig und steif gewesen, und von

seinen Unbesonnenheiten in Burgogne sagt sey „Er sey des Königes treuester Unterthan, aber „nur wenn der König seinen Ruhm und seine „Ehre bloß in der Tugend suche.“ Doch es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Bittschrift von dem Grafen selbst geschmiedet worden; denn hätte die Base sie wirklich so überreicht gehabt, so würde sie gewiß seine Stelle in der Bastille haben einnehmen müssen.

Da die Antworten, welche der Graf de Lur von seinem Hofe bekam, auf Schrauben gestellet waren, so sahe Buquoy wohl, daß er vom seinem Vaterlande nichts mehr zu hoffen habe, dahero er sich an demselben zu rächen suchte. Allein er machte dabey den unsinnigsten Entwurf, der je in den Kopf eines Privatmannes gekommen ist, und mit welchem er, wie aus einigen Spuren nicht undeutlich erhellet, schon vor seinem Verhafte in dem Fort l'Eveque schwanger gegangen seyn muß. Dieser Entwurf bestand in nichts geringerm, als einen allgemeinen Aufruhr in allen Provinzen Frankreichs anzuzetteln, das Königreich zu theilen, oder wenigstens eine neuere Regierungsform einzuführen, als die gegenwärtige despotische und tyrannische sey. Mit diesem abenteuerlichen Entwurfe besuchte er einige Deutsche Höfe, wo er damahls Frankreich nicht wohl wollten, und begab sich nach Holland, wo er von seinem Vorhaben ein lautes Geschrey machte, und alle Minister von damahls mit Frankreich im Bündnisse be

fangenen Mächte mit in seinen Plan zu verwi-
keln suchte. Vermuthlich merkten sie, wo es dem
Fantasten fehlte, allein im Kriege höret man
alles an, was den Gegentheil beunruhigen kann,
und daher scheinet es, daß einige Minister, be-
sonders Holländische, ihm Beyfall und Aufmun-
terung gegeben. Allein es ward 1727 Friede,
und nunmehr hörete man dergleichen Projekma-
cher nicht weiter an.

Buquoy ward indessen mit dem Generals-
feldmarschall von Schulemburg bekannt, der
ihn an einigen Deutschen Höfen bekannt machte,
wo man sich seiner Gabe zu schwatzen eine Zeit-
lang gefallen ließ, und ihn dann mit einem Zeh-
pfennige weiter schickte. So hielt er sich eine
Zeitlang zu Dresden und Braunschweig auf.
Vorzüglich glückte es ihm 1714 zu Hannover,
wo der nachmahlige König George I. von Groß-
britannien vielen Geschmack an seinem Witze
fand, und ihn nicht nur mehrmals an seine Ta-
fel zog, sondern ihm auch ein Jahrgeld gab, da-
her er sich von dieser Zeit an größtentheils zu
Hannover aufhielt.

1721 lernte von Loen ihn zu Frankfurt
kennen, und damahls war er Willens, nach Ant-
werpen in ein Kloster zu gehen, und die Welt
völlig zu verlassen, welchen Vorsatz ihn doch bald
wieder reuete gemacht haben; wenigstens hat er
ihn nie vollzogen. Er hatte sowohl in seinem
Aeußern als in seinem Ausdrucke eben soviel Son-
derbares und Seltsames, als in seiner Gemüths-

art. Er marterte ſich, witzig zu ſeyn, hatte aber dazu keine Fähigkeit. Was er für Philoſophie ausgab, war beleidigende Bitterkeit, nur zu oft mit dem Niedrigen gemürzt. Ueberall eiferte er wider Despotismus und Tyranney; es lein aus allen Umſtänden erhellet, daß er alle Unterordnung in der bürgerlichen Geſellſchaft für tyranniſche Gewalt gehalten. Es fand ſich daher auch niemand leicht von ſeinen Ungezogenheiten beleidiget. „Es iſt ein Narre, hieß es, er „kann ſagen, was er will.“ Aber daß ſeine Declamationen wider die unumſchränkte Gewalt mehr eine Wirkung ſeiner Rache gegen Frankreich, als eines guten Herzens waren, erhellet unter andern aus einem Briefe, welchen er den 3ten April 1717. von Hannover aus an die Herzoginn von Orleans, gebohrne Pfalzgräfin vom Rhein, ſchrieb, und durch ihre Vermittelung wieder nach Frankreich zu kommen ſuchte. Er ſchränkt darin alles, was er wider die despotiſche Gewalt des Franzöſiſchen Hofes geſagt und geſchrieben, auf die Regierung Ludwigs 14. ein, und macht der dermahligen Regierung die größten Lobeserhebungen, ungeachtet ſie gewiß eben ſo despotiſch war als die vorige.

Als der Lord Scarborough ſein Leben ſelbſt zu verkürzen gut fand, ließ er eine Aufgabe über den Selbſtmord in lateiniſchen Verſen in die Zeitungen ſetzen, mit dem Verſprechen, daß er demjenigen 100 thlr. bezahlen wollte, der ſeine Zweifel widerlegen würde. Allein man hat nicht ge-

hötte, daß sich jemand Mühe gegeben hätte, dieſe Prämie zu verdienen, vermuthlich weil er ſelbſt Richter ſeyn wollte, und man ſich leicht vorſtellen konnte, daß er ſeine Zweifel immer für unauflöslich halten würde.

Wegen ſeiner boshaften Zunge und ſeiner ſchmutzigen Kargheit, welche ſo weit ging, daß er ſich zuletzt auch den Bart wachſen ließ, ward er in Hannover von jedermann gehaſſet und verachtet, und in dieſen Umſtänden ſtarb er plötzlich den 14ten Nov. 1740. in einem Alter von faſt 90 Jahren, und die daſige katholiſche Kirche erbte ſeine Verlaſſenſchaft, die ſich auf etwa 1000 Thaler belief. Man hat ihm ein Verdienſt daraus gemacht, daß er bis an ſein Ende in der katholiſchen Religion geblieben; allein da er eigentlich gar keine Religion hatte, ſo wußte ich nicht, was ihn hätte bewegen können, ſich äußerlich zu einer andern Kirche zu bekennen.

Er hat ſehr viele Kleinigkeiten geſchrieben und drucken laſſen, ſo wohl über die Moral, als Politik und Religion, und darunter auch Verſe. Allein da jedes Schriftchen nur einen oder wenige Bogen ſtark iſt, ſo ſind ſie wenig bekannt geworden, und haben ſich bald vergriffen. Ich kann nur folgende nennen:

La Force d' Eſprit, ou la belle mort. Recit de ce qui s'eſt paſſé au decez d'Antoine Ulric, Duc de Brunſuic. Lüneburg. 1741, 8.

Lettre ſur l'autorité.

Penſées ſur l'exiſtence de Dieu.

Le véritable eſprit de la belle gloire. Auch in das Deutſche überſetzt.

Die ſchon oben gedachten Evênemens les plus rares, welche er 1719 mit einer Zuſchrift an Prince le plus généreux & du coeur le mieux bati de la part de la Franchiſe même heraus gab, in welcher er ſich unterſchreibet: le plus poli & cependant le plus ſincere Mr. de Buquoi, doch mit dem Beyſatze, avec meſure; welches zugleich ein Probchen ſeines Witzes und ſeines Geſchmackes iſt. Es befinden ſich darin zugleich einige ſeiner Gedichte und proſaiſcher Aufſätze.

Préparativ à l'Antidote à l'effroi de la mort, welche Schrift ein M. J. F. S. 1734, in 4. mit der Deutſchen Ueberſetzung herausgab.

Eſſai de méditation ſur la mort & ſur la Gloire. 1736.

---

29. Johann Elias Cornäus, ein Teufelsbanner.

Beſchwörungsgeſchichten, wie die folgende, ſind in der Römiſchen Kirche nichts ſeltenes, und da, wo ihr Aberglaube durch keinen Strahl der Vernunft entkräftet wird, vergehet nicht leicht ein Jahr, wo man nicht wenigſtens eine Komödie dieſer Art aufführen ſollte. Die

höret, daß sich jemand Mühe gegeben hätte, diese Prämie zu verdienen, vermuthlich weil er selbst Richter seyn wollte, und man sich leicht vorstellen konnte, daß er seine Zweifel immer für unauflöslich halten würde.

Wegen seiner boshaften Zunge und seiner schmutzigen Kargheit, welche so weit ging, daß er sich zuletzt auch den Bart wachsen ließ, ward er in Hannover von jedermann gehasset und verachtet, und in diesen Umständen starb er plötzlich den 14ten Nov. 1740. in einem Alter von fast 90 Jahren, und die dasige katholische Kirche erbte seine Verlassenschaft, die sich auf etwa 1000 Thaler belief. Man hat ihm ein Verdienst daraus gemacht, daß er bis an sein Ende in der katholischen Religion geblieben; allein da er eigentlich gar keine Religion hatte, so wußte ich nicht, was ihn hätte bewegen können, sich äußerlich zu einer andern Kirche zu bekennen.

Er hat sehr viele Kleinigkeiten geschrieben und drucken lassen, so wohl über die Moral, als Politik und Religion, und darunter auch Verse. Weil da jedes Schriftchen nur einen oder wenige Bogen stark ist, so sind sie wenig bekannt geworden, und haben sich bald vergriffen. Ich kann nur folgende nennen:

La Force d' Esprit, ou la belle mort. Recit de ce qui s'est passé au decez d' Antoine Ulric, Duc de Brunsuic. Lüneburg. 1741, 8.

Lettre sur l' autorité.

Pensées sur l' existence de Dieu.

Le véritable eſprit de la belle gloire. Auch in das Deutſche überſetzt.

Die ſchon oben gedachten Evênemens les plus rares, welche er 1719 mit einer Zuſchrift an Prince le plus généreux & du coeur le mieux bati de la part de la Franchiſe même heraus gab, in welcher er ſich unterſchreibet: le plus poli & cependant le plus ſincere Mr. de Buquoi, doch mit dem Beyſatze, avec meſure; welches zugleich ein Probchen ſeines Witzes und ſeines Geſchmackes iſt. Es befinden ſich darin zugleich einige ſeiner Gedichte und proſaiſchen Aufſätze.

Préparativ à l' Antidote à l' efroi de la mort, welche Schrift ein M. J. F. S. 1734, in 4. mit der Deutſchen Ueberſetzung herausgab.

Eſſai de méditation ſur la mort & ſur la Gloire. 1736.

---

29. Johann Elias Cornäus,

ein Teufelsbanner.

Beſchwörungsgeſchichten, wie die folgende, ſind in der Römiſchen Kirche nichts ſeltenes, und da, wo ihr Aberglaube durch keinen Strahl der Vernunft entkräftet wird, vergehet nicht leicht ein Jahr, wo man nicht wenigſtens eine Komödie dieſer Art aufführen ſollte. Die

unverschämter Weise, und konnte dahero verschiedene Sachen, die niemanden als dem Decano bekannt waren, daher dieser sie auch wirklich für besessen hielt. Einer der Geistlichen war verdächtig, und glaubte, das Mädchen habe die Miltzkrankheit, daher er ihr auch Arzeney eingab, welche aber keine andere Würkung hatte, als daß ihr das Blut häufig aus dem Ohren, der Nase und dem Nabel floß, daher auch andere dem Vater riethen, keine solche Mittel mehr zu gebrauchen, weil das Mädchen sich sonst zu Tode bluten würde. Ich kann diese und alle folgende Umstände freylich nicht anders als nach Maßgebung des obigen Berichtes erzählen, der sie unstreitig sehr zum Vortheil der geistlichen Arzeney gemodelt hat; allein ist der Umstand mit dem vergossenen Blute wahr, so ist er sicher der erste Beweis eines gespielten Betruges, der bey einer nähern Untersuchung sich schon würde entdeckt haben.

Allein, mit einer solchen Untersuchung war dem Vater nicht gedient, welcher bey der Sache ohne Zweifel ganz andere Absichten hatte. Da die lutherischen Geistlichen den Teufel nicht bändigen konnten, so wandte er sich an die katholischen, und zwar zuerst an die Cistercienser zu Arnsburg bey Mainz, welche dem Vater vorläufig einige Mittel gaben, womit er untersuchen könnte, ob das Mädchen wirklich besessen sey. Sobald er damit zu Hause kam, wußte dieses

schon

schon, wo er gewesen, und was er bey sich habe, und wie der Vater die Mittel an ihr versuchte, so stellten sich ganz natürlich alle Zeichen der leiblichen Besitzung ein. Sie schrie bald wie eine Katze, bald wie ein Hund, bald wie ein Fuchs, und wollte dabey die Wand hinauf klettern. Die Cistercienser zweifelten nunmehr nicht weiter an der Anwesenheit des Teufels, mochten sich aber doch nicht weiter mit der Sache bemengen, sondern wiesen den Vater an die Franciskaner zu Wetzlar, wohin sich denn derselbe auch begab. Allein diese gaben vor, sie könnten nicht eher Herr über den Teufel werden, als bis sich das Kind und dessen Eltern zur katholischen Kirche bekannt hätten, wozu denn auch alles sogleich willig war.

Ich glaube, das gibt den Schlüssel zu dem ganzen von dem Vater gespielten und von den Geistlichen unterstützten Betruge. Der erstere war, allem Anscheine nach, ein liederlicher Kerl, welcher ohne Mühe etwas gewinnen wollte, und sich dabey dieses Mittels bediente, den Aberglauben der Römischen Kirche mit ihrem guten Willen zu brandschatzen. Sonderbar ist dabey, daß die Franciskaner zu Wetzlar keine Gewalt über den lutherischen Teufel zu haben vorgaben, daher sich dieser mit dem Mädchen erst zur katholischen Kirche bekennen mußte. Ob er sich dazu so freywillig verstanden, oder wie er sich dabey geberdet, wird nicht gemeldet; genug die Sache

unverschämter Weise, und konnte dabey verborgene Sachen, die niemanden als dem Decano bekannt waren, daher dieser sie auch wirklich für besessen hielt. Einer der Geistlichen war vernünftiger, und glaubte, das Mädchen habe die Milzkrankheit, daher er ihr auch Arzeney eingab, welche aber keine andere Würkung hatte, als daß ihr das Blut häufig aus den Ohren, der Nase und dem Nabel floß, daher auch andere dem Vater riethen, keine solche Mittel mehr zu gebrauchen, weil das Mädchen sich sonst zu Tode bluten würde. Ich kann diese und alle folgende Umstände freylich nicht anders als nach Maßgebung des obigen Berichtes erzählen, der sie unstreitig sehr zum Vortheil der geistlichen Arzney gemodelt hat; allein ist der Umstand mit dem vergossenen Blute wahr, so ist er sicher der erste Beweis eines gespielten Betruges, der bey einer nähern Untersuchung sich schon würde entdeckt haben.

Allein, mit einer solchen Untersuchung wars dem Vater nicht gedient, welcher bey der Sache ohne Zweifel ganz andere Absichten hatte. Da die lutherischen Geistlichen den Teufel nicht bändigen konnten, so wandte er sich an die katholischen, und zwar zuerst an die Cistercienser zu Arnsburg bey Mainz, welche dem Vater vorläufig einige Mittel gaben, womit er untersuchen könnte, ob das Mädchen wirklich besessen sey. Sobald er damit zu Hause kam, wußte diese

schon

banner ihre geweihete priesterliche Hände auf ihren Kopf legten, so fieng sie an ganzem Leibe an zu zittern. 8. Sie hatte weder Tag noch Nacht Schlaf, sondern ward mit den grausamsten Erscheinungen geplagt. 9. Wenn die geweihete Hostie auf den Altar ausgesetzet ward, so machte sie die fürchterlichsten Bewegungen, und zuweilen sagte der Teufel durch sie, daß er sich so lange an dem Orte verbergen wollte, durch welchen er müßte ausgetrieben werden. Hoffentlich wird jedermann einsehen, daß in allen diesen vorgegebenen Kennzeichen der wahren Besitzung nichts ist, was die Fähigkeiten selbst des unwissendsten und dümmsten Menschen übersteiget.

Es ist dem Interesse des Aberglaubens gemäß, eine so wichtige Sache, als die Austreibung eines Teufels ist, so feyerlich als möglich zu machen, und sie durch einen so großen Raum zu verbreiten, als man kann. Nachdem nun die Franciskaner zu Wetzlar den Teufel, um mich eines Jägerausdruckes zu bedienen, bekreiset und bestätiget hatten, so gaben sie vor, daß das Kapucinerkloster Nothgottes im Rheingau der wahre Gnadenort sey, wo der Teufel müsse ausgetrieben werden. Der Vater begab sich nunmehr mit einer Empfehlung von den Franciskanern dahin, und schickte bey seiner Ankunft dem P. Guardian den Brief hinein. Dieser kam sogleich heraus und fand das Kind auf der Erde mit dem Gesichte unter sich liegend. Damit nun auch

er von seiner Seite den Teufel bestätigen möchte
so machte er das Kreutz heimlich unter seiner Ku
te, und fügte demselben eine stille Beschwörun
im Namen Gottes bey; worauf das Kind si
sogleich aufrichtete, und zu dem Guardian sagte
Du hast das Kreutz unter dem Mantel gemach
Nunmehr war die Anwesenheit des Teufels au
ser Zweifel; allein da der P. General seinen
Orden alle Teufelsbeschörungen verbothen hatt
so schickte er den Vater mit einem guten Atmose
wieder fort. Dieser wanderte mit seinem Wun
derthiere eine Zeitlang in der Gegend herum, lie
ihm seine Künste für Geld machen, und kam
darauf wieder nach Wetzlar. Da sich der Kam
mer-Präsident einmahl in die Sache eing
lassen hatte, so schickte er den Vater mit eine
doppelten Empfehlung an den General von F
chenbach, und an den Dombechant zu S. J
hannis, D. Anz, nach Wien, da denn erstere
ihn sogleich unter sein Regiment aufnahm, d
mit er Unterhalt haben sollte, letzterer aber z
Austreibung des Teufels Anstalt machte.

Er kam den 12ten April 1725 zu Mai
an, und ward von dem Weihbischof, Freyhe
von Honeck an die Jesuiten Bayer und Hart
gewiesen, welche sogleich Jagd auf den Te
machten, aber nach einer Arbeit von vier
chen auch nicht weiter kamen, als daß sie
von dessen Anwesenheit versicherten. Da sie
gleich sahen, daß der anwesende Teufel von h
näckiger Art sey, ihre Geschäfte aber ihnen

völligen Austreibung nicht Zeit ließen, so schick-
ten sie ihn zu den Franciskanern, welche ihn
gleichfalls vier Wochen herumtummelten, ohne
seiner habhaft werden zu können.

Endlich aber fand er doch seinen Mann,
denn der Weihbischof übergab nunmehr die Be-
sessene dem Doktor Johann Elias Cornäus, der
bereits mehrere Teufel in Wien ausgetrieben hat-
te, und also von dieser Seite schon in einem gu-
ten Rufe war. Als ein Kunstverständiger kehrte
dieser nunmehr alle Anstalten vor, die Sache so
feyerlich und geräuschvoll zu machen, als nur
möglich seyn wollte. Er bath sich zwey Fran-
ciskaner und sechs Weltpriester aus, welche den
Beschwörungen jederzeit beywohnen, und alles
was dabey vorgieng, niederschreiben mußten.
Zugleich ließ er das Mädchen von den Eltern
nehmen, und es in das Hospital zum heil. Geist
bringen, und es daselbst zwey Franciskaner-Non-
nen übergeben, welche die Besessene in seiner
Abwesenheit nach seiner Vorschrift behandeln und
regieren sollten. Endlich nahm die Jagd den
15ten Okt. ihren Anfang, und dauerte alle Ta-
ge fünf Stunden, nämlich $2\frac{1}{2}$ Vormittags und
eben soviel Nachmittags. Ich erinnere ein für
allemahl, daß jeder Auftritt mit einer Messe an-
gefangen ward, und allemahl geweihte Kerzen
angebrannt wurden, auch war an geweihtem
Rauchwerke und Wasser kein Mangel. Das
Rauchwerk ward aus allerley Dingen zusammen
gesetzt, welche dem Teufel von Natur zuwider

ſind. Aber das Weihwaſſer konnte er eben ſo wenig leiden, weil er dabey allemahl die luſtigſten Grimaſſen ſchnitte. Zuweilen mußte die Beſeſſene auch geweihetes Baumöhl einnehmen; vermuthlich die Wege zur bequemen Abfahrt fein ſchlüpfrig zu machen.

Die erſten neun Tage vom 15ten Oct. bis zum 24ſten gieng nichts beſonders vor, als daß das Mädchen von ihrem Teufel fürchterlich gepeiniget ward, und manchen von den Umſtehenden heimliche Gebrechen und Sünden vorwarf, welches ſich denn dieſe nicht anders erklären konnten, als der Teufel müſſe aus dem Mädchen reden. Da D. Cornäus Autumnarius des Stiftes war, ſo mußte er den 24ſten Oktober nach Hochheim in die Weinleſe, da er denn ſeinen Teufel inzwiſchen einigen Weltprieſtern zur Aufſicht übergab.

Nach ſeiner Rückkunft ging die Teufeley den 13ten Nov. wieder an, und da den 19ten das Feſt der heil. Eliſabeth einfiel, die Beſeſſene aber Eliſabeth hieß, ſo mußte ſie an dieſem Tage communiciren, worauf die erſte Hauptjagd angeſtellet wurde. Der Teufelsbanner beſchwor zuförderſt den Teufel, niemanden von den Anweſenden zu ſchaden, über alles, was er ihn im Namen Gottes fragen würde, die reine Wahrheit zu ſagen, auch nicht mehr zu ſagen, als ihm Gott zulaſſen würde. Ich bemerke noch, daß der ganze Kram von Anfang bis Ende allemahl in lateiniſcher Sprache geſchahe, weil das

durch den einfältigen Anwesenden desto leichter Staub in die Augen gestreuet werden konnte, wenn gleich das Mädchen die erlernte Rolle ein wenig plump spielen sollte. Nachdem diese vorläufige Beschwörung dritthalb Stunden gedauert hatte, ward der Teufel gefragt, in welchem Jahre, Monathe, Tage und Stunde er in das Mädchen eingefahren sey, in welchem Gliede des Leibes er seinen Sitz habe, wie er heisse, aus welchem Chore der Engel er gefallen sey, da er das Geschrey der Thiere nachahme, was für eine Thierrolle er spiele, ob er auch Hexerey bey sich habe, und sie im Leibe der Besessenen mache? u. s. f. Der Teufel, der nun schon so ziemlich kirre geworden war, beantwortete alles sehr pünktlich. Ich bin, sagte er, 1724 den 20sten Dec. Vormittags um eilf Uhr zu Lich in Lieschen eingefahren, und zwar durch Hülfe einer alten Frau, Nahmens Anna Margaretha, welche mich in weisses Wasser setzte, worin sie Butter gewaschen hatte, und dieses Wasser dem Kinde zu trinken gab, da es kaum eilf Jahr alt war, und von dieser Zeit an gehöret ihr Leib und ihre Seele mir. Ich habe meinen Sitz in ihren Schamtheilen, (er nannte hier das pöbelhafte Wort,) und heisse Oloff. Ich bin aus dem ersten Chor der Engel gefallen, bin ein Fürst der Teufel, und besonders ein Geist der Unzucht, daher bin ich auch ein Fuchs. Ich habe zuweilen noch vier bey mir, habe aber in dem Mädchen keine Hexerey gemacht, sondern es ist alles

ſind. Aber das Weihwaſſer konnte er eben ſo wenig leiden, weil er dabey allemahl die luſtigſten Grimaſſen ſchnitte. Zuweilen mußte die Beſeſſene auch geweihetes Baumöhl einnehmen; vermuthlich die Wege zur bequemen Abfahrt fein ſchlüpfrig zu machen.

Die erſten neun Tage vom 15ten Oct. bis zum 24ſten gieng nichts beſonders vor, als daß das Mädchen von ihrem Teufel fürchterlich gepeiniget ward, und manchen von den Umſtehenden heimliche Gebrechen und Sünden vorwarf, welches ſich denn dieſe nicht anders erklären konnten, als der Teufel müſſe aus dem Mädchen reden. Da D. Cornäus Autumnarius des Stiftes war, ſo mußte er den 24ſten Oktober nach Hochheim in die Weinleſe, da er denn ſeinen Teufel inzwiſchen einigen Weltprieſtern zur Aufſicht übergab.

Nach ſeiner Rückkunft ging die Teufeley den 13ten Nov. wieder an, und da den 19ten das Feſt der heil. Eliſabeth einfiel, die Beſeſſene aber Eliſabeth hieß, ſo mußte ſie an dieſem Tage communiciren, worauf die erſte Hauptjagd angeſtellet wurde. Der Teufelsbanner beſchwor zuförderſt den Teufel, niemanden von den Anweſenden zu ſchaden, über alles, was er ihn im Namen Gottes fragen würde, die reine Wahrheit zu ſagen, auch nicht mehr zu ſagen, als ihm Gott zulaſſen würde. Ich bemerke noch, daß der ganze Kram von Anfang bis Ende allemahl in lateiniſcher Sprache geſchahe, weil das

Grimassen ungeachtet, das Evangelium küssen mußte. Den 21sten mußte er nach dem gewöhnlichen Vorspiele die Zeit und Stunde seines Ausganges sagen, worauf er antwortete, er sey den 20sten Dec. 1724 eingefahren, und müsse den 20sten Dec. 1725 wieder ausfahren. Allein der Erfolg zeigte, daß er den Doktor damit nur zum Besten hatte. Die folgenden Tage wurden mit dem gewöhnlichen Possenspiele zugebracht; aber den 25sten führte sich der Teufel so ungezogen auf, daß er auch dem Meßner das Rauchfaß mit dem Rauchwerk aus der Hand schlug, welcher Muthwillen ihm aber sehr übel bekam, indem er die zerstreuten glühenden Kohlen wieder aufleſen, und in das Rauchfaß legen mußte. Den 26sten ward er unter den Umstehenden einen lutherischen Barbier-Gesellen gewahr, dem er sogleich zurief: Du Luther, du Luther, was machst du da? du bist mein. Den 27sten sollte der Teufel sagen, durch wessen Fürbitte bey Gott er am meisten zum Abzuge gezwungen werde, und wer am meisten zur Befreyung des Mädchens beytragen könnte, worauf er antwortete: die Dreckſau. Da der Exorcist nicht wußte, wer damit gemeint sey, so ward er durch eine Menge Beschwörungen gezwungen, sich näher zu erklären, da er denn die Jungfrau Mariam nannte. Zur Strafe für diese Lästerung mußte er das Benedicta sit sancta Dei Genitrix sprechen, welches denn endlich nach allerley Kapriolen geschahe. Man bemerke, daß der Teufel sich jederzeit so dumm,

plump und pöbelhaft ausdrückte, als es von einem eilfjährigen Soldatenmädchen nur immer geschehen konnte.

Den 28sten wohnte ein reformirter Barbiergesell der Operation bey, dem es aber nicht besser ging, als dem Lutherischen. Den 30sten Nov. und 1sten Dec. mußte der Teufel eine der vorigen Lektionen wiederholen. Den 2ten und 3ten Dec. wurden dem Mädchen allerley Reliquien auf den Kopf gelegt, die denn der Teufel sogleich zu nennen wußte. Den 4ten übte er wieder einen Muthwillen aus, denn als der Exorcist bey Ablesung des Evangelii Johannis an die Worte kam, et verbum caro factum est, so wiederhohlte der Teufel: et verbum caro factum est nit, zum Beweise, daß er schlecht im Latein bewandert gewesen seyn muß. Den 5ten ward ihm vornämlich mit Weihwasser und Rauchwerk zugesetzt, und ob er gleich das Rauchfaß mehrmahls umkehrte, so mußte er doch allemahl die Kohlen wieder auffammeln, und an ihren Ort legen.

Den 8ten Dec. als am Tage der Empfängniß Mariä, ward der Teufel mit verdoppelter Kraft bestürmet. Das Mädchen mußte communiciren, und der Exorcist nahm den Exorcismum de B. V. Maria aus dem Gelasio von Cylli vor. Der Teufel war dabey sehr ungeberdig, zerbrach ein Glas, welches das Mädchen in der Hand hielt, und zwang dasselbe die Stücken zu verschlingen; aber D. Cornäus war mächtiger als

er, und zwang ihn, die Stücken ohne Schaden des Mädchens wieder von ſich zu geben. Den ganzen Tag that er während der Beſchwörung das Mädchen auf, wie einen Frösch; doch ein Paar Beſchwerungen brachten alles wieder in Ordnung. Dem Teufel mußte er der geweiheten Hoſtie wieder ein Compliment machen, und da er bey den Worten benedictus ſit Deus immer ſein nit anſtehe, ſo ward er ſo lange geängſtiget, bis er daſſelbe wegließ. Den 11ten als die Beſeſſene ihre Nothdurft zu verrichten, aus der Kirche geführet ward, wälzte der Teufel ſie in dem Schnee herum. Nachdem das Mädchen wieder in die Kirche gekommen war, geſtand ſie, daß ihr nichts nöthig geweſen ſey, ſondern daß der Teufel ſie gezwungen habe, hinaus zu gehen, damit er einmahl friſche Luft ſchöpfen könne. Allein der Doctor beſchwor ihn, dergleichen Winkelzüge nie wieder zu gebrauchen, ſondern allemahl ſo lange auszuhalten, bis der Exorcismus vorbey ſey, welchem er denn auch in der Folge pünktlich nachkam. Den 12ten Dec. ward er unter andern mit geweiheterm ſtinkenden Rauchwerke beräuchert, wobey er ſich denn, ungeachtet er des Geſtankes gewohnt ſeyn ſoll, ſehr ungeberdig anſtellte, und das Mädchen aufblies, daß man glaubte, ſie würde berſten. Allein das Zeichen des heil. Kreuzes wußte ihn bald zu bändigen. Den 13ten mußte er die Geſchichte ſeiner Einfahrt wiederhohlen, wobey er denn hinzuſetzte, daß die alte Frau Anna Margaretha ihn in ei-

nen Rotz eingewickelt gehabt, als sie ihn in das Butterwasser gesetzt. Den 14ten zwang er das Mädchen eine Stecknadel hinunter zu schlucken, die sie aber wieder ausspeyen mußte. Den 15ten mußte er den lateinischen Spruch: hic deposuit potentes de sede et exaltavit humiles, exponiren. Da er dabey dem Mädchen das Gesicht verzerrete, so befahl der Exorcist ihm, sein teufelisches Gesicht der ganzen Versammlung zu zeigen. Der Teufel antwortete, wenn du mein wahres teuflisches Gesicht sehen solltest, so würdest du des Todes sterben, und der Beschwörer war so gescheid, es dabey bewenden zu lassen. Den 17ten ward ein neues Recept aus dem P. Valerio Bolidario versucht, und da der Teufel sich dabey ungewöhnlich sperrete, so mußte das Mädchen sich auf die Erde legen, und unser Held hatte den Muth, ihr auf den Kopf zu treten, und dabey die Worte zu sprechen: du vermaledeyeter Geist, das geschiehet nicht der Creatur; sondern dir. Der Teufel war dabey so zahm, als ein Lamm; aber als man das Mädchen aus der Kirche wieder die Treppe hinauf bringen wollte, führte der Teufel sie zwischen den Nonnen weg, und in der größten Geschwindigkeit die Treppe hinauf, so daß sie schon oben stand, als die beyden Nonnen hinauf kamen. Sie sagte hernach, es sey ein schwarzer Hund vor ihr hergelaufen, und habe gerufen: Victoria, heute ist nichts daraus geworden!

Da der Teufel den 20sten Det. ausfahren wollte, so verdoppelte der Charlatan seine Arbeit den 18ten und 19ten und suchte allen geistlichen Hocus-Pocus aus allen Teufelsbannern seiner Kirche zusammen. Er gab dem Mädchen eine brennende Loretto Kerze in die Hand, welche der Teufel gern ausgelöschet hätte, sie aber doch mit großem Zittern und Geheul halten mußte. Den 20sten nahm der Doktor den Teufel vier Stunden hinter einander in die Arbeit, aber wer nicht ausfuhr, das war er; denn er gab jetzt vor, seine Zeit sey noch nicht gekommen, und der Oberste (Gott) wolle es nicht haben, wofür er sich von dem Geistlichen weidlich mußte aushunzen lassen. Genug, das Spiel gefiel allen Theilen, daher sie dasselbe noch ein paar Monathe fortsetzten.

Die Beschwörungen hatten nunmehr alle Tage drey bis vier Stunden lang ihren Fortgang, daher ich das ewige Einerley nicht wiederhohlen mag, sondern nur solche Umstände, welche sich vor andern auszeichnen, anführen werde. Um den Zuschauern, die, wie man sich vorstellen kann, sehr zahlreich waren, einen Zeitvertreib zu machen, mußte der Teufel mit unter allerley Künste machen, z. B. Münzen, Reliquien u. s. f. welche man dem Mädchen auf den Kopf legte, errathen, u. s. f. welches er denn meisterlich that. Den 21sten sollte er sagen, wenn er ausfahren würde, worauf er zur Antwort gab: „wenn „man Hoja Popaja singt, wenn man das H...

„wiegt"; für welche Läſterung er wieder einen Reverenz auf die Erde machen mußte, welcher er aber mit dem ihm eigenen Fuchsgeſchreye begleitete.

An eben dieſem Tage nahmen auch die heiligen Bäder ihren Anfang, die von funfzehnerley wohlriechenden geweiheten Kräutern bereitet wurden, welche fünf Stunden lang in geweihtem Waſſer gekocht werden mußten, um alle durch die Weihe hineingebrachte Kraft herauszuziehen. In dieſem Bade mußte das Mädchen 3½ Stunden zubringen, ſo ſehr auch der Teufel aus ihr ſchrie, daß es ihn brenne. Den 28ſten ward er wieder gefragt, wenn es ihn auszufahren beliebe, und da war denn die Antwort bald im ſchwere Nothsmonath, bald im Peſtilenzmonath, bald wenn man das Kind wiegt. Das an dieſem Tage wiederhohlte Bad brachte ihn zu dem wichtigem Geſtändniſſe, daß er alle Tage zwey mahl ſpatziren gehe, und eben von der See komme, wo er einen heftigen Sturm erreget habe. Den 24ſten führte er das Mädchen in den Ofen ihres Zimmers, ohne daß ſie von dem Feuer wäre verletzet worden; vermuthlich, weil keines mehr darin war. Den 25ſten konnte er gar ein paar Griechiſche Worte nachbethen, die man ihn ohne Zweifel vorher gelehret hatte; aber ob man gleich an dieſem Tage, ſeinem Ausdrucke nach, Hoja Popaja ſang, und ihm auch mit verdoppelten Kräften zugeſetzet wurde, ſo hatte er noch immer keine rechte Luſt auszufahren; doch fieng

er ſchon an zu accordiren. Erſt forderte er die Kanzel zu Lich, und auf Befragen, was er damit machen wolle, war die Antwort: weil die Prädicanten wenig darauf predigten, ſo wolle er hinauf ſteigen und ihnen predigen. Da ihm das verſagt ward, ſo verſetzte er: „ich muß einen „Raub mit in die Hölle bringen, ſonſt komme „ich bey dem Lucifer in Ungnade und kriege „Schläge.“ Einen kümmern einfältigern Teufel muß man nicht leicht erlebt haben; er war dabey ſo treuherzig, daß er den 26ſten ſogar die Urſache ſagte, warum er nicht ausfahren könne, welche dann keine andere war, als daß es ſo viele Ungläubige in Mainz gebe, die ſich nicht überreden wollten, daß er das Mädchen wirklich beſitze.

Den 27ſten Dec. ward ſie mit geweiheten ſtinkenden Rauchwerke auf einem Nachtſtuhle ſitzend, geräuchert, wobey dann wieder allerley Bocksſprünge vorfielen. Den 28ſten gab der Teufel es näher und forderte nur ein Fach aus dem Kirchfenſter, welches ihm aber auch abgeſchlagen ward. Indeſſen ward ihm an dieſem Tage mit dem ſtinkenden Rauchwerke ſo zugeſetzet, daß er auch ſeinen Lieblingsort (die Schaamtheile) verlaſſen mußte, und ſich in den Nabel hinauf zog. Den 29ſten nachdem er das Mädchen wieder wie einen Froſch aufgeblaſen hatte, ward er mit der Monſtranz aus einem Orte des Leibes in den andern gejagt. Da er nunmehr ſchon wackelnd geworden war, ſo ſchöpfte der Teufels,

banner guten Muth, und verdoppelte die folgenden Tage seine Künste. Als den 30sten das geweihete Bad wieder versucht ward, lernte der Teufel gar Hebräisch reden, denn er schrie, Ah Ahum, Ah Achum, und dieses mußte soviel heissen, als: „soll ich bekennen meine Sünden?" Da es nun schon mit ihm auf die Neige zu kommen schien, so verschrieb er sich Sukkurs aus der Hölle, denn das Mädchen sahe den Abend nach dem Bade eine Menge anderer Teufel in der Stube, die aber bald wieder in ihre alten Schlupfwinkel zurück gebannet wurden.

Den 1sten Jan. 1726 ward dem Teufel während der Beschwörung zugleich ein Collegium über die Menschwerdung und Beschneidung Christi gelesen, welches er denn sehr andächtig mit anhörete, und auf Befragen, warum er noch nicht weiche, zur Antwort gab: er werde weichen, wenn man ein allgemeines Gebeth anstelle, und die Kirche voller Leute wäre, die das Weisse (die Hostie) empfingen. Da dieß dem Weihbischof hinterbracht wurde, so ließ er in allen Kirchen und Klöstern öffentliche Gebethe zur Befreyung des Mädchens anstellen. Der Teufel ward nunmehr so andächtig, wie Klopstocks Abbadonna, so daß er auch den 2ten Jan. gestand, daß, wenn er in den Himmel kommen und selig werden könnte, er gern eine mit lauter Scheermessern besetzte Säule, welche von der Erde bis zum Himmel reichte, bis an den jüngsten Tag auf-

auf- und absteigen wollte; [illegible] sonst. An eben dem Tage kam des Dom-Scholaster und Statthalter zu Mainz, Graf Wolfboth von Bassenheim zu der Besessenen, da denn der Teufel auf Befehl seines Beschwörers wieder mancherley Künste machen mußte, aber dabey zugleich so mathematisch ward, daß er fast einem jeden der Anwesenden eines anhing. Zum Beweise wie wenig Feinheit D. Fortunat bey seiner Gauckeley bewieß, diene folgendes. Teufel Olof verdrehte dem Mädchen in Gegenwart des Dom-Scholasters die Hand, die dabey so hart und fest war, daß keine Gewalt sie aufbrechen konnte. Der Teufelsbannet überreichte diese Hand dem Domherrn, der sie nicht aufbrechen konnte, worauf er zu ihm sagte, er sollte nur sprechen: im Nahmen Jesu Christi weiche du vermaledeyeter Geist; so werde die Hand sogleich wieder weich werden. Der Domherr überließ das Experiment dem Doktor, und kaum hatte dieser die gedachten Worte gesprochen, so war der Teufel fort, und die Hand war wieder weich. Den 3ten Jan. mußte das Mädchen geweihtes Oehl und ein Stückchen von einem Agnus Dei in geweihtem Wasser einnehmen, welches denn den Meister Olof weidlich krimmete. Den 4ten schnitte er durch die Hand des Mädchens im Dunkeln in der Geschwindigkeit vier Drachen in Papier aus, worunter der eine mit acht Flügeln ihm leibhaftig glich. Den 6ten ward das

Schweißtuch Christi mit großem Pomme aus der Domkirche gehohlt, und dem Mädchen auf den Kopf gelegt, da wurde der Teufel so wüthete, daß die Priester kaum das Mädchen halten konnten. Er verstummte zugleich so, daß man seiner Abfahrt alle Augenblicke entgegen sahe. Allein es beliebte ihm noch nicht, und da man das gewöhnliche Bad des Abends mit geweihetem Oehle und Agnus dei verstärkte, so schrie er wieder gräßlich über Hitze, gegen welche das Feuer der Hölle nichts sey.

Den 7ten und die folgenden Tage ward der Teufel wieder sehr ungezogen, indem er den Rosenkranz, den das Mädchen beten sollte, dem D. Cornäus an den Kopf warf, und ein paar Priester, die ihm zu Beyständen dienten, mit Ohrfeigen regalirte. Den 12ten hielt der Geistliche dem Teufel wieder eine scharfe Bußpredigt, wobey er dann sehr gerührt war, und gestand, daß die Verzögerung seiner Ausfahrt blos daherrühre, weil Gott seine (des Geistlichen) Beständigkeit prüfen wolle, und weil noch nicht genug gebethet würde. Zugleich fing er wieder an zu capituliren, und forderte ein Fach von dem Kirchenfenster, welches ihm aber abgeschlagen ward. Den 14ten lief er dem Mädchen wieder in dem ganzen Leibe herum, und quakte dabey bald wie ein Frosch, bald grunzte er wie eine Sau; aber der Teufelsbanner wußte ihn bald wieder zu Ruhe zu bringen. Den 16ten ward der Exorcist böse, und befahl dem Teufel,

auf- und abstehen wollte; [illegible] sonst. An eben dem Tage kam des Dom-Scholaster und Statthalter zu Mainz, Graf Walter von Bassenheim zu der Besessenen, da dann der Teufel auf Befehl seines Beschwörers wieder mancherley Künste machen mußte, aber dabey zugleich so [illegible] ward, daß er fast einem jeden der Anwesenden eines anhing. Zum Beweise wie wenig Feinheit D. Fortunat bey seiner Gauckeley bewieß, diene folgendes. Teufel Olof verdrehte dem Mädchen in Gegenwart des Dom-Scholasters die Hand, die dabey so hart und fest war, daß keine Gewalt sie aufbrechen konnte. Der Teufelsbanner überreichte diese Hand dem Domherrn, der sie nicht aufbrechen konnte, worauf er zu ihm sagte, er sollte mir sprechen im Nahmen Jesu Christi weiche du vermaledeyter Geist; so werde die Hand sogleich wieder weich werden. Der Domherr überließ das Experiment dem Doktor, und kaum hatte dieser die gedachten Worte gesprochen, so war der Teufel fort, und die Hand war wieder weich. Den 3ten Jun. mußte das Mädchen geweihtes Oehl und ein Stückchen von einem Agnus Dei in geweihtem Wasser einnehmen, welches dem den Meister Olof weidlich krimmete. Den 4ten schnitte er durch die Hand des Mädchens im Dunkeln in der Geschwindigkeit vier Brachen in Papier aus, worunter der eine mit acht Flügeln ihm lebhaftig glich. Den 6ten ward das

geweihete brennende Kerze aus dem Dom in sei
Hand halten, welches anfänglich mit vielem Zi
tern geschahe. Am Ende des langen verstärkten
Exorcismi ward ihr die Monstranz auf den Kop
gesetzt, wogegen sich der Teufel nur schwach spor
rete. Endlich höreten alle bisher gewöhnlich
Bewegungen auf, und der Teufel gab auf di
Fragen des Exorcisten schon keine Antwort mehr
Dieser schloß daraus, daß sein Abschied nich
mehr weit sey, und beschwor ihn, seinen Nah
men zu sagen, da er denn mit schwacher kranke
Stimme antwortete, Oloff heisse ich. Der Ex
orcist befahl ihm hierauf sein Fuchsgeschrey z
machen, welches aber eben so lahm und kraftlo
ausfiel; womit denn die Arbeit dieses Tages be
schlossen ward. Indessen mußte er sich wiede
ein wenig erhohlet haben, denn den folgende
Tag fing er nach einer Beschwörung, welche drit
halb Stunden gedauert hatte, wieder an zu ka
pituliren, und verlangte die Kanzel zu Lich, di
ihm aber abgeschlagen ward, worauf er sich den
zufrieden gab. Den 4ten befand der Geistlich
für gut, um den Teufel recht zu kränken, nac
dem gewöhnlichen Exorcismus, die von ihm au
Papier geschnittenen Figuren zu bespeyen, un
Füßen zu treten, und darauf auf geweiheten
Feuer mit geweihetem Schwefel und stinkende
Rauchwerke zu verbrennen, mit dem christliche
Fluche, daß dieses Feuer seine teuflische Sub
stanz ewig peinigen und brennen solle; worau
dieser mit eine matten Fuchsmgeschrey antwo

tete. Den 5ten war er den ganzen Exorcismus über ruhig, daher der Geistliche ihn beschwor, ein Zeichen seiner Gegenwart zu geben, worauf er stöhnte, als einer der in den letzten Zügen liegt. Damit nun dem todtkranken Teufel niemand aus der Hölle zu Hülfe kommen möchte, so wurde allen Teufeln der Weg durch eine neue Beschwörung verrennet. Auch im Bade verhielt er sich ruhig, und gestand auf Befragen, daß er zwar noch zwischen den Rippen des Mädchens sitze, aber keine Gewalt mehr habe, sie zu plagen. Die folgenden Tage gingen eben so ruhig vorüber, indem der Teufel, wenn er ein Zeichen seiner Gegenwart geben sollte, nur noch wie ein krankes Schwein grunzete. Wer den 9ten war er wieder so ungezogen, daß er einen Priester, der mit dem Mädchen den Rosenkranz bethen wollte, weidlich bey den Haaren rupfte; doch hatte er keine weitere Gewalt über ihn. Die folgenden Tage wurden die Zeichen seiner Gegenwart immer schwächer, ein gelindes Zittern, ein ohnmächtiges Fuchsgeschrey, und ein leises Grunzen war alles was man aus ihm heraus bringen konnte. Den 19ten ward er daher nach dem gewöhnlichen Exorcismus durch die Kraft des heil. Sacramentes im höchsten Grade beschworen, den Augenblick aus dem Mädchen zu weichen, worauf diese in einen tiefen Schlaf fiel, während dessen der Exorcist seine Beschwörung tapfer fortsetzte. Endlich that die Besessene zwey bis drey Stöße mit dem Leibe gegen das Venerabile,

geweihete brennende Kerze aus dem Dom in d
Hand halten, welches anfänglich mit vielem Zi
tern geschahe. Am Ende des langen verstärkte
Exorcismi ward ihr die Monstranz auf den Ko
gesetzt, wogegen sich der Teufel nur schwach spe
rete. Endlich höreten alle bisher gewöhnlich
Bewegungen auf, und der Teufel gab auf di
Fragen des Exorcisten schon keine Antwort meh
Dieser schloß daraus, daß sein Abschied nic
mehr weit sey, und beschwor ihn, seinen Na
men zu sagen, da er denn mit schwacher kranke
Stimme antwortete, Oloff heisse ich. Der Ex
orcist befahl ihm hierauf sein Fuchsgeschrey z
machen, welches aber eben so lahm und kraftlo
ausfiel; womit denn die Arbeit dieses Tages be
schlossen ward. Indessen mußte er sich wied
ein wenig erhohlet haben, denn den folgende
Tag fing er nach einer Beschwörung, welche drit
halb Stunden gedauert hatte, wieder an zu k
pituliren, und verlangte die Kanzel zu Lich, di
ihm aber abgeschlagen ward, worauf er sich den
zufrieden gab. Den 4ten befand der Geistlich
für gut, um den Teufel recht zu kränken, na
dem gewöhnlichen Exorcismus, die von ihm au
Papier geschnittenen Figuren zu bespeyen, un
Füßen zu treten, und darauf auf geweihete
Feuer mit geweihetem Schwefel und stinkende
Rauchwerke zu verbrennen, mit dem christliche
Fluche, daß dieses Feuer seine teuflische Sub
stanz ewig peinigen und brennen solle; worau
dieser mit eine matten Fuchsmgeschrey antwo

tete. Den 5ten war er den ganzen Exorcismus über ruhig, daher der Geistliche ihn beschwor, ein Zeichen seiner Gegenwart zu geben, worauf er stöhnte, als einer der in den letzten Zügen liegt. Damit nun dem todtkranken Teufel niemand aus der Hölle zu Hülfe kommen möchte, so wurde allen Teufeln der Weg durch eine neue Beschwörung verrennet. Auch im Bade verhielt er sich ruhig, und gestand auf Befragen, daß er zwar noch zwischen den Rippen des Mädchens sitze, aber keine Gewalt mehr habe, sie zu plagen. Die folgenden Tage gingen eben so ruhig vorüber, indem der Teufel, wenn er ein Zeichen seiner Gegenwart geben sollte, nur noch wie ein krankes Schwein grunzete. Wer den 9ten war er wieder so ungezogen, daß er einen Priester, der mit dem Mädchen den Rosenkranz bethen wollte, weidlich bey den Haaren ruckte; doch hatte er keine weitere Gewalt über ihn. Die folgenden Tage wurden die Zeichen seiner Gegenwart immer schwächer, ein gelindes Zittern, ein ohnmächtiges Fuchsgeschrey, und ein leises Grunzen war alles was man aus ihm heraus bringen konnte. Den 19ten ward er daher nach dem gewöhnlichen Exorcismus durch die Kraft des heil. Sacramentes im höchsten Grade beschworen, den Augenblick aus dem Mädchen zu weichen, worauf diese in einen tiefen Schlaf fiel, während dessen der Exorcist seine Beschwörung tapfer fortsetzte. Endlich that die Besessene zwey bis drey Stöße mit dem Leibe gegen das Venerabile,

diger hatten, so fingen sie sehr bald allzuwer-
wildern, zumahl nachdem um 1685 einige aus
ihrer Mitte, die eben so roh und ungebildet wa-
ren, als die meisten übrigen, anfingen, den
übrigen zu predigen, und damit Beyfall fanden.
Es kann seyn, daß die wilde romantische Gegend
Einfluß auf ihre Einbildungskraft hatte genug,
er riß auf einmahl die plumpeste Schwärmerey
unter diesen verwilderten Haufen ein, und es
fanden sich viele, welche unmittelbare Eingebun-
gen und Offenbahrungen haben wollten, weissag-
ten, Wunder thaten, und die ohnehin schwachen
Köpfe völlig verrückten. Das Gerücht davon
breitete sich sehr bald in die umliegende Gegend
aus und kam endlich bis nach Paris, wo man
jetzt erst ihr Daseyn erfuhr, und sie mit Gewalt
zur Römischen Kirche zurück zu führen beschloß.
Der Graf von Broglio schickte als Intendant der
Provinz zuerst einige Truppen wider sie aus;
allein die Sevenner stellten sich wider die Ge-
wohnheit solcher Schwärmer zur Wehre, und da
sie alle Vortheile des unzugänglichen Bodens für
sich haben, so wurden die Truppen geschlagen.
Der Hof verdoppelte seinen Ernst, und schickte
den Marechal de Montreuil mit 3000 Mann
dahin, welcher den Sevennern, oder wie man
sie auch nannte, Camisards, anfänglich einen
Frieden anbot, aber da sie denselben verwarfen,
und ein Manifest herausgaben, worin sie behaup-
teten, daß sie ihre Gewissensfreyheit mit Gewalt
vertheidigen müßten, eine blutige Verfolgung

wider sie [illegible], indem er alle diejenigen, welche ihm in die Hände fielen, peinlich behandeln, und eine große Anzahl derselben hinrichten ließ. Es ist eine bekannte Bemerkung, daß jede Art der Schwärmerey unter der Verfolgung nur neue Kräfte gewinnet, und diese Erscheinung ist nicht schwer zu erklären. Die Schwärmerey ist die Frucht einer ausschweifenden und überspannten Einbildungskraft; gesellen sich empörte Leidenschaften dazu, so gehet sie in Fanatismus und Wuth über. Durch die Verfolgung werden sowohl die Einbildungskraft als die Empfindungen noch mehr erhitzt, was Wunder, daß sich auch die darauf gegründeten Vorurtheile ausbreiten und verstärken.

Kurz, die Verfolgung machte die Sevenner nur noch hitziger; sie wählten einen aus ihrer Mitte, Nahmens Rouland, zu ihrem Anführer, und thaten eine so verzweifelte Gegenwehr, daß die königlichen Truppen, ihrer Ueberlegenheit ungeachtet, in mehrern Gefechten den Kürzern zogen. Da sie dadurch neuen Muth bekamen, so spannten sie auch ihre Entwürfe höher, und erklärten in einem öffentlichen Manifeste, daß sie die Waffen nicht eher niederlegen würden, als bis das aufgehobene Edikt von Nantes wieder hergestellet würde.

Es ist natürlich, daß die Verbitterung ihrer Feinde dadurch zunahm, und man that den Camisards, welche ihnen in die Hände fielen, alle [illegible] Marter an. Diese rächeten

sich hingegen, wenn sie konnten, verbrannten die katholischen Kirchen, und vergalten denjenigen von den königlichen Truppen, welche ihnen in die Hände fielen, ihre Grausamkeit mit Wucher. Zugleich waren sie gegen die königlichen Truppen von Zeit zu Zeit glücklich, so daß sich Montreuil vor ihnen sogar auf das Schloß Ca[illegible]non zurückziehen mußte.

Der Hof gab nunmehr alle Hoffnung, diese Leute mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen, beynahe auf, daher Montreuil auf Befehl des Hofes den 21sten Jul. 1703 auf das neue mit ihnen in Unterhandlung treten mußte. Er versprach ihnen, daß sie Freyheit haben sollten, ungehindert aus dem Lande zu ziehen, wobey man ihnen nicht allein Lebensmittel und Fuhrwerk geben, sondern auch einem jeden von ihnen einen Louisd'or auf der Gränze reichen wollte. Sie schlugen auch dieses Anerbiethen unter dem Vorwande aus, daß sie schon mehrmals hintergangen worden, daher sie den Worten des Hofes nicht trauen könnten; zugleich verlangten sie, man sollte ihnen die freye Uebung ihrer Religion lassen, so wollten sie sich als getreue Unterthanen ruhig verhalten.

Allein [illegible] eben, was man ihnen nicht bewilligen wollte, daher der Krieg seinen Fortgang hatte. Montreuil [illegible] keine Grausamkeit unversucht, [illegible] zu sehen, und kein Mittel, sie zu [illegible]. Allein [illegible] seine Bemühungen [illegible] Zeit

vergebens, indem sich einen Nahmens Johann Cavalier zu ihrem Anführer aufwarf, dem es, eine reichliche Dosin Schwärmerey mit eingerechnet, nicht an Muth und Geschicklichkeit fehlte, seine schwärmerischen Brüder zu vertheidigen, daher auf beyden Seiten viel Blut vergossen, und manche Grausamkeit ausgeübet ward.

Der Hof ward über diesen schlechten Erfolg ungehalten, und da er glaubte, die Schuld liege an der Ungeschicklichkeit des Marechals de Montreuil, so ward dieser zurück berufen, und den 12ten April 1704 dem Marechal de Villars das Commando übergeben. Um die Sevenner zugleich einzuschläfern, gab man öffentlich vor, Montreuil werde bloß darum zurückberufen, weil der Hof dessen übertriebene Strenge mißbillige. Villars machte den Anfang gleichfalls mit der Güte, trat mit den Häuptern der Sevenner, Cavalier, Rouland, Rapanel und Calinat in Unterhandlung, und versprach ihnen alles, was er wollte oder konnte, wenn sie die Waffen niederlegen oder aus dem Lande gehen wollten. Cavalier capitulierte und erhielt freyen Abzug, allein die übrigen wollten noch immer die Wiederherstellung des Edikts von Nantes erzwingen, daher der Krieg und mit ihm auch die Grausamkeiten ihren Fortgang hatten. Endlich wurden die Mißvergnügten durch die unaufhörlichen Gefechte geschwächt, ihre besten Anführer blieben entweder oder capitulierten und bekamen freyen Abzug. Dahingegen auch [illegible] die übrigen sich

nach und nach verliefen, und sich theils in die Schweiz, theils in Deutschland und Holland, theils aber auch in England zerstreueten.

Es war nothwendig, dieß von der Geschichte der Gevenner überhaupt voraus zu schicken, weil sonst die folgende Geschichte sehr unverständlich seyn würde. Marion war einer der vornehmsten unter ihnen, weil er von einem bessern Stande war, als die meisten übrigen, auch ein wenig studiert hatte, vornämlich aber, weil er es in der Schwärmerey am weitesten gebracht hatte, oder vielmehr, um mich in der Sprache der Kunst auszudrücken, weil der Geist Gottes zwiefach auf ihn ruhete, und ihn vorzüglicher Offenbahrungen würdigte.

Er war aus Barre in den obern Sevennes gebürtig, wo er um 1679 gebohren war, und ward von seinen Aeltern nach Toulouse geschickt, sich den Rechten zu widmen, hatte sich auch bereits drey Jahre bey einem Parlaments-Advokaten aufgehalten, um sich zur Praxi geschickt zu machen. Er war in der reformirten Religion erzogen worden, allein, da diese damahls sehr gedruckt wurde, so mußte er sich äusserlich katholisch stellen, in die Messe gehen und alle Gebräuche der römischen Kirche mitmachen, worin seine Eltern ihm mit ihrem Beyspiele vorhandeten. Es stiegen ihm zugleich allerley Zweifel bald wider die eine, bald wider die andere Religion auf; allein, da er nicht im Stande war, sich selbige zu beantworten, so blieb er in einem Zustande

der Ausschlüssigkeit. Indessen nahmen die Begeisterungen und Offenbahrungen in seinem Vaterlande überhand, das Gerücht davon erscholl bis nach Toulouse, und nunmehr gingen ihm auf einmal die Augen auf. Er lernte die Abgötterey der römischen Kirche auf das lebhafteste einsehen, und faßte den festen Entschluß, oder vielmehr, Gott selbst legte den festen Entschluß in sein Herz, ehnen so abgöttischen Ort, als Toulouse war, zu fliehen, und wieder in sein Vaterland zu gehen. Er reisete daher um den Anfang des Oktobers 1701 von da ab, und als er in Bavre anlangte, so hörete er, daß der Geist der Weissagung sich der ganzen Gegend bemächtiget habe, und daß besonders junge Leute und selbst kleine Kinder häufige Entzückungen und Offenbahrungen bekämen, und in denselben ganz herrliche Sachen aussprächen. Das machte ihn stutzig, noch mehr aber, als eine Person in seiner Gegenwart in Entzückung fiel, da er denn noch nicht wußte, was er davon denken sollte. Allein nachdem er einigen Versammlungen solcher Inspirirten beygewohnet hatte, worin sie sich auf eine unaussprechlich starke und pathetische Art ausdrückten, so riß die göttliche Sprache dieser bewunderungswürdigen Kinder ihn mit einer unwiderstehlichen Gewalt dahin, und er wünschte sich gleichfalls wieder zu werden, wie ein Kind.

Als er bald darauf einer Versammlung beywohnte, welche er selbst zusammen berufen hatte, und worin ein gewisser Castanet eine von

[illegible] Rede hielt, so empfand er eine ihm bis dahin ganz unbekannte Bewegung, und zugleich eine gehende Freude, nebst einem innern Gefühl der Gnade Gottes, so daß er so vergnügt war, als wenn er sich in dem Himmel befunden hätte. Ein gewisses Feuer bemächtigte sich seiner Brust, und verursachte ihm eine Art von Bedrückung, die ihm doch nicht beschwerlich war, die ihm aber dennoch tiefe Seufzer auspreßte. Zugleich hatte sich sein Körper ein wenig verdrehet, und er befand sich eine starke Viertelstunde in diesem Zustande, hatte aber dabey nur noch sehr wenige Verzuckungen.

Nun daß nun doch schon ein guter Anfang, woraus ein Kunstverständiger bald sehen konnte, was aus dem Knaben werden würde. Man sagt gemeiniglich, die Schwärmerey steckt an, wie der Schnupfen, und sagt darin sehr wahr. Sie bestehet in einer erhitzten Einbildungskraft und Empfindung, welche eben diese Wirkung ganz natürlich auch auf den Zuschauer hervorbringet; wenn er sich nicht mit sein bißchen Vernunft gegen die Ueberraschung waffnet.

Doch die kleine Freude wäre ihm bald versalzen worden. Die Verfolgungen gegen den Geist Gottes, wie man es in den Sevennes nannte, hatten bereits ihren Anfang genommen, und so bald der Abt von Chaplar, und der katholische Pfarrer des Orts, Meidge, erfuhren, daß er den Versammlungen beygewohnet habe, so ließen sie ihn in Verhaft nehmen. Allein er kam

dasmahl noch so leidlich davon, weil beyde sich mit 10 Louisd'or abspeisen ließen, die sein Vater bezahlen mußte, da man ihn denn wieder in Freyheit setzte; doch mußte er versprechen, wieder nach Toulouse zu gehen, und seines Berufes abzuwarten, ein immer sehr kluger Schritt, indem hinlängliche Beschäftigung des Verstandes das sicherste Mittel wider die Schwärmerey ist.

Der Tropf reisete auch wirklich nach Toulouse ab, allein er war schon zu tief angeschossen, daher er sehr bald das andächtige Heimwehe bekam, und im Julius 1700 wieder nach Barre reisete, in der Absicht, wenn es ja nicht anders seyn könnte, lieber das Königreich zu verlassen, als länger an einem so abgöttischen Orte zu bleiben. Kaum war er zu Hause angekommen, so erfuhr er, daß der Geist der Weissagung schon seine beyden jüngern Brüder ergriffen hatte, und man kann sich vorstellen, was das für eine Freude für ihn gewesen seyn muß. Der Vater, der vermuthlich den Segen in seiner Familie eben so gern sahe, hatte ihm schreiben wollen, daß er zu Hause kommen sollte, allein einer seiner Söhne sagte in der Begeisterung, es sey nicht nöthig, daß man dem Bruder schriebe, weil er ohnehin kommen würde; und da das noch einigen Tagen glücklich eintraf, so war die Offenbahrung ausser allem Streite.

Elie hatte seinen Vater beredet, ihn mit seinen beyden Brüdern auf Reisen gehen zu las-

sen, damit sie ihren Offenbahrungen in völliger Freyheit nachhängen könnten. Allein den Abend vor ihrer Abreise hörte sein Bruder die Stimme des Geistes, welche zu ihm sprach: „Ich sage „dir, mein Kind, daß wenn ihr jetzt abreiset, „ihr euren Feinden in die Hände gerathen werdet. „Allein in kurzem sollen eure Feinde selbst euch „sicher an den Ort bringen, welchen ihr nur selbst „wollen werdet.“ Die Reisegesellschaft gehorchte, und achtzehn Monathe darauf traf die Weissagung des jüngern Bruders glücklich ein, weil Elie capitulierte, und darauf mit seiner ganzen Familie sicher nach Genf gebracht ward.

Zu Anfange des Jahres 1703 bekam der unsrige, da er sich eben in einer Versammlung befand, in welcher sein Bruder wieder eine Offenbahrung hatte, auf einmal eine große Hitze, welche sich seines ganzen Herzens bemächtigte, und sich durch seinen ganzen Leib verbreitete. Er befand sich dabey gleichfalls wieder ein wenig beängstigt, welches ihm denn heftige Seufzer auspreßte, die er, um der Gesellschaft willen, so lange zurück hielt, als er nur konnte. Einige Minuten darauf bemächtigte sich eine Macht, der er nicht widerstehen konnte, seiner so sehr, daß er auch ein lautes, mit heftigen Schluchzen unterbrochenes Geschrey ausstieß, und Ströhme von Thränen vergoß. Die Ursache dieses Paroxismus waren die unzähligen Bilder seiner Sünden, welche ihm auf einmahl in schwarzen

ſchrecklicher Geſtalt erſchienen, die ihn wie eine ſchwere Laſt ſo niederdrückten, daß er auch den Kopf mußte ſinken laſſen. Jemehr ſie drückten, deſto heftiger ward ſein Geſchrey und deſto häufiger ſeine Thränen. Die Bilder erfüllten ſeinen Geiſt mit Abſcheu, und in ſeiner Angſt konnte er weder reden noch zu Gott beten. Bey dem allen empfand er doch ſo etwas gutes und ſeliges, daß es ihm nicht möglich war, weder zu murren, noch zu verzweifeln.

Ich glaube, der Pinſel hat in dieſer ganzen Geſchichte den ganz begreiflichen Fortſchritt einer angeſtrengten und ſtufenweiſe erhitzten Einbildungskraft und Empfindung wider ſeinen Willen ſo wahr geſchildert, daß man das Natürliche darin nicht wird verkennen können. Man bringe einen lebhaften vollblütigen Menſchen in dieſem Zuſtande ſeiner Seele in eine volle Verſammlung anderer Schwärmer, die ſich aus Furcht vor ihren Verfolgern in engen, abgelegenen und vielleicht dumpfigen Orten verſammeln müſſen, da bey alle ihre Einbildungskraft auf die Folter ſpannen, und folglich die Ausdünſtung und Dicke der Luft dadurch noch vermehren, ſo mag ich für die Folgen nicht ſtehen.

Sein Bruder, der ſchon geübter war, merkte, wo es dem armen Sünder fehlte, und um ihm Luft zu machen, ſo bekam er eine zweyte Entzückung, in welcher er den Ausſpruch that, daß ſeines Bruders Sünden ihm die gegenwär-

rige Angst auspreßten, und nunmehr folgte ein langes, weitläuftiges Verzeichniß derselben, welches er vor jedermann laut hersagte. Elie begleitete dasselbe mit Heulen und Schluchzen, und als das schöne Register zu Ende war, so fand er sich um ein vieles leichter. Nach und nach ward er auch ruhiger, und kam in den Stand, Herz und Stimme zu Gott erheben zu können. Er brachte die Nacht sehr angenehm zu, aber bey dem Erwachen bekam er die ersten Bewegungen, welche mit häufigen Seufzern vermischt waren. Und dieses begegnete ihm nunmehr vier Wochen lang, alle Tage drey bis vier mahl; diese ganze Zeit brachte er mit Fasten und Beten zu, und am Ende derselben war der Schwärmer fertig. Es war natürlich, daß er jetzt ein ganz anderer Mensch war; was ihm vor diesem Durchbruche das angenehmste gewesen war, ward ihm nunmehr zuwider. In den gedachten vier Wochen hatte er nur stumme Entzückungen gehabt, allein nunmehr ward auch seine Zunge entbunden, und der Geist konnte sie gebrauchen, wie er wollte. Der Narr war vor Freude ausser sich, als er auf einmahl einen Strohm heiliger Worte aus seinem Munde fliessen hörte, die er nicht erfinden konnte, und welche seine Ohren entzückten. Gleich in der ersten Inspiration, deren er gewürdigt ward, sagte der Geist zu ihm: „mein „Sohn, ich habe dich von deiner Mutter Leibe „an zu meiner Ehre bestimmet;“ man kann denken, wie sich der Fantast dabey wird gebrü-

ſet haben. Aber der Geiſt, auf deſſen Einfluß er ſo ſtolz war, war gewiß nicht von der friedfertigſten Art, denn er befahl ihm zugleich zu den Waffen zu greifen, und zu ſeinen Brüdern zu gehen, welche bereits ſeit ſechs Monathen tapfer für die Sache Gottes ſtritten. Er ging alſo zu Anfang des Februars aus Barre in das Gebirge, und ließ ſich bey einem Haufen Camiſards anwerben, welchen er nachmahls ſelbſt anzuführen bekam.

Es kommt bey dieſer Gelegenheit ein Beyſpiel der ſeltſamen Kriegeszucht vor, welche dieſe Schwärmer beobachteten, und welche ganz darauf geſtimmt war, blinde und verzweifelte Verfechter ihrer Vorurtheile aus ihnen zu bilden.

Um Oſtern 1703 ſtieß der Haufe des Bruders Caſtanet zu dem Haufen des Abraham Mazel. Salomon Couderc, der mit Abraham commandirte, und unter andern Gaben auch vortrefflich ſchwatzte, und ihr beſter Prediger war, bekam von dem Geiſte Befehl, die beyden vereinigten Haufen zu reinigen, weil ſich viele darunter befänden, welche ſich noch auf gewiſſe weltliche Art zu vergnügen ſuchten, andere aber den Befehlen ungehorſam geweſen waren. Zugleich befahl der Geiſt ihm, dieſen vereinigten Haufen, welcher aus 4 bis 500 Mann beſtand, in Linien zu ſtellen, und diejenigen heraus zu ziehen, wel-

che ihm der Geist andeuten würde. Er gieng hierauf vom Geiste ergriffen, mit heftigen Bewegungen durch die Glieder, sahe Mann für Mann starr an, wobey der Geist ihm jedesmahl diejenigen heimlich andeutete, welche verworfen waren, die er denn aus den Gliedern zog, worauf sie an einen besondern, ihnen angewiesenen Ort treten mußten. Die armen Teufel, welche eben solche Schwärmer waren, als ihre Vorgesetzten, gehorchten mit vielen Thränen, und warfen sich an dem Orte, wohin sie gewiesen wurden, auf die Knie. Unser Marion hatte bereits ein kleines Commando; daher war er nicht verbunden, sich mit denen, welche solcher Gestalt in den Schmelztiegel geworfen wurden, in Reihe und Glieder zu stellen, welches ihn denn sehr wohl behagte, indem diese fürchterliche Execution, so bald Bruder Salomo sie bekannt machte, ihm schon Zittern und Beben verursachte. Er schlich sich daher mit noch einigen andern hinter die Fronte, wo er dem Auftritte mit Beten und Schluchzen zusahe. Der Verworfenen waren 60 bis 70. Indem diese auf dem ihnen angewiesenen Platze auf den Knieen lagen und heulten und weinten, hielt Bruder Salomo, der noch immer von dem Geiste ergriffen war, eine herrliche Rede an die übrigen, deren gutes Verhalten war belohnet worden. Gleich darauf empfieng er einen geheimen Wink von dem heiligen Geiste, worauf er den Aus-

geschiedenen Befehl gab, näher zu treten. Die ganze Versammlung zerfloß in Thränen, und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Die armen Sünder nahesten sich mit Zittern und Schaudern, und mußten nunmehr zuvörderst eine derbe Strafpredigt des Geistes anhören, worauf er ihnen erklärte, daß das Opfer des zerknirrschten Geistes Gott angenehm gewesen wäre, und daß sie wieder zu Gnaden wären aufgenommen worden. Nunmehr weinte alles vor Freude; die Ausgeschiedenen traten wieder in ihre Glieder, und Salomo beschloß die Execution mit einem herrlichen Gebete. Nachdem dieses zu Ende war, gerieth der Geist über unsern Marson, der indessen hinter der Fronte auf seinen Knien gelegen hatte, und der nunmehr allerley schöne Sachen sagte, und häufige Thränen der Freude vergoß. Allein es waren nicht Thränen von der gewöhnlichen Art, sondern blutrothe Thränen, welche auf seine Kleider, auf seine Flinte, und selbst auf die Erde fielen. Die Sache muß wahr seyn, denn sie geschahe, wie er hinzu setzt, um das Vernehmen am hellen Mittage.

Da diese Schwärmer keine ordentlichen Geistlichen unter sich hatten, so sahe es mit ihrem Gottesdienste sehr unordentlich aus; allein der innere Geist wußte auch hier Rath. Es befand sich unter ihnen einer Nahmens la Vabaye, welcher unter andern auch die Gabe des Predigens besaß, und einen gehei-

men Befehl bekam, das heil. Abendmahl auszutheilen. Allein, als er die Wichtigkeit einer solchen Handlung näher überlegte, so setzte seine Unwürdigkeit ihn in Schrecken. Allein indem er sich so mit seinen Zweifeln plagte, ergrif der Geist ihn, schütterte ihn tüchtig, und ließ ihn dann die Worte mit lauter Stimme aussprechen: es sey der Wille Gottes, daß sein Diener seinen Befehl vollziehen, und nach den erhaltenen Befehlen sein Volk trösten sollte. Nach diesem Befehle bereitete sich alles zu gehorchen; aber da die armen Tropfen nicht einmahl wußten, wie das Abendmahl ausgetheilet werden müßte, so fragten sie erst andere darum, welche ein wenig mehr Erfahrung hatten. La Vakette machte den Geistlichen, und theilte dem Volke Brod und Wein aus, Marion aber stellte den Diaconus vor, und reichte ihm den Kelch. Vorher und nachher wurden herrliche Predigten gehalten, denn der Geist zeigte sich bey dieser feyerlichen Gelegenheit vorzüglich geschäftig, und legte ihnen die erbaulichsten Dinge in den Mund.

Gegen Abend erhielt Marion eine Inspiration, in welcher der Geist ihn mit lauter Stimme sagen ließ: „Ich sage dir, mein „Sohn, und versichre dir, daß sich die Engel im Himmel über euch an diesem Tage gefreuet haben.“

Von dieser Zeit an theilten sie das Abendmahl alle drey Monathe aus, und der Bruder

Abraham verrichtete dabey auf Befehl des Geiſtes ein ſonderbares Amt. Er ſtellte ſich allemahl an den Altartiſch, richtete die Augen auf die Verſammlung, und wies alle diejenigen ab, von welchen der Geiſt ihm ſagte, daß ſie ſich nicht hinlänglich vorbereitet hätten, da er ſie denn ermahnete, erſt hinzugehen, und zu beten, und alsdann wieder zu kommen.

Um wieder auf unſern Schwärmer zu kommen, ſo ward er gegen den Anfang des Maimonathes 1703 in dem Dorfe Ferrieres bey Barre, an dem hellen Mittage von dem Geiſte ergriffen, da er denn, nachdem er tüchtig von demſelben war geſchüttelt worden, folgendes Geſicht hatte. Zuvörderſt mußte er folgende Worte ausſprechen: „Ich ſage dir, „mein Sohn, daß eben jetzt ein Menſch zu „einem deiner Feinde gegangen iſt, und ſich „erbiethet, dich ihm auszuliefern. Dieſer „Menſch wohnet dir zur linken Hand, und er „wird morgen der erſte in der Verſammlung „ſeyn. Ich werde dir ihn zeigen.“ Sogleich zeigte der Geiſt ihm dieſen Menſchen, wie er mit dem Hrn. Campredon, Subdelegirten des Intendanten von Barre herum ging, und er ſahe ihn ſo leibhaftig, als wenn er in eben demſelben Zimmer geweſen wäre. Aber er ſahe nicht nur, ſondern er hörte ihn auch ſehr deutlich und vernehmlich reden. Er hörte und ſahe noch mehr; er ſahe die Gattinn des Campredon, wie ſie gieng und zuging, und ſich zu

weilen in das Gespräch mischte. Campredon erkundigte sich bey dem Bauer nach dem Marion und la Valette, welcher jetzt ihr vornehmster Prediger war, und sagte, wenn man nur diese beyde bekommen könnte, so würde das das beste Mittel seyn, die Ruhe in der Gegend wieder herzustellen. Der Subdelegirte sagte ferner zu dem Bauer: Du wirst die Freunde machen, und sowohl der Intendant als auch der Marschall von Montreuil werden dich belohnen, du kannst dich darauf verlassen; ich für meinen Theil will dir zehn Thaler geben, und machen, daß du deinen Prozeß gewinnen sollst. Der versprach alles, und versicherte, daß er den folgenden Tag in die Versammlung gehen, und nach derselben den Aufenthalt der beyden gedachten Personen ausspüren wollte, damit Campredon sie daselbst könne aufheben lassen.

Nachdem diese Operation des Geistes vorüber war, erzählte Marion sein Gesicht dem la Valette und beschrieb ihm den Verräther, so wie er ihm war offenbahret worden, Haar klein. Den folgenden Tag ging er in die Versammlung, und als man eben einen Psalm sang, ergrif der Geist ihn, und ließ ihn mit lauter Stimme ausrufen, daß der Verräther eben in die Versammlung getreten sey. Zugleich wiederholte er das ganze Gespräch, welches den Tag vorher mit dem Subdelegirten vorgefallen war. Nachdem er von seiner Ent

zückung wieder zu sich selbst gekommen war, sahe er den falschen Bruder an, den er nach dem in der Offenbahrung von ihm gesehenen Bilde sogleich erkannte, und der blaß und zitternd da stand.

Da der Geist dem Marion in Ansehung der Bestrafung nichts verordnet hatte, so beschloß er, ihm nach der Versammlung bloß einen Verweiß zu geben; allein, als man indessen mit andern Dingen beschäftiget war, entwischte er. Marion und la Valette ließen ihn indessen durch ein paar andere Personen zur Rede stellen, und da gestand er zwar die Unterredung, behauptete aber, daß er nie Willens gewesen sey, das Verlangen des Subdelegirten zu erfüllen. Marion ließ es billig dabey bewenden, weil der Geist ihm in Ansehung dieses Punktes keinen Aufschluß gegeben hatte.

Durch solche armselige Kunstgriffe wußten ein paar Verschlagene das arme unwissende Volk in der Täuschung und dem Aberglauben zu erhalten. Allein einer seiner Brüder hatte es in dergleichen Gaukeleyen noch ein wenig weiter gebracht. Dieser bekam einmahl in seines Vaters Hause in einer ansehnlichen Gesellschaft eine Entzückung, in welcher er wider den Unglauben und besonders wider den Geist declamirte, und damit auf eine gewisse Frau zielte, welche sich in der Gesellschaft befand. Nachdem die Predigt eine Zeitlang gedauert hätte, sagte der Geist aus ihm: „Samuel, mein Sohn, die Leute überre-

„get werden, daß ich es bin, der aus dir redet, „so sollst du dich mit Messern in die Brust sto„ßen, ohne daß du sollst verwundet werden. „Fürchte dich nicht, denn du sollst dich nicht ver„letzen. Hierauf forderte der Taschenspieler Mes„ser, allein es war nur eins da, welches aber groß, scharf und spitzig war, und womit er sich mit der größten Heftigkeit auf die Brust, den Magen und den Unterleib stieß, ohne sich zu verletzen, denn das Messer prallte ab, als wenn sein Leib von Eisen gewesen wäre. Jedermann ward darüber bis zu Thränen gerührt, besonders das alte Mütterchen, welches nunmehr vermuthlich ihr Geld gerne hergab.

Da Marion einen so grossen Einfluß unter den aufrührischen Camisards hatte, so war es kein Wunder, daß man ihm vorzüglich nachstellete. Die Französischen Beamten beobachteten dabey das Haus seines Vaters zu Varre sehr sorgfältig, und der unsrige gestehet selbst, daß er und sein Anhang aus demselben mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen sey versorget worden. Allein der heilige Geist, der seine Brüder fleißig besuchte, sorgte für alles und bewachte das ganze Haus. Es lag eine Besatzung in dem Flecken, welche alle Ausgänge besetzt hielt, und jedermann, der aus dem Orte ging, genau durchsuchte, ob er auch den im Gebirge befindlichen etwas zuschleppte. Allein von der Familie des unsrigen ward niemand entdeckt, weil sie allemahl den heiligen Geist um Rath fragten, der denn

auch gleich fertig mit der Antwort war. Folgendes Beyspiel beweiset es zur Genüge.

Marions jüngerer Bruder, Mahmens Peter, griff auf Befehl des Geistes zu den Waffen und schlug sich zu den Rebellen, und nunmehr ward das Haus ihres Vaters ganz natürlich verdächtiger als jemahls, daher seine Feinde auch den Entschluß faßten, ihn ohne allen Prozeß in der Stille hinrichten zu lassen, zumahl da sich das Gerüchte verbreitete, daß der alte Marion die Besatzung, welche aus ungefähr 400 Mann bestand, den Aufrührern in die Hände liefern wollte. Ein Freund des Kamissards erfuhr den Anschlag des Camperdon und gab dem Alten sogleich Nachricht davon, rieth ihm auch, sich auf der Stelle aus dem Staube zu machen. Allein dieser hatte einen andern unsichtbaren Rathgeber. Er rief sogleich seinen jüngsten Sohn und befahl ihm, den Geist zu befragen. Sobald dieser ein paar Stunden gebetet hatte, fiel er in eine Entzückung, und bekam heftige Convulsionen, in welchen der Geist folgendes aus ihm sprach: „Habe guten Muth, mein Sohn, „ich sage dir, daß weder dein Vater noch irgend „jemand aus diesem Hause etwas zu fürchten „hat. Ich sage dir, daß ich einen seiner Feinde „erweckt habe, welcher selbst für ihn bitten, und „Gnade für ihn erhalten wird.“ Der Alte bekam nunmehr festen Muth und blieb zu Hause, und wirklich legte der Befehlshaber der Besatzung, Hr. Dolle, eine Vorbitte für den alten Marion

ein, und stellte vor, daß er sonst ein guter Mann sey, der vielen Menschen Gutes thue; vornehmlich aber, daß seine bey den Rebellen befindlichen Söhne den Tod des Vaters rächen und das Städtchen plündern würden. Zugleich versicherte er, daß er sich mit seiner Besatzung dieser Gefahr nicht aussetzen, sondern sich sogleich wegziehen wolle, wenn Campredon bey seinem Vorhaben bleiben sollte. Dieß machte Eindruck, und man beschloß, den Alten diesmahl blos zu schrecken, daher man ihn in Verhaft nahm, ihn aber mit einem Verweise wieder fortschickte.

Am Osterfeste 1704 fiel Abraham Mazet in der Versammlung in eine heftige Verzückung, in welcher der Geist unter andern aus ihm sagte: „Ich sage dir, mein Sohn, daß einer „deiner vornehmsten Brüder, welcher hier gegenwärtig ist, und die Gabe des Predigens bekommen hat, von der Hand seiner Feinde sterben wird.“ Nachdem die Entzückung vorbey war, sahe er alle, die die Gabe zu predigen hatten, einen nach dem andern an, und heftete darauf seine Augen auf den Bruder Moulines, welcher einen kleinen Haufen commandirte. „Bruder, sagte er zu ihm, bereite dich; denn du „bist es, den Gott meinet.“ Dieser nahm den Befehl mit tiefer Verbeugung an, und ward den 15ten oder 16ten May wirklich erschossen.

Aber die Gabe der Prophezeihung war nicht die einzige Wundergabe, deren sich diese Fanatiker rühmten. Manche derselben waren auch

fest, so daß die Kugeln vor ihnen niederfielen, oder in ihren Kleidern stecken blieben, aus welchen sie selbige nur herausholen durften. Marion erzählet davon verschiedene Beyspiele. Allein die Gabe der Prophezeihung war doch ihr größtes Palladium, denn sie vertrat ihnen die Stelle der Gesetze und der Anführer, und Marion versichert sehr ernsthaft, daß, wenn ihnen zuweilen etwas zoldriges begegnet sey, es daher gerührt habe, daß sie den Befehlen des Geistes nicht pünktlich gehorchet hätten, oder etwas ohne dessen Befehl unternehmen wollen. Auf Befehl dieses Geistes hätten sie den Satan (ihren rechtmäßigen König,) bekrieget, und alle Reichthümer verachtet, daher sie auch die zeitlichen Vortheile, welche ihnen von den Feinden angebothen worden, jederzeit ausgeschlagen und verschmähet, und wenn sie Städte eingenommen, nie geplündert, sondern die größten Schätze mit kaltem Blute verbrannt hatten. Auch die Anführer wurden auf Befehl des Geistes gewählet, der ihre ganze Kriegeszucht leitete. Auf dessen Befehl hielten sie allemahl das erste Feuer des Feindes auf den Knien aus, und griffen ihn dann unter lautem Singen der Psalmen an. Wenn einer von ihnen in einem Gefechte blieb oder hingerichtet wurde, so beklagte man ihn nie. Ihre Eingebungen lehrten sie bloß, über ihre Sünden und über die Zerstörung der Stadt Gottes weinen. Unter der Leitung dieses Geistes waren sie in den größten Gefahren unerschrocken und fröhlich, und

ließen nie den Muth sinken, wenn sie gleich in den Wüsten und Höhlen der Felsen mit Hunger und Frost zu kämpfen hatten. Wenn ihnen die Last zu schwer werden wollte, so war eine einzige Entzückung im Stande, sie ihnen so leicht wie eine Feder zu machen. Eben so standhaft bewiesen sich diejenigen, welche von dem Feinde gefangen und bald gerädert, bald lebendig verbrannt wurden, indem sie niemahls zagten, sondern den Geist unter beständigen Gesängen und Lobe Gottes aufgaben. — Mit solchen Leuten läßt sich allerdings etwas machen, und die Geschichte aller Zeiten bestätiget es, daß Schwärmer allemahl die gefährlichsten Feinde sind.

Allein endlich mußte der Geist es doch überdrüssig werden, diese Schwärmer zu unterstützen, daher sie nach und nach so geschwächt wurden, daß die übrigen sich nicht länger vertheidigen konnten, daher sich 1705 die meisten von ihnen verliefen und ausser Frankreich zerstreueten. Marion war schon vorher einmahl in die Enge gekommen, und hatte capituliren müssen, da er sich denn mit dem la Valette und einigen andern nach Genf begab. Allein auf Zureden des Holländischen Residenten gingen sie wieder nach Sevennes, ihre verlassenen Brüder zu unterstützen. Marion gestehet zwar, daß das ein förmlicher Bruch seiner Capitulation gewesen, schiebt aber die ganze Schuld auf den Geist, der das Verlangen, und vielleicht auch die Dukaten des Holländischen Residenten unterstützt habe. Und

rnlich ein Geist, der den Aufruhr gegen seinen rechtmäßigen Landesherrn anbefahl und unterstützte, konnte wenig Bedenklichkeiten finden auch den Bruch förmlich beschworner Traktaten zu begünstigen.

Als die Camisards darauf immer mehr in das Gedränge kamen, fand Marion, der sich zum Martyrertode noch nicht reif fand, nebst einigen andern für gut, zum zweytenmahle zu capituliren, da er denn nebst dem Abraham Mazel, Atgier la Valette, David David, Durand Fage und einigen andern gegen das Ende des Augusts 1705 wieder zu Genf ankam, und da er sich nach Lausanne begab, wo sich sein Vater bereits aufhielt. Hier hielt er sich zehn bis eilf Monath auf, da er denn endlich von Gott in verschiedenen Verzückungen Befehl erhielt, nach England zu gehen, wohin sich bereits viele seiner ehemahligen Brüder geflüchtet hatten. Da eben einige seiner Bekannten aus Lausanne diese Reise antreten wollten, so machte sich die schöne Gesellschaft den 23sten Jul. 1706 auf den Weg und langte den 16ten Sept. in London an.

Hier befand sich bereits eine Gemeinde Französischer Flüchtlinge unter dem Namen der Savoyischen Kirche. Als die Vorsteher dieser Gemeine erfuhren, daß verschiedene von den Anführern der Cevenner in London angekommen wären, so ließen sie selbige den 1sten Okt. zu sich bitten, und ließen sich von ihnen den ganzen Vorfall in Niederlanguedoc erzählen, versprachen

ihnen auch allen nöthigen Beystand von Seiten ihrer Gemeine. In einem der folgenden Besuche bey dem Herr. J. du Bourdieu, einem der Aeltesten der Gemeine, wollte Marion seine Künste zeigen, und bekam eine Entzückung, worüber dieser erschrack, und sein Mißfallen nicht undeutlich an den Tag legte. Es wurden in der Folge noch mehrere Conferenzen zwischen der Französischen Gemeinde und den Häuptern der Camisards, worunter sich auch der berüchtigte Johann Cavalier befand, gehalten, da denn die Gemeinde immer mehr hinter die Schliche dieser Schwärmer kam, und sie nicht für ihre Glieder zu erkennen beschloß.

Diese ließen sich dadurch nicht abhalten, das gemeine Volk in London durch ihre Inspirationen und Entzückungen zum Erstaunen zu bringen, und besonders war Marion darin sehr geschäftig, und seine schwärmerischen Paroxismi wurden nunmehr weit feyerlicher, damit sie in einer so großen Stadt als London deste mehr Aufsehen machen möchten.

Er erzählet einen solchen selbst, welchen er bald nach seiner Ankunft in London vom 4ten Nov. 1706 an hatte. Er bekam eine Offenbahrung, daß er drey Tage fasten, und damit den folgenden Tag anfangen sollte. Vermuthlich wollte ihm das Fasten nicht so recht in den Kopf, denn er glaubte anfangs, daß er sich nur bey Tage der Speisen enthalten sollte, aber Abends

essen

essen könnte. Aber der Geist wußte ihm den Kopf bald zurechte zu setzen, denn er befahl ihm sehr bestimmt, sich dreymahl 24 Stunden lang alles Essens und Trinkens völlig zu enthalten. Er gehorchte, und um seine Einbildungskraft noch mehr zu erhitzen, wohnte er alle Morgen und Abend den Betstunden in den Französischen Kirchen bey, und füllte die Zwischenzeit mit Beten und Betrachtungen aus. Am Ende des dritten Tages aß er ein wenig, bekam aber sogleich Befehl noch drey Tage zu fasten; und nachdem diese vorüber waren, und er Abends ein wenig Speise genommen hatte, mußte er zum dritten mahle wieder eben solange fasten. Dabey war es denn kein Wunder, daß er alle Tage seine gewöhnlichen Inspirationen, und den letzten deren gar drey hatte, welche allemahl mit heftigen Verzuckungen verbunden waren. Am Ende dieser Zeit hatte er ganz ausserordentliche Offenbahrungen, deren Inhalt er aber nicht gut fand, bekannt zu machen.

Daß dergleichen Auftritte in London vieles Aufsehen machen mußten, kann man sich leicht vorstellen. Eben so begreiflich ist, daß die Urtheile in einer so groſſen und aus Einwohnern von so verschiedenen Geisteskräften bestehenden Stadt sehr ungleich ausfallen mußten. Kluge und vernünftige Personen hielten diese vorgegebenen Offenbahrungen und Inspirationen für das was sie waren, für plumpen Betrug, und beson-

ders zeichneten sich die Vorsteher der Savoyischen Gemeinde durch ihr kluges Verhalten in dieser Sache aus. Sie wandten alle Mühe an, den Marion und dessen Landesleute durch gütliche Vorstellungen zur Vernunft zurück zu führen; allein als alle Hofnung dazu verschwand, so ließen sie den 5ten Jan. 1707 eine Erklärung an die Thüren ihrer Kirchen anschlagen, worin sie versicherten, daß sie mit diesen betrüglichen Schwärmern in keiner Verbindung ständen, und daß diese nicht zu ihrer Gemeinde gehörten.

Die ersten vorgegebenen Entzückungen und Offenbahrungen dieser Unholden gingen dahin, die Englische Nation zur thätigen Unterstützung ihrer hinterbliebenen Brüder in den Sevennes zu bewegen. Allein als sie sahen, daß der Eindruck, welchen sie etwa bey dem Volke machen konnten, zu schwach war, diese Wirkung hervor zu bringen, die Klügern und Großen aber dergleichen Gaukeleyen verachteten, so stimmten sie den gewöhnlichen Ton aller Schwärmer an, predigten Buße, droheten den Unbußfertigen die Gerichte Gottes, versprachen den Frommen, d. i. solchen Schwärmern wie sie waren, goldene Zeiten, verkündigten den Untergang des Papstthums und eine bevorstehende herrliche Erlösung, wobey überall viele Zeichen und Wunder geschehen sollten. Zugleich gaben sie sich öffentlich für Propheten aus, welche der Geist Gottes zu seiner lieben Englischen Nation geschickt habe, ihr diese Abenteuer bekannt zu machen. Alle diese Pro-

phezeihungen und Offenbahrungen waren von den heftigsten Bewegungen und Verzuckungen des Leibes begleitet, besonders an Kopf und Brust, wobey sie oft stehend oder sitzend bald plötzlich in die Höhe fuhren, bald sich mit der größten Gewalt auf die Erde warfen, die Augen verdreheten, und wie Besessene schaumten.

Da nichts leichter und heftiger ansteckt, als die Schwärmerey, so bekamen sie in London mehrere Anhänger, welche in kurzem eben dergleichen Verzuckungen und Offenbahrungen bekamen, und zwar nicht bloß aus der Classe des niedrigen Volks, sondern selbst unter Personen, von welchen man mehr gemeinen Menschenverstand hätte erwarten sollen. Unter diesen befanden sich besonders Maxim. Misson, Verfasser einer Reise durch Italien, und Herausgeber des bereits erwähnten Théatre sacré des Sevennes; Jean Daude, Nicol. Facio, und Carl Portales. Allein die meiste Verwunderung erregte ein Irländischer Ritter Richard Bulkeley, und ein reicher Engländer, John Lacy, als sie sich zu diesen Wahnsinnigen schlugen. Der letztere war bisher eines der vornehmsten Glieder der Englischen Gesellschaft zur Beförderung der Gottseligkeit gewesen, und hatte schon in derselben gezeigt, daß er einen nicht kleinen Hang zur Mystik hatte, der aber nunmehr alle Gränzen überschritt, daher er noch in dem Jahre 1707 seine eigenen Offenbahrungen unter dem Titel Prophetische

Warnungen in drey Theilen heraus gab, so wie Bulkeley zu gleicher Zeit die Wahrheit dieser Offenbahrungen schrieb.

Dieser Unfug machte nun zu London immer mehr Aufsehen, je länger er dauerte, daher auch der Bischof von London dem Consistorio der Savoyischen Gemeinde auftrug, diese Sache genau zu untersuchen. Das Consistorium hatte verschiedene Conferenzen mit den Schwärmern, hörte Zeugen ab, und that alles, der Sache auf den Grund zu kommen, welches denn bey einem so plump gespielten Betruge nicht schwer war. Nachdem dasselbe nochmahls vergebliche Versuche gethan hatte, diese Leute zur Mißbilligung ihres Unfuges zu bringen, so that es endlich den Ausspruch, daß die vorgegebenen Entzückungen und Offenbahrungen, welche ohnehin der Weisheit des heil. Geistes unanständig wären, freywillige und ganz natürliche Bewegungen wären, und daß auch ihre vorgegebene Weissagungen ungereimte und widersprechende Dinge enthielten, welche zum Theil schon durch den Ausgang wären widerleget worden. Dieses Urtheil ward den 10ten April in den Savoyischen Kirchen abgelesen, und auch ein Exemplar davon den übrigen Französischen Kirchen zugeschickt.

Doch dieser Schritt hatte keine andere Wirkung, als daß unsere Inspirirten noch unbändiger wurden. Sie antworteten dem Savoyischen Consistorio den 24sten April durch eine Gegenerklärung, worin sie alles für die abscheulichsten

Verläumdungen erklärten, und ſich auf Gott, als den Kenner der Herzen und Geſinnungen beriefen. Dieſe Erklärung war von Marion, Durand Fage und Johann Cavalier unterſchrieben *). Auſſerdem gaben Facio, Daude und Portalis noch in eben dieſem Jahre 1707 des Marion Weiſſagungen unter dem Titel Advertiſſements prophetiques heraus, in deren Vorrede ſie ſehr heftig wider die Acte des Savoyiſchen Conſiſtorii eiferten, und die Wahrheit ſowohl ihrer Prophezeihungen, als auch der von Gott durch ſie gewürkten Wunder auf das hartnäckigſte behaupteten. Unter den Wundern, welche ſie anführten, befanden ſich auch die, daß Kinder von drey bis ſieben Jahren, ja ſelbſt Kinder, welche noch nicht reden können, unter ihnen geprediget hätten; ſie hätten ganze Armeen Engel geſehen, welche vor ihnen geſtritten hätten; des Nachts wäre ihnen der Weg in dem Gebirge durch himmliſche Lichter und Feuerkugeln gezeiget worden; gemeine Hirten hätten mit ihren Schleuderſteinen und Pſalmen ganze Regimenter Franzöſiſcher Truppen in die Flucht getrieben u. ſ. f. In eben dieſer Abſicht gab auch Miſſon in dieſem Jahre ſein Theatre ſacré des Sevennes heraus, worin alle dieſe Poſſen beſtätiget werden.

Da dieſe Leute ſolcher Geſtalt von der Savoyiſchen Gemeinde waren ausgeſchloſſen worden,

*) Sie ſtehet am Ende des Theatre ſacré des Sevennes, S. 142. welches die Geſchichte damit beſchließt, daher ich das folgende aus andern Quellen entlehne.

ſo fingen ſie an, ſich unter ſich ſelbſt zu verſammeln, und eine eigene Gemeinde zu errichten. Dadurch ward das Aufſehen in London noch gröſſer, zumahl da ſie, gleich den erſten Quäkern, in ihren Verſammlungen die heftigſten Convulſionen und Verzuckungen bekamen, welche die Neugier des groſſen Haufens reitzten, und vielen von ähnlicher Stimmung den Kopf verrückten. Das Savoyiſche Conſiſtorium ſahe ſich nunmehr genöthiget, den weltlichen Arm zu Hülfe zu nehmen, und eine förmliche Klage wider den Elie Marion, Jean Daude und Nicolaus Facio anzuſtellen, worauf im December 1707 das Urtheil wider ſie geſället wurde, daß ſie als überführte falſche Propheten zwey Tage an dem Pranger ſtehen ſollten, welches auch an ihnen vollzogen ward.

Durch dergleichen Strafen laſſen ſich Schwärmer nicht leicht beſſern, zumahl wenn Betrug mit in dem Spiele iſt, wie hier augenſcheinlich war. Ihre Anhänger prieſen die Verurtheilten für heilige Märtyrer, und hielten ſie dadurch für die empfundene Schande, für welche ein Schwärmer ohnehin kein Gefühl hat, ſchadlos. Indeſſen ſahen ſie doch wohl, daß, wenn ihr Anſehen unter dem Volke nicht ganz ſinken ſollte, ſie ſich durch etwas Vorzügliches würden auszeichnen müſſen, und ſie waren plump genug, auszuſprengen, daß einer aus ihrer Mitte ein Wunder thun ſollte, dergleichen weder Chriſtus noch ſonſt ein Wunderthäter des alten und neuen Te-

ſamentes ſe gewirket habe. Das Wunder beſtund darin, daß einer ihrer verſtorbenen Anhänger, Thomas Emes, ein Socinianiſcher Medicus, von den Todten erwecket werden ſollte, wenn derſelbe bereits einige Monathe würde im Grabe gelegen haben. Der Ritter Lacy war das auserwählte Rüſtzeug, welches dieſes Wunder thun ſollte, und der 25ſte May 1708 war dazu angeſetzt. Man kann denken, wie hoch die Erwartung des leichtgläubigen Volkes auf dieſen Tag geſpannet ward. Er kam endlich, und es verſammelte ſich eine unzählige Menge bey dem Grabe des Emes, dieſe Erweckung mit anzuſehen; allein es ging ihr, wie der Verſammlung des Hans Nord. Lacy kam nicht, ſondern entſchuldigte ſich damit, daß er noch keinen Befehl von dem Geiſte zu dieſem Wunder erhalten habe; allein im Grunde war ihm die Verſammlung zu zahlreich, und zu ſcharfſichtig, als daß er hoffen durfte, ſie durch einen Betrug von der gewöhnlichen Art zu hintergehen.

Dadurch fiel das Anſehen dieſer Gaukler völlig, wenigſtens bey allen, welche noch einiges vernünftigen Nachdenkens fähig waren, oder kein perſönliches Intereſſe hatten, den Betrug fortzuſetzen. Selbſt die Quaker, welche bisher einen hohen Begrif von ihnen gehabt hatten, entzogen ſich ihrer jetzt, und hielten ſie ihrer Achtung unwürdig. Man vergaß ſie, daher man auch in den beyden folgenden Jahren in London nichts von ihnen hörete.

Sie sahen nun wohl, daß London der Vorden nicht war, auf welchem ihr Same keimen sollte, daher sie sich ein fruchtbareres Feld suchten. In Deutschland wurden um diese Zeit mehrere Orte von ähnlichen Schwärmern geplagt, welche der übel verstandene und übertriebene Pietismus veranlasset hatte, und sie schlossen daraus, daß sie in diesem Lande eine günstigere Aufnahme finden würden, als in England. Elie Marion, Facio, Portales und Jean Allut, auch einer dieser Fantasten, erhielten daher im Junius 1711 von dem Geiste Befehl, ihren Samen in den Chur-Brandenburgischen Landen auszustreuen, welche auswärts durch den Pietismus von dieser Seite am bekanntesten geworden waren.

Sie gingen daher den 5ten Jul. 1711 von London ab, und kamen den 24sten bereits zu Berlin an. Allein ihre ersten Auftritte waren gleich so plump, und der Betrug fiel so sehr in die Augen, daß sie auf königlichen Befehl die Stadt sogleich wieder räumen mußten. Sie kamen darauf im August nach Leipzig, wo man sie aber auch nicht lange duldete, daher sie dieser Stadt alles Unglück androheten, und ihr weissagten, daß ihre Obrigkeit werde vertrieben werden. Von hier gingen sie über Coburg und Erlangen nach Nürnberg, und da ihr Weizen auch hier nicht blühen wollte, so begaben sie sich über Regensburg nach Wien, wo sie den 11ten Oct. 1711 anlangten. Die Unholde hätten sich leicht

vorher vorstellen können, daß Wien kein Ort für protestantische Schwärmer war, sie müssen hier auch sehr übel seyn empfangen worden, weil sie in ihrem Cri d'Alarme, dessen ich sogleich gedenken werde, dem ganzen Oesterreiche den völligen Untergang androheten.

Sie hatten nunmehr in kurzer Zeit ganz Deutschland durchstrichen, und die reiche Ernte, welche der Geist ihnen versprochen hatte, war nicht erfolget. Der Hunger trieb sie also wieder nach London, wo sie den 27sten Dec. 1711 anlangten, und daselbst eine Beschreibung ihrer Reise unter dem Titel: Cri d'Alarme en Avertissement aux Nations, 1712 in 8. herausgaben *), worin zugleich alle Entzückungen und Offenbahrungen enthalten sind, welche jeder von ihnen auf dieser Reise gehabt hat, und welche oft so unsinnig und abgeschmackt sind, als man sich nur denken kann. Z. B. wenn Allut die bevorstehende Ausrottung aller Gottlosen aus der Welt vorstellen wollte, so zog er sich nackend aus, focht auf die rechte und linke Seite, und fiel endlich wie todt auf den Rücken. Durch solche Possen konnte man endlich wohl dumme Sevenner, aber, Dank sey es unserm bischen Vernunft, keine Deutsche mehr fangen.

Vermuthlich glaubten sie, daß ihre halbjährige Abwesenheit, und die davon bekannt gemachten Abenteuer ihnen wieder den Reiz der

*) S. Unschuld. Nachr. 1712, S. 81 f.

Neuheit geben sollten, welchen sie dadurch noch zu erhöhen suchten, daß sie jetzt ungewöhnlich viele und heftige Offenbahrungen hatten. Allein es wollte dergleichen immer nichts erfolgen, daher der Geist ihnen befahl, ihr Glück in Schweden zu versuchen. Hatte er sie das erstemahl mit Deutschland getäuscht, so betrog er sie in Ansehung Schwedens noch derber, denn ihr Aufenthalt in Stockholm, wohin sie 1712 über Holland Hamburg und Lübeck gingen, war noch kürzer. Indessen trösteten sie sich damit, daß sie dem Geiste gehorsam gewesen wären, und ihre Weissagungen in Stockholm vollbracht hätten, deren Wirkung sie ihm selbst überlassen müßten.

Da nun in Norden nichts weiter für sie zu thun war, und sie vermuthlich sich schämeten, zum zweyten Mahle getäuscht wieder nach England zu kommen, so mußte wohl ein verzweifelter Streich gewagt werden. Der Geist befahl ihnen nehmlich, nach Constantinopel und Rom zu gehen, und dort ihre Weissagungen auszustreuen. Der Unsinn brachte sie auch wirklich auf den Weg, und es scheint, daß sie durch Pohlen haben nach Constantinopel gehen wollen. Allein sie kamen dießmahl nicht weiter, als bis Dirschau in Preussen, wo man sie in dem damahligen Kriege mit Schweden für Spione ansahe, sie in Verhaft nahm, und nach Elbingen brachte, wo sie bis in das Jahr 1713 gefangen saßen, worauf man sie wieder in Freyheit setzte. Da sie auf diese Art Pohlen für sich verschlossen fanden, so nah-

men ſie einen Umweg, wenn anders ein Schwärmer umgehen kann, und gingen über Danzig, Stargard, Cüſtrin und Leipzig nach Halle, wo ſie den 17ten May 1713 ankamen, und von einem Franzöſiſchen Sprachmeiſter der aber nicht genannt wird, ſowohl aufgenommen wurden, daß ſie bis zum 23ſten Jun. 1714 daſelbſt blieben.

Endlich fiel es ihnen wieder ein, daß ſie von dem Geiſte Befehl hatten, nach Conſtantinopel zu gehen, und ſuchten nunmehr die verſäumte Zeit durch ihre Geſchwindigkeit einzubringen. Da ſie, wie die meiſten Schwärmer dieſer Art, nur zu Fuße reiſeten, ſo müſſen ſie in der That ſehr geeilet ſeyn, denn ſie waren bereits im Auguſt in Conſtantinopel, wohin ſie ihren Weg über Wien und durch Ungarn nahmen. Was ſie daſelbſt angegeben haben, iſt mir nicht bekannt; allein ihr Aufenthalt war daſelbſt eben ſo kurz, als ihre Reiſe eilfertig geweſen war. Denn ſie gingen nach ein paar Tagen gegen das Ende des Auguſts nach Italien zu Schiffe, auch hier ihre Sendung zu vollbringen, und langten im October zu Livorno an.

Hier fand Marion endlich das Ende ſeiner unſinnigen Abenteuer. Da ſie, ſo wie alle Ankömmlinge aus der Türkey hier die Quarantaine halten mußten, ſo wurden ſie in das dazu beſtimmte Lazareth gewieſen. Vermuthlich thaten die Beſchwerden der Reiſe und die unaufhörliche Anſtrengung ſeiner Einbildungskraft, nebſt den

damit verbundenen gewaltsamen Anstrengungen seines Körpers, bey ihm ihre gewöhnliche Wirkung. Genug, er bekam bald nach seiner Ankunft ein hitziges Fieber, woran er starb.

Seine drey Gefährten wurden dadurch, wie es scheint, nicht weiser, denn sie begaben sich nach ausgehaltener Quarantaine den 5ten Dec. wirklich nach Rom, hielten sich aber, wie der Geist ihnen weislich befohlen hatte, nicht länger als sechs Tage daselbst auf, in welchen sie doch der Stadt weissagten, daß sie in zehn Tagen untergehen würde, vermuthlich sehr leise, ohne daß es jemand hörte, weil sie sonst schwerlich dem Holzstosse würden entgangen seyn.

Sie strichen hierauf noch einige Zeit in Italien in der Irre herum, und hatten noch Zeit, wenn anders Schwärmer und Betrüger der Scham fähig wären, sich ihrer verfehlten Weissagung über Rom zu schämen; sie gingen endlich, da ihr Unkraut nirgends wuchern wollte, über Holland wieder nach England zurück, wo Facio im Jahr 1715 eine Nachricht von dieser letzten Reise, nebst allen auf derselben vorgefallenen Offenbahrungen bekannt machte, worauf man weder von ihm, noch von seinen beyden Gefährten weiter etwas gehöret hat *).

*) Ich habe die letzten Nachrichten von dem Jahre 1708 an aus der Unparth. Kirchen-Hist. Th. 2. S. 111. f. entlehnet, wo noch einige andere Schriften angeführet werden, welche von diesen Inspirirten Nachricht ertheilen.

Aber das ausgeſtreute Unkraut keimte doch hin und wieder, beſonders zu Halle, Halberſtadt und Berlin, wo ſich um dieſe Zeit und die folgenden Jahre mehrere, beſonders aus dem gemeinen Volke, zu Propheten und Inſpirirten aufwarfen, denen von den Sevenniſchen Fantaſten die Köpfe waren verrücket worden, deren Geſchichte aber nicht weiter hierher gehöret.

---

31. Durand Fage.

auch ein Inſpirirter *).

Das vorige Beyſpiel iſt unter andern auch um deswillen merkwürdig, weil es den natürlichen Stufengang einer ungeleiteten Einbildungskraft von den erſten ſchwächſten Ausbrüchen an, bis zur plumpeſten Schwärmerey, und von da bis zum gröbſten Betruge ſchildert, daher es zur nützlichen Lehre werden kann, dieſe Fähigkeit nie ſich ſelbſt zu überlaſſen, ſondern ſie jederzeit unter dem Zügel der Vernunft zu halten, indem ſie ſonſt ſo gefährlich werden kann, als ſie unter der gehörigen Leitung wohlthätig iſt. Die folgende Geſchichte wird dieſen Stufengang wenigſtens zum Theil beſtätigen, denn ob gleich die

*) Ich entlehne dieſe Nachricht gleichfalls aus dem im vorigen bereits angeführten Théatre Sacré des Sevennes, wo ſie S. 104 f. ſtehet.

Schwärmerey bey dem Fage nicht bis zum offenbaren Betruge ausarten konnte, weil er bey Zeiten ernsthaftere Beschäftigungen bekam, so ist doch der Fortschritt der erhitzten Einbildungskraft in seiner Geschichte nicht weniger merklich. Ueberdieß hängt sie mit der vorigen genau zusammen, denn der Held derselben war gleichfalls einer von den Anführern der Inspirirten in den Sevennen.

Durand Fage, war um 1681 zu Aubays, bey Sommieres in Nieder-Languedoc geboren. Wie seine Erziehung oder was seine Bestimmung gewesen, wird nicht gemeldet. Seine Geschichte gehet erst mit dem Jahre 1702 an, da er im 21sten Jahre seines Alters das erste mahl einer Versammlung der Inspirirten beywohnte. Es ist merkwürdig, daß seine Einbildungskraft vorzüglich von dem andern Geschlechte verschoben worden, welches freylich am geschicktesten ist, theils selbst in diesem Stücke auszuschweifen, theils auch das männliche Geschlecht dazu zu verführen. Die gedachte Versammlung wurde in der Nacht auf dem freyen Felde bey S. Laurent de Gruse gehalten; lauter Umstände, unter welchen sich mit einer lebhaften Einbildungskraft schon etwas ausrichten läßt, und welche denn auch hier ihre Wirkung thaten. Ein junges Mädchen von eilf Jahren, welches nicht lesen konnte und auch sonst sehr schüchtern war, ward plötzlich von dem Geiste ergriffen, wobey sie einige Verzuckungen, besonders an der Brust bekam, unter welchen sie

mit lauter Stimme ausrief: „Demüthige dich, „du Volk Gottes! wirf dich vor ihm nieder, und „unſere Hülfe ſey im Nahmen des Herrn“! Sie that hierauf ein langes Gebeth, und hielt eine Ermahnung, welche ungefähr drey Viertel Stunden dauerte, und welche Fage ſehr rührend und vortrefflich fand, und ſich ſteif und feſt einbildete, daß das Mädchen nicht im Stande ſey, ſo etwas von ſich ſelbſt hervorzubringen. Fage bemerkt hierbey, daß diejenigen von den Inſpirirten, welche die Gabe der Ermahnung hatten, nur im Anfange ihrer Rede von Heulen und Schluchzen unterbrochen wurden, und wenn dieſer Anfang einmahl überſtanden war, ſo floß alles ſo leicht und herrlich, daß man hätte blind ſeyn müſſen, wenn man nicht hätte ſehen wollen, daß ihr Mund bloß das Werkzeug einer höhern Macht war. Der Vater des Mädchens, welcher Dumas hieß, war, wie es ſcheint, noch einer der vernünftigſten Camiſards, weil er mit dem Inſpirations-Weſen ſeiner Tochter nichts zu thun haben wollte, und daher den Geiſt durch Einſperrung und Züchtigung auszutreiben ſuchte. Allein er war dem Geiſte zu ſchwach; das Mädchen lief ihm davon und kam nach S. Laurent de Gouſe, wo man ſich ihrer annahm.

Nach verſchiedenen andern Uebungen der Gottſeligkeit, wie Fage ſie nennet, welche in eben derſelben Verſammlung vorfielen, bekam das Mädchen noch eine Entzückung. Fage war eben hinaus gegangen, allein ſeine Freunde ſagten ihm

den folgenden Tag, das Mädchen hätte in der Offenbahrung von ihm gesagt, daß er einmahl auch eine Gabe von Gott erhalten könnte, wenn er die heiligen Versammlungen fleissig besuchen würde. Fage war zwar schon halb angeschossen, daher wünschte er eine solche Gabe von ganzem Herzen; allein weil er bisher so verschiedene Urtheile von den Inspirirten gehöret hatte, so war er noch schüchtern. Er ging darauf wieder nach Aubays zu seinem Vater, und hatte die Krönung, daß er unter der Miliz wider die Camisards dienen mußte, womit sechs bis sieben Monathe verstrichen.

Im Februar des folgenden Jahres hatte er Gelegenheit, nach Grand-Galargues zu gehen, und hier hatte ein Mädchen von 23 Jahren das Glück, das grosse Werk in ihm zu vollenden, welches das vorige von eilf Jahren angefangen hatte. Sie hieß Margaretha Bolle, und bekam in dem Hause, in welchem er sich befand, eine Entzückung, in welcher sie unter andern sagte, daß der Degen, welchen er trüge, dienen würde, die Feinde der Wahrheit auszurotten. Die Lockspeise war für einen jungen lebhaften Menschen zu stark, und da man gleich darauf von ihm verlangte, daß er etwas Andächtiges lesen sollte, und er die Worte aussprach: vermehre in uns den Glauben, so fühlte er plötzlich eine schwere Last auf seiner Brust, welche ihm auch das Athmen benahm. Zugleich brachen

chen Ströme von Thränen aus seinen Augen, so daß der Narr kein Wort weiter sprechen konnte. Die Anwesenden, die die Laune des Geistes schon kannten, nahmen das für bekannt an, und blieben in ihrer Gelassenheit. Nachdem der Geck anderthalb Stunden geschluchzet und Roß und Wasser geheulet hatte, bekam das Mädchen eine neue Inspiration, in welcher sie sagte, daß er seine Sünden beweine, und Tage betheuert, daß sie wahr geredet habe.

Der Schwärmer war nun halb fertig, und es war billig, daß er davon ein Probestück ablegte, und das geschahe noch denselben Abend um sechs Uhr. Es überlief ihn zuerst ein plötzlicher Schauer, der sich über alle Theile seines Körpers erstreckte, und mit einer gewissen Erschütterung derselben verbunden war. Aber die Last auf seiner Brust und dem Magen, (ohne Zweifel waren es die Sünden) war bey weitem nicht mehr so drückend, als das erste mahl. Zugleich empfand er einen angenehmen Wind, welcher aus ihm selbst kam, und ihn in Verwunderung setzte, ob er gleich in diesem Zustande keiner Ueberlegung fähig war. Zu gleicher Zeit wurden seine Zunge und seine Lippen gezwungen, mit Heftigkeit zu sprechen, und er wunderte sich, daß er alle Worte verstand, da er doch vorher nicht darauf studiert, auch sich gar nicht vorgenommen hatte, zu reden. Was er in dieser Entzückung sprach, waren Ermahnungen zur Buße, und das Ding

dauerte ungefähr drey bis vier Minuten. Gleich darauf fiel er in eine Art Ohnmacht, welche doch nicht lange dauerte, worauf ein kurzer Schauer folgte, nach welchem er sich leicht und in seinem gewöhnlichen Zustande befand. Die folgenden vierzehn Tage hatte er häufige Erschütterungen und Neigungen zu schluchzen und zu seufzen, welche er nicht unterdrücken konnte. Sein Geist war immer auf Gott gerichtet, und die Zerstreuungen der Jugend wurden ihm unerträglich. Dabey hatte er es aber immer noch mit seinen Sünden zu thun, denn diese wären es eben, die das Schluchzen und die Erschütterungen verursachten, und welche machten, daß der Narr unaufhörlich Gnade! Gnade! Barmherzigkeit! schrie. Nachdem er es auf diese Art drey Wochen getrieben hatte, so bekam er eine neue Inspiration, welche aber weit süsser war, als die vorigen, und ihn von nun an mit Gemüthsruhe und einem sanften Vergnügen erfüllete, welches er vorher noch nie empfunden hatte; und nun war der Fantast völlig fertig. Das folgende wird es hinlänglich beweisen.

Er wollte bald darauf mit der eben gedachten Margaretha Bolle, die an seiner Erleuchtung so vielen Antheil hatte, und zwölf bis funfzehn andern Personen, in der Nacht in die Versammlung gehen; allein die Gesellschaft verlohr den Weg und gerieth in Verlegenheit. Doch Margaretha Bolle wußte bald Rath, sie fiel auf die Erde, bekam eine Entzückung und der

Geist sagte aus ihr: „Ich sage dir, mein Kind, „daß ich werde ein Licht fallen lassen, welches „euch den Ort zeigen soll, welchen ihr suchet.“ Gleich darauf fiel wirklich ein Licht von dem Himmel, welches die Gegend erleuchtete, da sie denn fanden, daß sie nur noch eine Viertelstunde von dem Versammlungsorte waren. Als sie noch fünfhundert Schritte davon waren, hörten sie schon die Psalmen singen, und geriethen darüber in Entzücken. Von solchen Abenteuern ist seine ganze Geschichte voll.

Er befand sich einmahl mit einem Haufen Camisards bey Val-Longue zwey Stunden von Nismes, und da es anfing Tag zu werden, so mußten sie sich bey einem Bauer verbergen. Kaum traten sie in das Haus, als die Bäuerin ihnen mit den Worten entgegen kam: „seyd willkommen, meine Brüder!“ Sage erstaunte und fragte sie, woher sie denn wisse, daß sie es wären? und erhielt zur Antwort, daß der Geist es ihr den Abend vorher gesagt, und ihr befohlen habe, sich darauf vorzubereiten. Das war denn nun kein Wunder, denn die Frau hatte fünf Kinder, wovon das älteste nicht über zwölf Jahre alt war, und alle hatten die Gnade empfangen. Der älteste legte gleich darauf sein Meisterstück ab, bekam den Gästen zu Ehren eine Inspiration mit Schluchzen und Verzuckungen, that in derselben ein vortreffliches Gebeth, und hielt darauf eine auserlesene Ermahnung,

welche über eine halbe Stunde dauerte. Alles das war unter den Camisards nichts ungewöhnliches, zumahl da der Bube schon zwölf Jahr hat war. Allein Fage hat ganz kleine unmündige Kinder gesehen, welche noch nicht reden konnten, aber dessen ungeachtet an der Mutter Brust Inspirationen bekamen, und die herrlichsten Reden hielten, damit erfüllet würde, was die Schrift sagt: aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir ein Lob bereitet. Gott ehre mir einen solchen Glauben!

Man weiß schon aus der vorigen Geschichte, daß alle Befehle in dem kleinen Kriege der Camisards gegen die Französischen Truppen durch Inspirationen gegeben wurden, und daß der Geist ausserdem auch die ganze Kriegeszucht über sich genommen hatte. Bruder Cavalier, ein Vetter von dem Johann Cavalier, dessen in der vorigen Geschichte gedacht worden, war der oberste Anführer der Camisards, und folglich auch vorzüglich stark in Offenbahrungen und Inspirationen: Als sich sein Hause einmahl zwischen Ners und Las-Cour de Crevinz befand, bekam er eine solche Entzückung, und rief in derselben aus: „Ach, mein Gott, ich habe ein Gesicht „gesehen, daß der Marechal von Montreuil, welcher sich jetzt zu Alez befindet, einen Courier „mit Briefen zu unserm Nachtheil nach Nismes „geschickt hat. Eilet ihm nach, ihr werdet „den Courier an dem Ufer des Gardon antreffen“; wobey er zugleich die Kleidung des Cou-

ters, und die Farbe seines Pferdes beschrieb. Den Augenblick setzten sich ihrer drey zu Pferde, trafen den Courier an dem bestimmten Orte an und brachten ihn zu dem Cavalier, der ihm die Briefe abnahm, und daraus alle Anschläge erfuhr, die wider sie gemacht waren. Des Couriers Pferd ward für eine gute Beute erkläret, und ihn schickte man zu Fuße wieder zurück.

So ein guter Geisterseher nun auch Cavalier seyn mochte, so war doch sein Proviantmeister, der Bruder Clary ein wahrer Wunderthäter. Im August 1703 berief General Cavalier an einem Sonntage eine Versammlung bey Serignan, in welcher Gott ein ausserordentliches Zeichen wirkte. Bruder Clary, der erst dreyßig Jahre alt war, aber ausserordentliche Gaben empfangen hatte, bekam eine Entzückung, welche mit heftigen Convulsionen begleitet war, und in welchen er unter andern sagte, daß es zwey falsche Brüder in der Versammlung gebe, die sie verrathen wollten, und wenn sie ihr Vorhaben nicht bey Zeiten bereueten, so wolle er sie im Nahmen Gottes in Verhaft nehmen. Held Cavalier gerieth darüber sogleich in einen heiligen Eifer, commandirte seinen Haufen, der aus etwa 600 Mann bestand, und ließ die ganze Versammlung umringen, damit keiner entkommen sollte. Clary blieb indessen in seiner Entzückung, ging mit verschlossenen Augen, unter beständigem Schluchzen und Kopfwackeln in der Versammlung herum, bis er an den einen Verrä-

ther kam, auf welchen er sogleich die Hand legt
Der andere erschrack darüber, gab sich selbst a
und warf sich dem General Cavalier zu Füsse
und bath um Gnade. Allein dieser ließ sie bi
den, und erwartete, was der Geist weiter üb
sie verordnen würde.

Indessen müssen doch nicht alle Camisard
so tumme Teufel gewesen seyn, daß sie solche Po
sen für Evangelia annahmen, wenigstens nic
alle von denen, welche von dem Geiste keine Ga
ben bekommen hatten; wenigstens zeigte es sic
hier sehr deutlich. Clary und Cavalier mochte
eine Frage dieser Art nothwendig finden, un
den Haufen in der Abhängigkeit und in dem Ge
horsame zu erhalten; allein sie mochten den Be
trug ein wenig zu plump gespielet haben, denn
es erhob sich in der Versammlung ein Murren
und man sagte ziemlich laut, daß die Sach
zwischen dem Clary und den beyden vorgegebene
Verräthern verabredet worden, um die Versamm
lung zu täuschen. Das war freylich ein ver
zweifelter Streich, der leicht das ganze Spi
hätte verderben können, daher nichts geringer
als ein Wunder erfordert wurde, den Fehler wi
der gut zu machen. Clary blieb in seiner Ent
zückung, und sagte in derselben, daß es in di
Versammlung Ungläubige gebe, welche ein Mi
trauen in die Macht Gottes setzten. „Um die
„zu überzeugen, fuhr der Geist aus ihm fo
„wobey sich seine Convulsionen verdoppelten, u
„ich vor ihren Augen ein Wunder thun. Zu

„ſogleich ein Feuer an, und wirf dich hinein,
„und die Flammen ſollen dich nicht verzehren.
„Fürchte dich nicht, mein Sohn, gehorche mei-
„nem Befehle, und ich werde mit dir ſeyn.“
Den Ungläubigen gingen ſogleich die Augen auf, ſie erhoben ein groſſes Geſchrey, und betheuerten, daß ſie nicht den geringſten Zweifel hätten, und baten Gott, daß er ſein Wort wegen der Feuerprobe zurück nehmen wolle. General Cavalier, mit dem die ganze Sache vermuthlich verabredet war, rathſchlagte ein wenig, befahl aber endlich, daß das Feuer angezündet würde, und Fage war einer mit von denen, welche das Holz zuſammen trugen. Der Holzſtoß kam in wenig Augenblicken zu Stande, und ſobald er angezündet war, ging Clary, der immer in ſeiner Entzückung blieb, mitten in das Feuer, und ſtand mit aufgehabenen Händen in demſelben, ſprach auch etwas, welches aber niemand hörete, weil auſſer den 600 Mann Truppen, noch eben ſo viel von allerley Geſchlecht und Alter in der Verſammlung waren, welche einen groſſen Kreis um das Feuer ſchloſſen, und ein liebliches Concert von Heulen, Schluchzen, Pſalmen ſingen und Gnade ſchreyen machten. Fage betheuert, daß er bey dieſem Wunder gegenwärtig geweſen, und geſehen, wie die Flamme ihn nicht allein auf allen Seiten umgeben, ſondern auch weit über ſeinem Kopfe zuſammen geſchlagen habe. Er blieb in demſelben, bis das Feuer ausgelöſchet und alles Holz verzehret ward, da er denn her-

aus ging und unversehrt befunden ward. Ob sich noch jemand gefunden, der an diesem Wunder gezweifelt, wird nicht gesagt; aber soviel weiß ich, daß, wenn ich gegenwärtig gewesen wäre, ich mich wohl würde gehüthet haben, zu zweifeln, damit man mich nicht etwa möchte genöthiget haben, dieses Wunder nachzumachen.

Cavalier beschloß das Possenspiel, (denn weiter war es, des Fage Uebertreibung abgerechnet, doch nichts,) damit, daß er den zwey Verhafteten in eigener Person die Beicht hörete, und da sie ihr Vergehen bereueten, und es auf ihre Armuth schoben, sie mit einer guten Ermahnung fortschickte.

Um den guten Eindruck zu erhalten, welchen dieses Wunder wenigstens bey vielen gemacht haben mußte, bekam Cavalier in einer Inspiration Befehl, das Abendmahl auszutheilen, vorher aber seine Leute die Musterung passiren zu lassen, und diejenigen bis auf eine andere Zeit zu verweisen, die der Geist ihm als noch nicht genug vorbereitet anzeigen würde. Er ließ hierauf sogleich den Haufen zusammen kommen, und nachdem er sich mit denselben auf die Knie geworfen und gebetet hatte, stand er auf, und gerieth in Convulsionen, da denn von dem Haufen immer zwölfe vor ihm niederknieten, da er denn unter lauten Verzuckungen diejenigen aussonderte, die

er des Abendmahles würdig hielt, welches sie denn auch empfingen.

Die Gelindigkeit, welche Cavalier gegen die übrigen zwey vorgegebenen Verräther an den Tag legte, bestätiget den Verdacht sehr, daß beyde, da sie arme Teufel waren, sich durch Geld blenden lassen, sich eines Verbrechens schuldig zu geben, von welchem sie doch nichts wußten; denn in andern Fällen ließ er Verbrecher dieser Art nicht so wohlfeil davon kommen. Im September 1703 kam er mit seinem Haufen, bey welchem sich damahls auch Fage befand, sehr in das Gedränge, so daß er schon zwey Tage lang war verfolgt worden, und sich zuletzt in einen Wald flüchten mußte. In diesen Umständen bekamen sowohl er, als verschiedene andere von seinen Leuten die einstimmige Offenbahrung, daß la Salle, einer von des Cavalier Leibwache sich habe bestechen lassen, ihn umzubringen. Da der Geist nicht lügen konnte, so nahm man ihn fest, und schlug ihm ohne Umstände den Kopf ab. Fage setzt hinzu, in andern Fällen habe man Verbrecher dieser Art durch die Flinten gejagt, d. i. so wie ich es verstehe, man schoß solange nach ihnen, bis sie fielen. Allein jetzt, da sie den Feind in der Nähe hatten, befürchteten sie, sich durch das Knallen der Gewehre zu verrathen. Es erhellet hieraus wenigstens soviel, daß es bey diesem heiligen Haufen mit Reue und Thränen nicht allemahl ausgerichtet war, sondern daß der

Geist, welcher sie trieb, auch Blut sehen konnte. Es kommt in dieser Geschichte noch ein Umstand vor, welcher es wahrscheinlich macht, daß la Salle auf einen blossen, und vielleicht ungegründeten Verdacht hingerichtet worden. Cavalier war nach der Execution mehrere Tage traurig und niedergeschlagen, und wenn man ihn nach der Ursache fragte, so gab er vor, es geschehe darum, weil er dem Geiste ungehorsam gewesen, der ihn vorher dreymahl vor der Untreue seines Bedienten gewarnet habe, indem er in einem Gesichte gesehen, daß derselbe dreymahl nach ihm schiessen wollen, daß ihm aber sein Pistol eben so oft versagt habe. Ohne Zweifel sollte diese Erdichtung dem Murren begegnen, welches vielleicht der Tod des la Salle, als eines sonst treuen und herzhaften Menschen unter seinem Haufen veranlasset hatte. Auch während der Execution selbst bekam Cavalier eine der schrecklichsten Entzückungen, in welcher der Geist ihn auf das unbarmherzigste schüttelte, und folgende Worte aus ihm sprach: „Ich sage dir, mein „Sohn, daß ich dich verstossen werde, wenn „du wider meinen Befehl murrest. Ich habe dir zu erkennen gegeben, daß der Verräther hingerichtet werden solle, du aber hast „mir widerstanden. Hüthe dich, mein Sohn, „denn ich sage dir, daß ich dich verstossen werde, wenn du meinen Befehlen nicht gehorchest, und ich werde die Anführung meiner

„Herde einem andern anvertrauen.“ Wider ſolche Beweiſe von der Schuld des la Salle war denn freylich nichts weiter einzuwenden.

Einen Monath darauf hielt Cavalier eine ähnliche Execution. Ein Sergent von den Franzöſiſchen Truppen, Nahmens Languedoc, ging zu den Camiſards über, und verſprach, die Sache Gottes unter ihren Fahnen zu vertheidigen. Allein zwey Tage darauf erklärten mehrere Inſpirationen ihn in völliger Verſammlung für einen Verräther, und eine ſagte ſo gar, daß man die Beweiſe davon in ſeinem Aermel finden würde. Man ergrif und durchſuchte ihn, und fand wirklich in ſeinem Rockärmel einen Brief von dem General-Lieutenant la Lande, worin er ihm verwies, daß er ſein Verſprechen noch nicht erfüllet habe. Da der Beſchuldigte den Finger Gottes nicht verkennen konnte, ſo geſtand er alles, ward hingerichtet, und ſtarb, wie es heißt, ſehr erbaulich.

Bey dieſer Gelegenheit erzählt Fage noch verſchiedene Umſtände von dieſem Cavalier, der verſchiedene Jahre der Schrecken Frankreichs war, und von der Art, wie er ſeine Leute regieret, woraus denn erhellet, daß er einer der verſchlagenſten Köpfe dieſer Art war. Er hatte nicht die geringſte Kenntniß vom Kriege geweſen, und Fage ſetzt offenherzig hinzu, er habe auch von andern Dingen keine Kenntniſſe gehabt; allein er hatte von Gott ganz

ausserordentliche Gaben der Offenbahrung und Inspiration erhalten, und dieß war die einzige Ursache, warum man ihn zum General wählte, und er machte sich dieses Vorurtheil meisterlich zu Nutze, und regierte seinen Haufen, selbst in den geringsten Kleinigkeiten durch Inspirationen. Wenn ein bedenklicher Fall kam, in welchem seine Untergebenen keine Offenbahrung hatten, so gingen sie nur zu dem Bruder Cavalier, der sich ein paar Minuten in sich selbst hineinkehrte, Verzuckungen bekam, und denn im Nahmen des heil. Geistes seinen Spruch vorbrachte, der denn allemahl pünktlich befolget wurde. Lustig genug muß es freylich gewesen seyn, wenn er in den Gefechten mit dem Degen in der Hand, um seine Leute herum galloppirte, und so lange das Gefecht dauerte Inspirationen und Verzuckungen auf dem Pferde hatte, und in denselben seine Befehle ertheilte, die zwar zuweilen ein wenig aberwitzig waren; allein, weil der Geist sie gegeben hatte, so wurden sie ohne Grübeln befolgt, und gelangen. In wichtigen Fällen versammelte er seinen ganzen Haufen, trug den Fall vor, und verordnete ein allgemeines Gebet, damit Gott ihnen offenbaren möchte, was zu thun sey, und ehe man es sich versahe, ward hier und da einer von dem Geiste ergriffen, jeder sprach seinen Spruch, und die übrigen drängten sich um ihn her, das Orakel zu hören. Das merkwürdigste war, daß alle

dieſe Inſpirationen einſtimmig lauteten. Spätter ſagten freylich mehr als einmahl, das wären befohlne Inſpirationen geweſen, die Cavalier mit ſeinen Vertrauten verabredet gehabt. Allein Fage proteſtiret ſehr feyerlich dawider, und behauptet, daß ſie unmittelbare Wirkungen Gottes geweſen, und er muß es freylich am beſten wiſſen, denn er war auch einer von den Unter-Inſpirirten des Cavalier. Dieſer ließ ſich von den übrigen zwar nur Bruder nennen; allein er hatte eine Leibwache von funfzig der auserleſenſten Leuten, und man gehorchte ihm pünktlicher als einem Könige. Das Vertrauen des groſſen Haufens auf ſeine Offenbahrungen war ſo feſt, daß in einem Gefechte alles blind auf den Feind eindrang, und alles zuſchlug, was nur Hände hatte; ſelbſt die Weiber warfen mit Steinen nach dem Feinde und ſungen Pſalmen dazu.

So weitläufig Fage in ſeiner Geſchichte auch bey den Heldenthaten ſeiner Collegen iſt, ſo ſagt er doch von ſeinen eigenen nicht viel. Er bemerkt nur, daß, als er 1704 nebſt vielen andern capituliren müſſen, er ſich nach Holland begeben habe, in der Hofnung, bey dem Regimente mit anzukommen, welches der König von England und die General-Staaten dem Cavalier gegeben hatten. Allein vermuthlich brauchte dieſer keine Officiers von der Art mehr, denn er entſchuldigte ſich damit, daß alle Stellen bereits vergeben wären. Fage

begab sich daher nach London, in der Hofnung bey einem der neuen Regimenter anzukommen, welche man damahls in England errichtete, und hier setzte er die obige Nachricht von seinem Leben unter den Camisards auf. Ich finde seiner in der Folge nicht weiter gedacht, daher es scheinet, daß ernsthaftere Beschäftigungen ihn nach und nach wieder zur Vernunft zurück geführet haben.

---

32. Johannes Cario,

ein Sterndeuter *).

Ist je ein Mann ohne, ja selbst wider sein Verdienst berühmt geworden, so ist es gewiß Cario, denn aus dem folgenden wird

*) Die erste Nachricht von ihm gab Heinr. Pantaleo, in seiner prosopographia Th. 2, S. 180, welche aber noch sehr kurz und mangelhaft ist. Ein wenig vollständiger ist die in Adami's Vit. Philolog. woraus auch Jöcher die seinige in dem Gel. Lex. entlehnet hat. Bayle hat von ihm gleichfalls einen Artikel, der aber bloß das unter seinem Nahmen bekannte Chronicon betrift. Jöcher führt unter den Schriften, die von ihm handeln sollen, zwar auch Becmanns Notitiam Universitatis Francofurt. an; allein es wird seiner darin mit keinem Worte gedacht, und aus dem folgenden wird erhellen, daß seiner auch nicht darinn gedacht werden können. Dan. Wilh. Mollers Disp. de *Io. Carione*, Altorf, 1697, 4. habe ich nicht gesehen, zweifele aber, daß sein Leben darin in ein besseres Licht gesetzt

rhellen, daß er weiter nichts als ein elender Sterndeuter gewesen, der dabey dem Trunke ergeben war, welcher auch seinen Tod beschleunigte, daher er die rühmlichen Beywörter nicht verdienet, welche ihm noch so oft beygeleget werden. Die Nachrichten von seinem Leben sind sparsam und zum Theil noch dunkel, daher ich auch keine vollständige Lebensbeschreibung von ihm versprechen kann.

Er war 1499 zu Bietigheim im Herzogthum Würtemberg gebohren, denn das ist sein wahrer Geburtsort, den auch Küster in Bibl. Brandenb. S. 422. aus Joh. Fabri alten und neuen Ministerio in dem Herzogthum Würtemberg, S. 119 so angiebt. Cario selbst pflegte sich auf seinen Schriften zwar Burticamensem, oder aus Burtikaym, zu nennen; allein, wenn anders diejenigen, welche diese Titel abgeschrieben, nicht Burtikaym für Buetikaym gelesen haben; so ist das vermuthlich einer der alten Nahmen dieses Ortes, der in Urkunden auch zuweilen Butingkon und Butnigkein genannt wird *); daher es ein Irrthum ist, wenn Jöcher und andere seinen Geburtsort Buchichheim nennen, dergleichen mir keiner in Schwaben bekannt ist;

worden, als bey andern. Andere Schriftsteller, welche seiner gelegentlich gedenken, oder nur einzelne Umstände von ihm anführen, werde ich im folgenden bemerken.

*) S. Christ. Fried. Sattlers Beschreib. des Herzogth. Würtemb. S. 130. f.

denn daß er ein ehrlicher Schwabe gewesen, sagt Melanchthon, in einem Briefe an den Camerarius ausdrücklich *). Das Geburtsjahr 1499 geben, ausser dem Pantaleo alle an. In dem Europ. Staatswahrsager und im Jöcher wird noch der 22ste März als sein Geburtstag angegeben; allein ich weiß nicht, woher sie dieses haben.

Wer seine Eltern gewesen, finde ich nicht gemeldet. Pantaleo sagt nur, daß er von seiner ersten Jugend an dem Studieren gewidmet worden, und nachdem er die Anfangsgründe der Wissenschaften erlernet, auf verschiedenen Deutschen Universitäten, besonders aber zu Wittenberg studieret habe. Hier ward er ohne Zweifel dem Melanchthon bekannt, welche Bekanntschaft ihm in der Folge so nützlich war; allein daß sein Studieren von keiner Bedeutung gewesen, und sich bloß auf die Astrologie erstreckt habe, wird aus dem folgenden erhellen.

Von seiner nachfolgenden Beförderung sagt Pantaleo kein Wort; Adami hingegen versichert, daß er Professor der Mathematik zu Frankfurt an der Oder gewesen, und dieses haben ihm alle, die des Cario gedenken, auf Treue und Glauben nachgeschrieben. Andere setzen

*) Vir est (*Cario*,) quantum ego quidem cognovi candidus, et *Suevicae* simplicitatis plurimum referens. *Epist. ad Camer.* S. 163.

noch hinzu, daß er vorher ein Mönch zu Berlin, und dann erst Churf. Brandenb. Hofmathematicus und Professor zu Frankfurt geworden. Es ist nothwendig, diese beyden Umstände ein wenig genauer zu untersuchen.

Daß er ein Mönch zu Berlin gewesen, ist sehr unwahrscheinlich; zwar nicht aus dem Umstande, weil er zu Wittenberg studiert hatte, denn aus dem folgenden wird erhellen, daß er die katholische Religion nicht verlassen hat, und es studierten um diese Zeit vermuthlich mehrere zu Wittenberg, welche um deswillen nicht gleich die Reformation annahmen. Allein es giebt andere Umstände, welche diesem Vorgeben allen Glauben benehmen. Er befand sich, wie aus dem folgenden erhellen wird, bereits 1522, da er folglich nicht älter als 23 Jahr seyn konnte, als Churfürstlicher Hof-Astronom zu Berlin, folglich muß er unmittelbar von Wittenberg dahin gekommen seyn; und folglich sehe ich nicht, wenn und wo er ein Mönch werden können. In Berlin, welches damahls noch ganz katholisch war, hätte er es zwar werden können; allein seine dasige Beförderung scheinet dasselbe zu widerlegen. Es kommt dazu, daß Carlo auf seinen Schriften sich zwar beständig einen Churfürstlichen Diener und Mathematiker, aber nie ein Glied eines Klosterordens nennet. Ja aus seiner Zuschrift vor seiner 1529 unterzeichneten Weissagung und Offenbarung aus himmlischer Influenz

ſcheinet vielmehr zu erhellen, daß er, ungeach
tet ſeiner Beharrlichkeit in der Römiſchen Reli
gion, eben kein Freund von den Kloſterorde
geweſen. Er eifert darin, daß man ſeine Pro
phezeihungen mit Anhang etlicher loſer Fratzen
Lotharts, Brigite, Methodii ꝛc. nachgedruck
habe, und ſetzt hinzu, daß man nicht nöthig g
habt hätte, Münch = Rolbrüder = oder Non
nenträume in ſeine Praktik hinein zu ſchreiben
Er würde ſich gewiß mit mehr Achtung ausge
drückt haben, wenn er ſelbſt ein Mönch geweſe
wäre.

Daß er Profeſſor der Mathematik zu Fran
furt an der Oder geweſen, iſt wenigſtens eben ſ
unwahrſcheinlich, wo nicht unſtreitig ungegrün
det. Schon der eben angeführte Umſtand, da
er ſich im 23ſten Jahre ſeines Alters bereit
Churfürſtl. Aſtronom in Berlin nennet, und vo
dieſer Zeit an, von Jahr zu Jahre unter dieſe
Benennung vorkommt, macht es unwahrſchein
lich. Vorher konnte er es wohl nicht geworde
ſeyn, weil er da noch ein ſehr junger Menſc
war; nachher aber noch weniger, weil er ſeithe
bis allenfalls ein paar Jahre vor ſeinem Tod
nicht von Berlin weggekommen iſt, ſich auch n
einen Profeſſor, ſondern jederzeit nur Magiſte
und Churfürſtl. Mathematikum oder Aſtronom
nennet. Was dieſes Vorgeben noch mehr wide
legt, iſt, daß in Becmanns Notitia Univer
Francof. S. 73, wo die Profeſſores der Math
matik von der Stiftung der Univerſität an, nac

der Reihe angeführet werden, kein Cario vorkommt. Ja ich finde in dem ganzen Buche seiner mit keinem Worte gedacht, so sorgfältig ich es auch durchgeblättert habe. Wenn also im Jöcher unter dem Artikel des Cario Becmanns Notitia angeführet wird, so ist es vermuthlich aus der irrigen Voraussetzung geschehen, daß er wirklich Professor daselbst gewesen, und daß alsdann daselbst von ihm müsse gehandelt werden.

Cario war also weiter nichts als Kalendermacher in Berlin und dabey des Churfürsten Joachim I. Astronom oder vielmehr Astrologe. Daß er diese Stelle bereits 1522 bekleidet, erhellet aus einer in diesem Jahre von ihm gedruckten Prognosticatio, wo er auf dem Titel ausdrücklich Churfürstlicher Astronomus heißt. Es ist dieses die älteste von seinen Prophezeihungen, die mir bekannt geworden, und von dieser Zeit an hat er deren mehrere herausgegeben, die ich am Ende anzeigen werde. Besonders gab er alle Jahre die damahls üblichen Praktiken d. i. Kalender mit astrologischen Prophezeihungen heraus, daher man nicht irret, wenn man ihn für einen eigentlichen besoldeten Kalendermacher hält. Man weiß, wie sehr die Astrologie noch im 16ten Jahrhunderte das Steckenpferd des menschlichen Verstandes war, und es gab damahls wohl nicht nicht einen regierenden Herrn, sollte sein Ländchen auch noch so klein gewesen seyn, der nicht einen oder ein paar solcher Sterndeuter gefüttert

hätte. Churfürſt Joachim 1. wird von ſeinen Geſchichtſchreibern wegen ſeiner Beredſamkeit und Gelehrſamkeit erhoben; gewiſſer iſt, daß er im höchſten Grade abergläubig war, und daher nicht nur den Cario nach Berlin zog, ſondern ſich auch von ihm in der Aſtrologie unterrichten ließ. Er muß es auch darin allerdings weit gebracht haben, wenn es wahr iſt, was man vorgegeben hat, daß er nehmlich ſeinen Nachkommen die Preuſſiſche Krone prophezeihet habe *).

Cario ſcheinet von ſeinen Prophezeihungen ſehr beſcheiden zu urtheilen, wenn er in der 1529 unterzeichneten Weiſſagung ſagt, daß es dabey

*) Das Vorgeben gründet ſich auf Nic. Leutingers Brandenb. Geſchichte, wo er S. 32 der Küſterſchen Ausgabe, von dieſem Churfürſten ſagt: Aſtrologiae vero ita ſe dederat, ut cum doctiſſimis illius artis comparetur. In his magiſtro utebatur *Iohanne Carione*, qui auctor eſt Chronicorum, quae a *Phil. Melanchthone* poſtea ſunt locupletata. Exſtant illius vaticinia et prognoſtica, quae partim eventum ſuum ſortita ſunt, partim in poteſtate Dei poſita. Inter alia ſpondet principi Familiae Brandenburgicae regiam et ſummam inter Chriſtianos dignitatem. Das illius kann freylich ſowohl auf den Churfürſten, als auf den Cario gehen; allein man ſiehet leicht, daß es auf den letztern gehen muß, von welchem noch jetzt mehrere vaticinia und prognoſtica übrig ſind, dagegen man von dem Churfürſten keines kennet. Nun iſt zwar von dem Cario keine Prophezeihung bekannt, in welcher er dem Hauſe Brandenburg die königliche Würde verſprochen hätte; allein es kann deſſen ungeachtet ſeyn, daß er dem ehrgeitzigen Churfürſten damit geſchmeichelt, und dann hat er unter der regia et ſumma inter Chriſtianos dignitate gewiß eher die kaiſerliche als eine andere Würde verſtanden und verſtehen müſſen.

auf ein Jahr auf und ab nicht ankomme, indem es schwer sey, die Begebenheiten auf ein Jahr zu berechnen. Auch könnten sich die Einflüsse innerhalb vier bis fünf Meilen sehr verändern. Allein, wenn man erwäget, wie wenig seine Prophezeihungen im Ganzen eingetroffen sind, so wird das, was anfänglich Bescheidenheit schien, unwissender Stolz. Nur ein paar Beyspiele zur Probe.

In der oben gedachten und 1522 herausgegebenen Prognostikatio weissaget er auf das Jahr 1524 eine ungeheure Wasserfluth, weil in dem Februar dieses Jahres 20 Conjunctionen der Planeten vorfallen würden, von welchen 16 in dem wässerigen Zeichen der Fische seyn würden. Aus der Ueberschwemmung sollten Mißwachs, Hunger und eine Menge ansteckender Krankheiten entstehen. Noch mehr, es sollte in dem gedachten Jahre Zwietracht und Uneinigkeit unter Geistlichen und Weltlichen, eine gänzliche Veränderung und Reformation der Kirche, mächtig Blutvergießen und Unterdrückung großer Häupter vorfallen. Von allem diesem ist nun in gedachtem Jahre und ein paar Jahre darauf nichts eingetroffen. Ungeachtet nun der Unhold nichts von dem errathen konnte, was zwey Jahr darauf erfolgen würde, so wollte er doch wissen, was in hundert und zweyhundert Jahren geschehen würde. Denn in eben dieser Prophezeihung drohet er auf das Jahr 1693 mit einer der größten Conjunctionen am Himmel, da sollte denn der

Antichriſt erſcheinen. Dieſer ſollte zu Corizon gebohren und zu Bethlehem erzogen werden, in Caphernaim aber ſollte er ſein Regiment errichten. Noch unbarmherziger ſollte es in dem Jahre 1789 ergehen; das ſollte das ſchrecklichſte unter allen ſeyn, indem in demſelben große und wunderbare Geſchichte, Veränderungen und Zerſtörungen vorfallen würden. Allein, ſo ſehr ſich der Narr in Anſehung des 1693ſten Jahres betrogen hat, ſo ſehr wird er vermuthlich auch 1789 zum Lügner werden.

In einer andern ſeiner jährlichen Prophezeihungen beſtimmte er das Jahr und den Tag, wenn Luther würde verbrannt werden; von welcher Prophezeihung in Luthers Tiſchreden Kap. 37 unter der Aufſchrift: Carions erſtunkene Sterngückeriſche Weiſſagung von D. Martin Luther, gehandelt wird.

Eine ſeiner berüchtigſten Weiſſagungen iſt diejenige, in welcher er die Schickſale des Reiches von dem Kaiſer Maximilian an, bis 1550 beſtimmen wollte, und worin er ſtatt der Nahmen der regierenden Herren oder ihrer Staaten die Nahmen ihrer Wapenbilder ſetzte, weil das Ding auf dieſe Art ein räthſelhafteres Anſehen bekommt, ſich auch deſto leichter auf alle nur mögliche Erfolge drehen und recken läßt. Er machte ſie zuerſt um 1525 bekannt, denn in der zweyten Ausgabe, deren Zuſchrift 1529 unterzeichnet iſt, ſagt er, daß er ſie ohngefähr vor vier Jahren gemacht habe. Sie wurde nicht nur gleich anfangs

ſehr oft wieder aufgelegt und nachgedruckt, ſondern ſie hat ſich auch bis auf die neuern Zeiten fortgepflanzet, indem ſie ſich unter andern auch in dem zu unſern Zeiten ſo oft gedruckten Europäiſchen Staatswahrſager befindet; obgleich nicht zu begreifen iſt, was ſie jetzt noch nutzen kann, indem Carlo in der Zuſchrift ausdrücklich ſagt, daß er ſie nur bis 1550 fortgeführet *). Dieſer Umſtand iſt um deswillen nicht aus der Acht zu laſſen, weil man ſonſt leicht Kaiſer Karln, aus dem Hauſe Baiern darin prophezeihet finden könnte. Da ſie nicht gar zu lang iſt, ſo will ich ſie, ſo wie ſie in der Ausgabe, Erfurt, 1567, 8. ausſiehet, ganz herſetzen, und die Bedeutung der Wapenbilder ſogleich in Parentheſi dazu ſetzen. Er gehet mit derſelben um ein Beträchtliches zurück, indem er mit dem Kaiſer Maximilian anfängt, vermuthlich, damit die bereits geſchehenen Vorfälle, die der Narr leicht wiſſen konnte, denen, welche er als bevorſtehend prophezeihete, deſto mehr Glauben verſchaffen möchten. Sie lautet ſo:

„Ein trauriger Adler (K. Maximilian) flohe in
„viel Mühe und Arbeit lange Zeit.

*) In der Ausgabe deren ich mich bediene, Erfurt 1567, 8. iſt dieſe Jahrzahl mit Worten und nicht mit Ziffern ausgedruckt: daher diejenigen Schriftſteller irren, welche behaupten, er habe ſie bis 1560 ausgedehnet, es müßte denn dieſes in einer der ſpätern Ausgaben geſchehen ſeyn, denn man hat faſt in allen daran geändert und gekünſtelt, um ſie den inzwiſchen vorgefallenen Begebenheiten nur einigermaßen anzupaſſen.

„Setzet seiner jungen Nest (Philipp) auf einen
„güldenen Thurn, (Castilien.)

„Aber seine angeborne Kleidung war mit drey-
„en Theilen, weiß nach der zwerch in rot,
„(Oesterreich.)

„Der Adler pflücket die Lilien (Frankreich,) und
„verderbet ihre Blätter, (1514.)

„Und verwüstet seine eigen Federn, die da glis-
„sen von schwärze, und viel Thier mit jm lit-
„ten schaden.

„Er biß die Schlange (Mailand,) und ward wi-
„derumb von jr gebissen.

„Nach vieler Mühe gab er sich zur Ruhe.
„(† 1519.)

„Seine Jungen (Philipp) auf dem gülden Thurm
„blieben nicht lange leben.

„Doch verließen sie andere Jungen, (Carln 5.
„Ferdinand, Elisabeth und Maria.)

„Die weiblichen flohen inn Ende der Christenheit,
„eins (Elisabeth) zu dem blauen Lewen in
„dem gülden Stall, (König Christiern von
„Dänemark.)

„Welche die Nesselblätter übel verbrannten. (Chri-
„stiern ward 1523 verjagt.)

„Die andere (Maria) under dem Schutze des
„weissen zwifachen Creutzes, (König Ludwig
„von Ungarn.)

„Welche die ungezempten Hund (die Türken)
„hart betrübten, (besonders 1526.)

„Die ermordeten (1526) iren liebſten Winden
„mit einem gülden Halsbande, (den König
„Ludwig.
„Und die zween jungen Adler (Carl 5. und
„Ferdinand,) werden in ſanfter Ruhe er-
„zogen.
„Sie werden aber ſo ſie zu ihren Jahren kom-
„men, ire Flügel müde machen.
„Der älteſt Adler (Carl 5.) empfähet die Kron,
„(ſchon 1520.)
„Wird ſich legen in die Lilien und die verwüſten,
„(1525 Schlacht bey Pavia, Gefangen-
„ſchaft des Königes Francisci.)
„Wird mit jungen Lilien ſein Haupt ſchmücken,
„(vielleicht die von Francisco zu Geißeln ge-
„gebene Prinzen.)
„Er wird gehen durch die güldnen Pforten, und
„da freud empfahen, (Vermählung mit der
„Portugieſiſchen Prinzeſſin Iſabella,) wird
„ſterken den gülden Thurn, (Caſtilien,) und
„das Creutz des ſchlahenden Feuereiſens, (Bur-
„gund.)
„Wird auch zahm machen den gelen Lewen im
„blauen Feld, (Geldern.)
„Er wird der Schlangen (Mailand) ihre Zän-
„ausbrechen, daß ſie nicht beiſſen wird.
„Und dem Haupt aller Städte (Rom) ire Au-
„gen ausſtechen, und die zum raub ſeinen
„Thieren geben, (Eroberung Roms 1527.)
„Aber der Adler wird weich Federn haben,
„tugendhaft und mild, und von andern

„leicht bewegt, gern folgen, doch letzlich auch „betrogen.

„Wird sich unterstehen, den Christen zu helfen, „aber er wird wendig gemacht.

„Er wird haben einen treuen Vogel unter im, „einen roten Adler mit einem weissen Rad, „(Erzbischof Albert von Mainz,) der im nicht „arges rathen wird.

„Ihm wird ab- und zufallen der gülden Lewe im „roten stall, und ein wancklich leben mit „ihm haben, aber nicht groß unrecht wird „der gülden Lewe haben.

„Ein roter Lewe neben dem gülden Schild und „roten Lilien (Schottland) werden dem Adler „auf dem gülden Thurn anfeinden, aber der „Adler ist ihm zu hoch gesessen.

„Der Adler wird ein Nest in des Jägers (Wür„tembergs,) Haus machen, und den from„men Weidman (Herzog Ulrich von Wür„temberg) mit vielen Thieren verfolgen.

„Der Weidman wird wohnen bey den dreyen „fliegenden weissen Adlern (Lotharingen) „und bey dem gülden und bundten Lewen, „(Hessen.)

„Aber dem Jäger ist blau und weiß (Baiern) „entgegen; er wird sich aber darein kleiden, „und die Farb wird ihm woht stehen, und „wird mit im seyn.

„Die Hunde (die Türken,) werden dem zwiefa„chen Kreutz (Ungarn) Schaden thun, sie „werden dem Adler seine angeborne Kleidung

„mit dreyen teilen, weiß (Oesterreich) nach
„der zwerch zerreissen.
„Die Hunde wollten gern beissen den weissen Le-
„wen mit dem duppelten schwantz (Böhmen)
„aber es wird inen nicht gestattet.
„Böse Tücke werden die Thier, so dem weissen Ad-
„ler im rothen Vogelhause (Pohlen) under-
„worfen, beweisen, sie werden des weissen
„Adlers verläugnen, und wollen Hund und
„andere Thier an seine Statt setzen. Aber
„das geschlecht der Adler verlesset einander nicht,
„sondern ein rother Adler (Markgraf von
„Brandenburg) erhielte den jungen weissen
„Adler in seinem Neste.

Bis hierher wenigstens werden lauter Be-gebenheiten angeführet, welche 1529 bereits ver-gangen waren, sich also leicht prophezeihen lies-sen. Was folgt, sollte von 1530 bis 1550 geschehen; und wer die Begebenheiten in der Ge-schichte wird aufsuchen wollen, wird sich hoffents-lich vergebliche Mühe machen; ausser daß einige der folgenden Begebenheiten damahls schon ange-fangen hatten, deren Ausgang denn eben auch nicht schwer vorher zu sehen war.

„Nach diesem allen wird sich nahen das End,
„werden schwere Krieg und grosse Verenderung
„der Welt.
„Der schwartze Adler wird Ungemach leiden mit
„schwerer Leibskrankheit und abgehen, derer

„die im lieb seyn, wird auch des jungen Ad
„ler, der doch nicht Adler ist, schaden sehen
„Dann wird ihm das zwiefache Kreutz (Un
„garn) entfallen, und dann wird das Voll
„on Haupt einen Herrn wehlen.

„Und der gülden Stierkopf mit den zweyen sil
„bern Hörnern, inn dem roten Feld, (die
„Wallachey) wird einen grossen Nahmen
„haben.

„Und wird sich das gülden Feld mit der roten
„Strassen (Baden) über ort müssen gebraw
„chen lassen. Aber es wird im vergolten
„vielfach.

„Und dann wird der schwarz Lewe im gülden Feld
„(Cleve) und die güldene Scepter von ein
„ander getrennt, und zwo Herrschaften ge
„heissen.

„Das Haus mit den fünf schwarzen Balken inn
„dem güldenen Feld (Sachsen) wird beschedi
„get an seinen eigenen Säulen, und niemand
„wird im schaden, denn sein eigen Tach.

„Und wird sich allda das klare Wort erhören las
„sen. Aber es wird wieder von inen genom
„men, dann sie vergreiffen sich unwissend in
„der Ordnung irer Kirchen Knecht. So das
„recht wird geordnet, wer es Gott ein Ehr,
„und der Welt ein Nutz. Ich mein es gut,
„verstehe mich recht.

„Der rot Adler (ein Markgraf zu Brandens
„burg) wird steigen inn Ehren, und wird
„mit Hülf zweyer gülden Lewen (Braun-

„schweig) Ehr erlangen, und ein schwarzer „Büffelskopf (Mecklenburg) und ein roter „Greiff in einem weissen Feld (Pommern) „werden im anhangen.

„Ein roter und schwarzer Adler wird in anfechten, „mit samt halb-weiß und roten Kleidern, wer„den aber nichts an im vermögen.

„Dann der schwarz Adler, mit dem weissen Mann „in dem gülden Feld will sein Hülf nicht dar„geben.

„Es wird der blaue Lewe in den roten Rosen„blettern schwach werden, und seine kleine „Thier werden von im essen.

„In diesen Zeiten wird der schwarz Adler sein „Scepter und Kron niederlegen, und einer „im blauen und weissen wirds aufnehmen.

„Soll sie aber sein bleiben, hat er Glück. Denn „der rot Adler und zween gülden Lewen, und „die fünf schwarzen Balcken werden darum „kriegen. Darum ist geschrieben: viel wer„den ein Königreich regieren.

„Das Rautenkräntzlin, das vor langest verdun„kelt ist gewesen, wird auf das neue gewun„den; aber mit Nesseln vermengt. Doch „wird die Nessel dorren, und bleibt die Raut „über Winter grün.

„Ein gülden Lew in einem blauen Stall wird „das weiß Rad aufheben.

„Und dann wird Unfried, und wird das rot „Creutz einem Menschen verliehen, der eines „argen Lebens ist, und wird wenig Trew hal-

„ten. Darumb wird er von dem Ampt de
„schwarzen Adlers mit dem Apfel gezüch
„tiget.
„Dann wird der weiß und rot bundte Lewe e
„was aus dem seinen verlieren.
„Und dann ist der schwarz Adler mit bekleidet mi
„dreyen Strichen, weiß und rot.
„Der weiß Lew mit duppelten Schwantz wir
„auch gedachte Kleidung nicht mehr führen.

Unbegreiflich ist, was den Narren bewoge haben mag, den größten Theil dieser sogenannte Prophezeihung mit vergangenen Begebenheite anzufüllen, wenn es nicht in der schon gedachte Absicht geschehen, dadurch den Leser zu täuschen und ihn zu verleiten, das Vergangene und Zu künftige mit einerley Augen anzusehen. Da e in dieser Prophezeihung dem Hause Oesterreic manches Unangenehme verkündiget hatte, so ga solches dem Andreas Perlach, Professor de Astronomie zu Wien Gelegenheit, wider den Carion zu schreiben, und ihn nicht allein der Be leidigung kaiserlicher Majestät, sondern auch de Zauberey und anderer verbothenen Künste zu be schuldigen, worüber er sich in der Vorrede zu gedachten Weissagung bitterlich beschweret.

Aber wenn nun Carion ein schlechter Astro nom und ein noch schlechterer Prophet war, s könnte er denn doch wohl ein guter Geschichtschrei ber gewesen seyn, und wenn er das war, so wür de er von dieser Seite Achtung verdienen, un

man würde ihm seine astrologischen Thorheiten als Schwachheiten übersehen müssen. Dem gemeinen Rufe zu folgen, würde man ihm den Nahmen eines wo nicht grossen, doch wenigstens nützlichen Geschichtschreibers nicht versagen können, denn wer kennet nicht das unter seinem Nahmen bekannte Chronicon, welches beynahe zweyhundert Jahr lang, wo nicht das einzige, doch das vornehmste Handbuch der Universal-Geschichte war, und noch jetzt nicht ohne Werth ist, ob es gleich in den neuern Zeiten durch andere mehr zweckmäßige Bücher dieser Art überflüßig gemacht worden. Allein bey einer genauern Untersuchung wird sich zeigen, daß er auch hier ohne alles Verdienst ist, indem seine Kenntniß der Geschichte eben so seicht und unbedeutend war, als seine mathematische Gelehrsamkeit und seine Wissenschaft künftiger Dinge. Sein ganzes Verdienst um dieses Buch bestehet darin, daß er durch seine Sudelarbeit die erste Veranlassung zu einer unendlich bessern Arbeit war, welche ein unendlich besserer Kopf als er, ausführte, ihm aber aus einer beynahe beyspiellosen Bescheidenheit und Nachsicht den Nahmen des ersten Stümpers erhielt.

Was einen solchen Skribler zu seinem Geschreibe veranlasset, könnte auf alle Fälle sehr gleichgültig seyn, allein da die vorgegebene Veranlassung zu einer Mißdeutung Gelegenheit gegeben, so muß ich sie anführen. Adami sagt in seinem Leben des Cario, Churfürst Philipp

von der Pfalz habe schon eine solche Universal-Geschichte gewünscht, und daher die beyden gelehrten Männer, den Bischof von Worms, Johann Dalburg, und den Rudolph Agricola dazu aufgemuntert, welche sich derselben auch wirklich unterzogen, wie denn auch ihre Arbeit noch handschriftlich in der Churpfälzischen Bibliothek befindlich sey. Das habe denn vermuthlich den Cario bewogen, ein gleiches zu unternehmen. Er sagt zwar nicht, woher er diese Nachricht habe; allein sie ist ohne Zweifel aus Melanchthons Zuschrift der Ausgabe des Chronici Carionis vom Jahre 1558 entlehnet, wo er sie weitläuftig anführet, doch nur um unter andern damit den Werth und die Wichtigkeit einer Universal-Geschichte zu beweisen. Er setzet hinzu, daß er diesen Umstand von dem Capnio habe: Saepe audivi narrare *Capnionem* &c. Caspar Sagittarius führet in seiner Introductione in Historiam ecclesiasticam Th. 1, S. 99. f. diese ganze Stelle an; allein aus der Verbindung, in welcher er sie anführet, ist zu vermuthen, daß er aus einer Uebereilung den Capnio mit dem Cario verwechselt, und daraus beweisen wollen, daß Melanchthon eine vorzügliche Freundschaft mit dem Cario unterhalten habe, weil er öftere Unterredungen mit ihm gepflogen; denn ob er gleich im Texte richtig Capnio setzet, so lautet doch das Marginale so: Amicitia *Philippi* cum *Carione*. Hätte er bey der ganzen Stelle den Cario nicht

in

in Gedanken gehabt, so hatte er, dem ganzen Zusammenhange nach, keine begreifliche Ursache, gerade hier der Freundschaft des Melanchthon mit dem Capnio zu erwähnen, da er es bloß mit dem Chronico des Cario zu thun hatte.

Seine Veranlassung mochte nun gewesen seyn, welche sie wollte, so schrieb er ein solches Ding von einer Chronik zusammen, hatte aber doch noch so viel Verstand, daß er sie nicht gleich so drucken ließ, sondern seine Arbeit in der Handschrift um das Jahr 1530 an den Melanchthon, dem damahligen Orakel in allen Wissenschaften, schickte, mit Bitte, sie ein wenig durchzusehen und sie zu Wittenberg drucken zu lassen. Bey der grossen Armuth der damahligen Zeiten an vernünftigen Geschichtsbüchern, besonders an solchen, welche den um diese Zeit dringend gewordenen Bedürfnissen der ungelehrten Stände angemessen waren, hielt Melanchthon ein solches Buch allerdings für nothwendig und nützlich; weil er aber sehr bald fand, daß Carios Arbeit sehr nachlässig und fehlerhaft war, so verbesserte er sie, so gut es seine damahligen Geschäfte erlaubten, und gab sie zu Wittenberg 1532 in 4. heraus *). Da das Buch Beyfall fand,

*) Es erhellet dieses aus einem Briefe Melanchthons an den Camerarius, welcher die solstitiali, 1531 geschrieben ist, und wo es heißt: Accepi tuam disputationem de praedictionibus Cariosis. Quamquam autem iste vehementer affir-

weil es den Bedürfnissen der Zeit angemessen war, so übersetzte Hermann Boneus, ein Geistlicher zu Lübeck, dasselbe 1538 in das Lateinische, wodurch es denn auch den Ausländern bekannt ward, und in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Al

mat, se nihil praeter siderum positum in consilium adhibere, tamen multis non satis persuadet hoc. Et ars ipsa quoque judicio non potest tam diserte de singularibus eventibus pronunciare; sed vir est, quantum ego quidem cognovi, candidus et Sueuicae simplicitatis plurimum referens. Misit huc *Chronica* excudenda, sed ea lege, ut ego emendarem. Sunt multa scripta negligentius. Itaque ego totum opus retexo, et quidem Germanice, et constitui complecti praecipuas mutationes maximorum Imperiorum. Eben das sagt Peucer, Melanchthons Schwiegersohn, in der Zuschrift seiner Ausgabe vom Jahr 1572: Nomen Chronici *Carionis* retinui, quod mutare illud autor primus sanctae beataeque memoriae, *Philippus Melanchthon* socer meus noluit. Occasio nominis hujus inde extitit, quod cum *Iohannes Carion* mathematicus ante annos XL. coepisset contexere Chronicum, et recognoscendum illud atque emendandum, priusquam praelo subjiceretur, misisset ad *Phil. Melanchthonem*, hic, quod parum probaretur, totum abolevit una litura, alio conscripto, cui tamen *Carionis* nomen praefixit; sed et hoc cum resexisset, amici nomen et memoriam, a cujus primordiis ἀφορμὴ prima Chronici contexendi nata atque profecta esset, titulo posteritati commendare voluit. Aus Melanchthons Briefe erhellet zugleich, was er von des Fantasten Prophezeihungen gehalten. Die, auf welche er anspielt, war ohne Zweifel die oben mitgetheilte allegorische. Melanchthon war, wie bekannt ist, für seine Person ein grosser Verehrer der Astrologie, glaubte aber nicht, daß man aus dem Stande und den Einflüssen der Gestirne so individuelle und einzelne Begebenheiten vorher sagen könnte, als der Träumer daraus verkündigen wollte.

lein da des Cario Arbeit so viele und grosse Fehler hatte, und dessen ungeachtet so wohl aufgenommen wurde, so reitzte das den Melanchthon noch in seinem hohen Alter ein neues Werk dieser Art zu schreiben, welches 1558 erschien, und 1560 mit einem zweyten Theile vermehrt, wieder aufgelegt wurde, aber die Geschichte nur bis auf Carln den Grossen fortführte. Da Melanchthon durch seinen Tod an der weitern Fortsetzung gehindert wurde, so unternahm sein Schwiegersohn, Caspar Peucer diese Arbeit, und setzte die Geschichte in mehrern Ausgaben bis auf die neuern Zeiten fort, worauf sie denn wieder in das Deutsche übersetzt wurde.

So wahr und gewiß das alles ist, so finden sich doch noch verschiedene Schwierigkeiten in Ansehung der eigentlichen Arbeit des Cario, welche von den vielen gelehrten Männern, welche die Geschichte dieses Buches geschrieben haben, soviel ich weiß, noch nicht sind gehoben worden*).

*) Baile war, so viel mir bekannt ist, der erste, der diese Schwierigkeiten in seinem Dictionn. v. *Carion* entdeckte oder vielmehr erfand, sie aber nicht mit Gewißheit heben konnte, sondern sie nur noch vermehrte. Im Jahr 1731 hatte Erhard. Dav. Hauber Dissertat. litter. de *Io. Carionis* Chronico ejusque auctoribus atque editionibus diversis, zum Drucke fertig, welche aber, allem Ansehen nach, nie gedruckt worden. Dagegen gab Joh. Christo. Dommerich Epistolam ad *E. D. Haubernum* de *Carionis* Chronico, Wolfenbüttel, 1750, 4. heraus. Bald darauf erschien Erh. Ernst Hochs, Predigers zu Willershausen,

Sie bestehen darin. Carion hatte die Geschichte bis 1521 oder nach andern bis 1532, Melanchthon aber, wie Baile versichert, nur bis auf Carln den Großen fortgeführet. Nun sind sich gedruckte Ausgaben von Carion's Chronik, welche wirklich bis auf die neuern Zeiten gehen, daher denn die Frage entstehet, ob es wirklich zwey verschiedene deutsche Ausgaben von dem Jahre 1532 giebt, deren eine Carion's unveränderte, die andere aber, die von Melanchthon verbesserte Arbeit enthält? Und ist dieses, woher rühret diese Verschiedenheit? War etwa Carion mit der Umarbeitung des Melanchthon nicht zufrieden, welches sich bey seinem seichten Kopfe sehr leicht denken läßt, und gab daher seine eigene Arbeit selbst heraus? Es ist noch ein dritter Fall möglich. Melanchthon konnte mit seiner Verbesserung bloß bis auf Carln den Großen gekommen und hier stehen geblieben seyn, entweder weil er des Umpflügens überdrüssig war, und es ihm an Zeit fehlte, oder weil er damahls in der mittlern Geschichte selbst noch nicht sehr

Disquisitio de Chronici, quod extat sub nomine *Jo. Carionis* veri et genuina origine, Wolfenbüttel 1755, 4; worin er läugnen wollte, daß Melanchthon einigen Theil an der ersten Ausgabe der Chronik des Carion von 1532 gehabt hätte, aber nachmals in den Göttingischen gel. Anzeigen von 1758, S. 1375 seine Meinung wieder zurück nahm. Man sehe auch des jetzigen Hrn. Prof. Titius zu Wittenberg Abhandlung davon in den Erweiterungen St. 69, S. 195, wo die obige gewöhnliche Meinung vorgetragen und bestätiget wird.

bewandert war. Er konnte also die Handschrift wieder an den Carlo zurück geschickt haben, der sie denn mit seiner ungeänderten Fortsetzung drucken ließ. Wäre nun dieses, so hätten wir nur eine einzige Ausgabe von Carlo's und Melanchthons vereinigten deutschen Arbeit. Baile trägt alle diese Muthmassungen vor, ohne sich merklich für eine derselben zu entscheiden.

Daß es alte Ausgaben von 1532 an giebt, welche bis auf die neuern Zeiten gehen, ist unstreitig. Als Carlo's Chronik das erste mahl erschien, machte sie in der Schweiz vieles Aufsehen, weil nach Gesnern in Bibl. S. 399 viele Unrichtigkeiten in Ansehung dieses Landes darin vorkamen, daher auch Bullinger in Respons. ad Io. Cochlaei libellum de Scripturae et Ecclesiae autoritate, der darin befindlichen Nachricht von der Niederlage der Schweitzer bey Zürch im Jahr 1531 widersprach. Sagittarius versichert in seiner Introd. in Hist. eccles. S. 99, daß er zwey deutsche Ausgaben besitze, deren eine in 8. bis den 16ten April 1521 gehe. Der Titel fehle zwar bey seinem Exemplare, doch sey Carlo's Zuschrift 1531. unterzeichnet. Die zweyte Ausgabe sey in 4.; allein weil er sie unter seinen Büchern nicht finden können, so sey er auch nicht im Stande mehrere Nachricht davon zu geben. In Gottscheds Beyträgen zur krit. Hist. der deutschen Sprache wird B. 8, S. 282 f. eine deutsche Ausgabe von 1532 umständlich beschrieben, aber aus einer sonderbaren

Nachläſſigkeit das Format nicht bemerkt, welch doch aus andern Umſtänden zu urtheilen Qua war. Der Titel heißt: Chronica durch Mag ſtrum Johann Carion vleiſſig zuſamen gezoge meniglich nützlich zu leſen. Sie iſt zu Witte berg durch Georgen Rhaw 1532 gedruckt, un gehet in der Geſchichte bis auf das jetzt gedach Jahr. Carion's Zuſchrift an den Markgraf Joachim von Brandenburg iſt Berlin 1531 u terzeichnet. Auf dieſe folgt eine Abhandlun wozu Hiſtorien zu leſen nützlich iſt, und dan die Geſchichte ſelbſt, welche in drey Bücher g theilet iſt. Zuletzt folgt noch eine Tabula An norum Mundi aus der Bibel und den bewe ten Hiſtorien, welche gleichfalls bis auf da Jahr 1532 geht.

Das wäre alſo zuverläſſig eine Ausgab von Carion's eigenen Arbeit, woran Melanchthon keinen Theil hatte, und dafür wird ſie von der ungenannten Verfaſſer des gedachten Aufſatzes an gehalten; zumahl da ſie unläugbar bis auf da Jahr 1532 gehet, dagegen Melanchthons Au gabe ſich nicht über Carls des Großen Zeit erſtr cken ſoll. Allein ich getraue mir beweiſen zu kö nen, daß dieß wirklich Melanchthons Ausgal und nicht Carion's ungeänderte Arbeit iſt. Jen ſagt in einem Briefe an den Ant. Corvinus, d ich ſo gleich vollſtändiger anführen werde, au drücklich, daß er, Melanchthon, die dem Wer beygefügte Tabulam annorum mundi verfertig habe: Mitto tibi Chronicon. — In fine a

ſeci tabellam annorum mundi utilem et veram, quam ſpero tibi et aliis doctis placituram eſſe. Hatte nun Cario bey ſeiner Handſchrift keine ſolche Tabulam, ſondern ward dieſe erſt von dem Melanchthon hinzu geſetzt, ſo iſt ja wohl unläugbar, daß dieſe Ausgabe eben dieſelbe iſt, an welcher dieſer berühmte Gelehrte die Hand mit im Spiele hatte. Wenn aber das iſt, ſo wird ja die Sache wohl noch verworrener, als ſie vorher war? — Ich glaube nicht, ſondern finde vielmehr, daß dieſer Umſtand die ganze Ungewißheit hebt, und die bisher ſo ſtreitige Sache ihrem wahren Aufſchluſſe ein paar Schritte näher bringt. Doch ehe ich dahin komme, noch ein paar Fragen.

1. Iſt es denn wahr, daß die von Melanchthon beſorgte Ausgabe nur bis auf Carln den Groſſen gehet? Baile behauptet es freylich, und eben dieſer Umſtand iſt es, der ihn zu den obigen Schwierigkeiten und Zweifeln Gelegenheit gegeben hat. Allein ich ſehe nicht, aus was für einem Grunde er ſo etwas behaupten konnte, wenigſtens führet er nichts an, was einem Grunde ähnlich ſehe. In Melanchthons Briefen und Zuſchriften kommt auch nichts vor, woraus es ſich ſchlieſſen ließe. Ueberdieß kenne ich keinen einzigen Schriftſteller, welcher ein Exemplar von Cario's Chronik beſchrieben oder nur geſehen hätte, welches nur bis auf die jetzt gedachte Zeit ginge; alle bekannte Exemplare gehen vielmehr bis auf die Zeit der Herausgabe. Da ſich

nun keine Spur eines Beweises für jenen Umstand auffinden läßt, so ist mehr als wahrscheinlich, das Baile durch Melanchthons nachmahlige lateinische Ausgabe irre geführet worden, als welche er in der That nur bis auf Carln den Grossen zu Stande gebracht hat, indem er durch den Tod an der weitern Fortsetzung gehindert wurde. Baile verwechselte in Gedanken diese spätere lateinische Arbeit mit der erstern deutschen, und glaubte, daß auch diese nicht weiter gehen könnte, und daraus entständen denn alle seine Zweifel und Bedenklichkeiten, die aber nunmehr von selbst wegfallen. Aehnliche Nachlässigkeiten und Uebereilungen sind bey diesem sonst gelehrten und scharfsichtigen Manne nicht selten.

2. Ist es denn auch wahr, daß Melanchthon des Carion Arbeit ganz verworfen, und statt derselben ganz etwas Neues gemacht hat? Diese Frage scheinet schwerer zu verneinen, weil nicht nur Peucer in der oben angeführten Stelle sie ausdrücklich bejahet, sondern auch Melanchthon selbst in der oben angeführten Stelle eines Briefes an den Camerarius so etwas zu behaupten scheinet. Allein ich will zuvörderst dem Melanchthon den Vorgenannten selbst entgegen setzen. Dieser druckt sich in einem Briefe an den Anton Corvin von 1532, mit welchem er ihm zugleich ein Exemplar von des Carion Arbeit überschickt, in Sauberti Epistolis Melanchth. B. 5, S. 502, folgender Gestalt aus: Mitto tibi Chronicon, in quo etsi sunt mei quidam loci,

nmen ipſa operis ſylva non eſt mea. Miſit enim *Carion* ad me farraginem quandam negligentius coacervatam, quae a me diſpoſita eſt, quandoquidem in compendio fieri potuit. In fine adjeci tabellam annorum mundi, utilem et veram, quam ſpero tibi et aliis doctis placiturum eſſe. Et ſi recudent opus noſtri χαλκογραφοι addam ex Ptolemaeo teſtimonia. Ich glaube die Stelle iſt deutlich und beſtimmt genug, und daraus muß auch das retexere in dem obigen Briefe an den Camerarius erklärt werden. Ueberdieß redet er in dem letztern im Präſenti, weil er wirklich noch über der Arbeit begriffen war, und vielleicht damahls Willens ſeyn mochte, mehr daran zu thun, als er wirklich that. Peucer druckt ſich freylich über ſeines Schwiegervaters Arbeit weit ſtärker aus, wenn er ſagt: totum abolevit una litura, alio conſcripto; allein wer ſiehet nicht, daß er Melanchthons eigenes Zeugniß nicht überwiegen kann. Vielleicht vergröſſert er aus Achtung für ſeinen Schwiegervater deſſen Antheil ein wenig; vielleicht war ihm auch die Sache ſelbſt nicht recht bekannt, da er 40 Jahr hernach ſchrieb, und Melanchthons Antheil an dem Buche nur von Hörenſagen haben konnte, indem er erſt 1540 nach Wittenberg kam.

Aus allem ergiebt ſich nun wohl, daß die von Baile gefundenen Schwierigkeiten nichts auf ſich haben, und bloße Kinder ſeiner Uebereilung ſind. Man muß ſich folglich die Sache ſo vor-

ſtellen: Carlo ſchickte ſeine Arbeit, welche bis auf die damahlige Zeit ging, an den Melanchthon zur Ausbeſſerung. Dieſer hielt ein ſolches Buch für ſehr nützlich, fand aber an des Carlo Arbeit ſehr viel auszuſetzen, indeſſen that er daran, was er damahls konnte; er brachte den Wuſt des Compilators in eine beſſere Ordnung, ſchnitt die gröbſten Auswüchſe weg, und ſetzte manches hinzu, und ließ das Werk unter des Carlo Nahmen drucken. Zugleich nahm er ſich vor, einmahl bey mehrerer Muße ſelbſt etwas beſſeres zu ſchreiben, welches er denn auch kurz vor ſeinem Ende in lateiniſcher Sprache bewerkſtelligte, aber nur bis an Carln den Groſſen damit kam. Er ließ auch dieſer Arbeit den Nahmen des Carlo, theils weil derſelbe die erſte Veranlaſſung dazu gegeben, und die erſten Materialien dazu geſammelt hatte, theils aber auch, weil die ähnliche ältere Arbeit ſchon unter deſſen Nahmen bekannt und beliebt war. Und ſo fiele denn das Vorgeben von zwey verſchiedenen deutſchen Ausgaben der erſten Arbeit von ſelbſt hin.

Was das Jahr der erſten Ausgabe betrift, ſo wird von vielen das Jahr 1531 dafür angegeben; allein allem Anſehen nach haben ſie das Jahr der Zuſchrift mit dem Jahre des Druckes verwechſelt. Das Druckjahr ward, der Gewohnheit der damahligen Zeit zu Folge, vermuthlich nicht auf dem Titel, ſondern hinten am Ende angegeben. Diejenigen, denen ein ſolches Exemplar in die Hände fiel, vergaſſen, noch

dem Beschlusse zu sehen, und ließen sich durch das Datum der Zuschrift täuschen. Melanchthon war zur Zeit der Sonnenwende (er sagt freylich nicht welcher,) 1531 noch mit der Ausbesserung beschäftiget, daher das Buch wohl nicht eher als 1532 erscheinen konnte. Das oben beschriebene Exemplar hat diese Jahrzahl ausdrücklich. In Pantaleo's Prosopogr. wird 1538 als das Jahr der ersten Ausgabe angegeben; allein das ist ein unstreitiger Druck- oder Gedächtnißfehler.

Uebrigens ist das Buch, Melanchthons Feile ungeachtet, noch immer eine sehr dürftige und verstandlose Compilation, wo der prophetische und astrologische Sauerteig des Sammlers überall vorschmeckt. Nur eine Stelle zur Probe. Von Hesiodo heißt es: „Hesiodus ist „hundert jar nach Homero gewesen, wie Por„phyrius schreibt, vnd ist ein Pfarrherr gewe„sen, am Berg Helikon, da ein grosser be„rümpter Tempel gewesen ist, und sein schrift „lant zum Teil wie ein predigt Buch von gu„ten sitten, denn es sind rechte schone sprüch, „von allerley tugenden, doch ist nichts da von „Christo vnd Glauben. Denn diese hohe lar „ist bey den Heyden verloschen gewesen, zum „Teil ist Hesiodi Schrift ein rechter wolgestel„ter ewiger Calender, gericht auff der sonnen„lauff vnd erscheinung etlicher Sternen, die „den vnterschied der Teil im jar anzeigen, vnd

„ist wahrlich ein fein liebtich Kinderbuch“ u. s. f.

In Nicol. Leutingers Zuschrift des 8ten Theiles seiner Brandenburgischen Geschichte *) befindet sich eine Stelle, aus welcher zu erhellen scheinet, daß Carion noch an einer andern historischen Arbeit Theil gehabt. Er sagt nehmlich, Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen habe sich sehr angelegen seyn lassen, eine Chronik von Sachsen zu Stande zu bringen, und habe daher mit den benachbarten Fürsten darüber gerathschlaget, und sie gebeten, seine Absicht von ihrer Seite zu unterstützen, da denn der Herzog Bogislav von Pommern die Sache dem Johann Bugenhagen, Churfürst Joachim von Brandenburg dem Johann Carion, Herzog Friedrich von Sachsen dem Georg Spalatin, andere Fürsten aber andern Gelehrten aufgetragen hätten; worauf er so fortfähret: Inter hos Brandenburgicis Principibus merito est acceptum referendum, quicquid sibi in eo opere utilitas publica vendicat, quorum beneficio Carion usus est. Hieraus könnte man schliessen, daß Carion wirklich eine Sächsische Chronik geschrieben habe, welche das Publicum folglich den Churfürsten von Brandenburg zu verdanken hätte. Allein ich finde von einer solchen Sächsischen Geschichte, welche diesen Sterndeuter zum Verfasser hätte, nichts, daher Leutinger die obige Chronik gemeinet ha-

*) In Küsters Ausgabe Th. 2. S. 1563.

den muß, woraus sich denn ergeben würde, daß Carlo von seinem Churfürsten selbst dazu aufgefordert worden. Vielleicht trug ihm dieser nur die Sächsische Geschichte auf; allein da der Compilator einmahl in das Ausschreiben kam, so ward daraus eine allgemeine Chronik.

Wie lange der Unhold seinen astrologischen Unfug getrieben, ist so gar gewiß auch noch nicht bekannt. Adami sagt, er sey 1538 zu Berlin in seinen besten Jahren gestorben, und ihm sind darin alle spätern Schriftsteller gefolget. Dagegen führet Reimmann in Hist. litter. der Deutschen, Th. 5, S. 126 eine Anekdote an, aus welcher erhellen würde, daß er ein Jahr früher zu Magdeburg gestorben sey. Christoph Singelius, Superintendent zu Neuenburg, der um diese Zeit lebte, hatte nehmlich in einem Exemplare von Luthers Tischreden, zu der Stelle, wo Carlo ihm den Scheiterhaufen prophezeihet hatte, die Worte hinzugeschrieben: Dieser soff sich zu Tode in Magdeburg, Ann. 1537. Eine solche Nachricht ist freylich von keinem grossen Gewichte, wenn sie zuverlässigern widerspricht, weil sie sich auf blosses Hörensagen gründen kann; allein man weiß, daß Adami's Nachrichten oft auch keine bessere Quelle haben, folglich werden sie einander in der Glaubwürdigkeit nicht viel nachgeben. Nur konnte man fragen, wie Carlo nach Magdeburg gekommen, da er doch Chur-

fürstlicher Mathematicus zu Berlin war. I
habe diesen Umstand freylich bey sonst keine
einzigen Schriftsteller gefunden; allein, wer
er gegründet ist, so läßt er sich leicht erklären
Churfürst Joachim, der den Carion ernähr
und schützte, starb als ein eifriger Katholik d
11ten Jul. 1535. Sein Sohn und Nach
folger Joachim 2. war der Reformation gün
stig, und fing sogleich an zu reformiren. D
nun Carion, wie es scheint, ein guter Katho
lik war, so ist es wahrscheinlich, daß er seinen
Abschied bekommen hat, und da kann er denn
nach Magdeburg gegangen seyn, und sich sei
nem alten Hange zum Trunke aus Mangel
an Beschäftigung ganz überlassen haben. Wer
weiß auch, ob er, da er der Günstling des
Churfürsten war, nicht einigen Theil an dessen
Haß gegen seine Gemahlinn hatte, daher er
denn nach dessen Tode in Berlin freylich nicht
mehr gelitten seyn konnte.

Daß aber Carion, ob er gleich zu Wit
tenberg studiert hatte, und wegen seiner Chro
nik in einiger Verbindung mit Melanchthon
stand, dennoch ein guter Katholik geblieben,
läßt sich aus verschiedenen Umständen mach
maßen. Seiner Prophezeihung, worin er Lu
thern den Scheiterhaufen verkündigte, habe
schon oben gedacht. Ueberdieß war Churfü
Joachim sein Gönner, ein sehr eifriger Ka
tholik, der nicht leicht einen Lutheraner in s
nen Diensten duldete; daher er wohl den C

sie nicht seiner Gnade und seines Vertrauens würde gewürdiget haben, wenn nicht derselbe eines Glaubens mit ihm gewesen wäre. Indessen druckt dieser sich sowohl in seinen Prophezeihungen, als auch in seiner Chronik in Ansehung der damahligen kirchlichen Angelegenheiten sehr behutsam aus, so daß man eben nicht siehet, zu welcher Religion er sich bekennet. Daß er in seiner Chronik diese Vorsicht gebraucht, würde allenfalls mehr dem Herausgeber, als ihm müssen zugeschrieben werden; allein ich habe solches auch in seinen Prophezeihungen bemerkt, wenigstens in denen, die mir bekannt geworden sind. Zwar prophezeihet er in der obigen Weissagung, daß zwischen 1530 und 1550 sich in Sachsen das klare Wort würde erhören lassen, welches man allenfalls auf die Reformation deuten könnte. Allein, da diese in Sachsen schon lange vorher eingeführet war, so ist glaublich, daß er etwas anders, und vielleicht wohl gar den römischen Lehrbegriff darunter verstanden. Indessen kann es seyn, daß er in der Folge in Ansehung der Religion wenigstens gleichgültig geworden.

Was die ihm in der obigen Anekdote schuld gegebene Neigung zum Trunke betrifft, so ist dieselbe auch aus einem andern Zeugnisse erweislich. In dem oben erwähnten und in Gottscheds krit. Beytr. von einem Ungenannten beschriebenen Exemplare von Carlo's Chro-

mit hatte eine ungenannte Hand aus dem 16ten Jahrhunderte folgendes geschrieben:

Rythmi de obitu Carionis.

Iohannes Carion Doctor
Ingentium Craterum Decoctor
Influxuum Coelestium Divinator
Injuriarum Constans Dissimulator
Insigniter Charus Dominantibus
Infensus Contentiose Discordantibus
Integer Carens Deceptione
Invidia, Calumnia, Delatione,
Inter Compotores Deducitur
Invitus Certando Dejicitur
Illico Corpore Delassatur
Inque Convivio Decimatus
In Certamine Debellatus
Immiti Charonti Devovetur
Indulge Christe Decantetur
Ignosce Christe Derepente
Inter Calices Demorienti.

Epitaphium.

Mortuus est Charion dulci cogente Lyaeo,
Cujus in hoc tumulo membra soluta jacent.

Aliud.

Aeterna Doctor Charion in pace quiescat,
Qui vivens fide corde sedalis erat.

Wo

Wodurch denn nicht allein seine Völlerey, sondern auch der obige Umstand von seinem durch dieselbe beschleunigten Tode bestätiget wird, indem er wenigstens nicht über 40 Jahr alt geworden seyn kann. Ist seines Zeitgenossen, des Georg Sabinus, lateinischen Gedichten wird seiner mehrmahls gedacht. Wenn es z. B. in der 6ten Elegie des dritten Buches, wo Sabin den Christoph Carlwitz und andere zur Hochzeit einladet, von dem Cario heißt:

Dulce nec hinc aberit Charitum decus atque leporum,
Grande saginati Cario ventris onus;

so wird dadurch nicht allein der oben ihm beygelegte Charakter eines guten Gesellschafters bestätiget, sondern man siehet auch daraus, daß er sich durch einen fetten und grossen Wanst vor andern ausgezeichnet, welches denn eben nicht zu verwundern ist, da seine gelehrten Arbeiten ihm eben nicht viel Kopfbrechens verursachen können.

Es ist nur noch übrig, daß ich seine Schriften, soviel deren mir bekannt geworden sind, hier kürzlich wiederhohle. Es sind folgende:

1. Die jährlichen damahls üblichen astrologischen Kalender, unter den Titeln Practica, dergleichen noch hin und wieder vorkommen, z. B. von den Jahren 1531, 1533, 1534 u. s. f.

2. Prognostikatio und Erklerung der großen Wesserung, auch anderer erschrockenlichen Würkungen, so sich begeben 1524. Leipzig, 1522.

S. davon (Joh. Gottfr. Wellers) Altes aus allen Theilen der Gesch. B. 1, S. 256.

Weissagung und Offenbarung, aus himmlischer Influenz, von vergangenen und itzigen leufften, 1525, 8; worauf sie sehr oft wieder aufgelegt, und mit andern ähnlichen Thorheiten zusammen gedruckt worden. Es ist die oben von mir ganz mitgetheilte allegorische Weissagung, wo welcher hier nur noch theils eine weitläufige Zuschrift an den Churfürsten Joachim, theils eine Ermahnung an die Deutschen Fürsten vorher gehet, worin er sie zur Eintracht ermahnet, weil ihn eines greulichen Wetters ahnet, welche Uebergang für alle netzen wird. Cavio selbst hat diese Weissagung mehrmahls heraus gegeben, worauf sie so wohl bey seinem Leben, als auch nach seinem Tode häufig nachgedruckt worden. Eine Ausgabe von 1540 in 4, wird in Wellers Altes l. c. S. [illegible] beschrieben. Ich habe eine jüngere vor mir, Erfurt, 1567, 8.

Bedeutnis und Offenbarung warer himmlischer Influxion — von jare zu jare werende, bis man schreibt 1540 Jare. Wittenberg, 4. Sie fängt von 1528 an. S. Wellers Altes l. c. S. 253.

Deutsch himlischer Influenz nach Christi Geburt 1529 Jahr. Frankfurt, 1 Bog. in 4. Diese führet Küster in Bibl. Brandeb. S. 422 an.

Jöcher und Weidler legen ihm in der Hist. Astron. S. 357 Ephemerides astronomi-

as ab a. 1536 ad a. 1550 bey; allein sie thun dem Fantasten zu viel Ehre an, denn diese Ephemerides sind entweder seine jährlichen astrologischen Kalender, die doch nicht bis 1550 gehen können, oder die obige alberne Weissagung, welche freylich bis 1550 geht, aber sich weit früher als 1536 anfängt.

Das oben weitläufig beschriebene Chronikon, welches zuerst zu Wittenberg 1532 in 4. heraus kam, worauf es in der deutschen Original-Sprache vermuthlich noch einige Mahle aufgelegt worden. Herm. Bonni lateinische Uebersetzung erschien zu Wittenberg 1538, 8; zu Hall in Schwaben 1539, 8; zu Lyon 1543, 8; zu Frankfurt in eben demselben Jahre, in 8; und 1554 12; zu noch Paris 1563, 16; nachdem Melanchthons eigene bessere Arbeit schon 1558 erschienen war. Die letzte Ausgabe besaß Baile. Man hat auch eine französische Uebersetzung von Johann le Blond, Paris 1556, 16, deren Baile gleichfalls gedenkt. Von Melanchthons und Peucers bessern Arbeiten sage ich hier nichts, weil sie den Tario weiter nichts angehen, obgleich aus den oben bereits angeführten Ursachen sein Nahme auf dem Titel beybehalten worden.

33. Favorinus,

ein Zweifeler *).

Wie ein vernünftiger Mensch mit unverdorbenen Sinnen an der Wirklichkeit zweifeln, was er siehet, höret und fühlet, zweifeln kann, ist schwer zu begreifen, aber daß es eine ganze philosophische Secte von sonst gelehrten und scharfsinnigen Männern geben können, welche nicht allein alle ihre Empfindungen, sondern auch alle ihre Ideen und Vorstellungen bezweifeln können, bleibt ein völliges Räthsel, wenn man nicht in die Geschichte der Philosophie zurück gehet, und den Gang überſiehet, welchen sie von den ältesten Zeiten an genommen hat.

Das älteste philosophische System ist, wie in den vorigen Theilen mehrmals erwähnt worden, das System der Emanation, nach welcher die Materie von Ewigkeit her mit dem göttlichen Wesen nothwendig und wesentlich vereiniget war.

*) Sein Leben in Philostrati Vitis Sophistarum, im Suidas v. Φαβωρῖνος, im Bruckers Hist. Philos. Th. 2, S. 166, in der Histoire Litter. de France, Th. 1, Abth. 1, S. 265 - 276, und in Chaufepie's Dictionn. v. *Favorin.* Man hat auch des Conrectors zu Lauban, Immam. Frider. Gregorii Progr. 1, II, de *Favorino*, Arelatensi Philosopho, Graecae Romanaeque dictionis exemplari nitidiſſimo, Lauban 1756, 4, welche ich aber nicht gesehen habe.

und vermöge dieser Vereinigung, alle sowohl geistige als körperliche Dinge aus sich selbst hervor gebracht hatte. Bey ein wenig Nachdenken und Abstraction kam man sehr bald darauf, daß dieses göttliche Wesen nicht anders als ewig, unveränderlich und folglich auch unbeweglich seyn müsse. Diese Eigenschaften musten folglich auch alle von demselben ausgestossene Dinge in der Welt haben, weil sie Theile dieses göttlichen Wesens waren, welches sich folglich in denselben völlig gleich seyn müßte. Aber dagegen zeigte die sichtbare Körperwelt nichts als unaufhörliche Bewegung, und Successionem, Entstehen und Aufhören, Veränderung und Modification. Diese Erfahrung, welche ein gesunder Verstand läugnen konnte, hätte die Philosophen veranlassen sollen, einen Zweifel an der wesentlichen Verbindung des göttlichen Wesens mit der Materie in Zweifel zu ziehen; allein er war zu fest in die ganze Welt-Religion und alle damahls bekannte Kenntniß gegründet, als daß man nur an dessen Wahrheit hätte zweifeln können, daher man andere Auswege suchte.

Eine Zeitlang behalf man sich damit, daß man die obige Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit auf die erste feine Urmaterie einschränkte, alle Veränderung und Successionem aber der gröbern körperlichen Materie beylegte. Allein diese Ausflucht konnte nicht lange Stich halten. Was war diese grobe körperliche Ma-

terie, und woher war sie? War alles, was ist, ein Ausfluß des göttlichen Wesens, so mußte es die grobe Materie auch seyn, und war sie das, so mußte sie eben so sehr als die feinere Urmaterie von dem Wesen Gottes beseelet seyn, und an dessen sämmtlichen Eigenschaften Theil nehmen. Da nun dieser Ausweg nicht lange brauchbar war, so kam man nach und nach darauf, daß man die Empfindung durch die Sinne bezweifelte, und ihnen endlich alle Zuverlässigkeit absprach, und alle Wahrheit und Gewißheit auf die Abstraction und Vernunftschlüsse einschränkte.

Dieser letzte, dem ersten Anscheine nach eben so aberwitzige Satz hatte seinen Grund gleichfalls in dem Lehrgebäude der Emanation. Nach demselben war die menschliche Seele ein unmittelbarer Theil des göttlichen Wesens, und hatte als ein solcher schon vorher alle allgemeine und abstracte Begriffe, die sie nachher nur wieder erwecken, oder vielmehr sich derselben nur wieder erinnerlich machen durfte. Daher rührte denn der hohe Werth, welchen man auf die abstrakten Vorstellungen legte, welche unmittelbaren göttlichen Ursprunges waren, denen folglich alles, was ihnen zu widersprechen schien, und daher auch die Empfindung durch die Sinne aufgeopfert werden mußte. Einige schmückten diesen Satz noch dadurch aus, daß sie auch die sinnlichen Empfindungen für Ideen und Bilder hielten, welche die Seele

mit aus der Ideen-Fülle des göttlichen Wesens gebracht habe, daher z. B. das gesehene Bild nicht eine Wirkung eines ausser uns befindlichen Gegenstandes auf das Auge, sondern ein Ausfluß aus der Seele durch das Auge sey.

Zwar stürzten die jüngern Eleaten das System der Emanation, sonderten das göttliche Wesen völlig von der Körperwelt ab, und läugneten allen Antheil desselben an der Hervorbringung und Erhaltung derselben. Dadurch bekam nun freylich die ganze Philosophie eine andere Gestalt; allein die einmahl herab gewürdigte Erkenntniß durch die Sinne gewann dabey nichts; denn da die Eleatische Philosophie alles in der Welt aus dem ewigen Flusse der Atomen herleitete, der nicht nur nicht vermittelst der Sinne erkannt werden konnte, sondern der gelinden und unverdorbenen Erkenntniß durch die Sinne vielmehr widersprach: so war auch ihnen daran gelegen, dieselbe verdächtig zu machen, bloß um eine Hypothese bey ihnen zu erhalten, welche man nun einmahl zum Grundstein der ganzen Philosophie machen wollte. Man siehet hieraus zugleich, wie fruchtbar ein Irrthum ist, hundert andere zu erzeugen, wenn man ihm einmal ohne Mißtrauen nachhängt.

So weit war man, als es einigen einfiel, in die von beyden philosophischen Schulen, der emanistischen sowohl als eleatischen, so hoch erho-

denen abstracten Erkenntniß ein Mißtrauen zu setzen, und ihre Gründe in Zweifel zu ziehen, welches nunmehr desto leichter geschehen konnte, da nach dem Eleatischen Lehrbegriff die menschliche Seele kein Theil mehr des göttlichen Wesens war, folglich die ganze Lehre von den mitgebrachten oder angebohrnen Begriffen von selbst wegfiel. Das war allerdings sehr vernünftig, besonders in Rücksicht auf die theoretische Philosophie der damahligen Zeit; nur hätte man dabey wieder die gehörige Mittelstraße beobachten, und zugleich der sinnlichen Erkenntniß, die doch nun einmahl den Grund und die Quelle aller allgemeinen und abstracten ist, ihr Recht wiederfahren lassen sollen. Allein so bezweifelte man alles, nicht allein die ersten Grundwahrheiten, und die unmittelbar daraus hergeleiteten Schlüsse, sondern auch alles, was man sahe, fühlte und hörte, und man bezweifelte es nicht aus der allenfalls löblichen Absicht, Gründe und Gegengründe gegen einander abzuwägen, und dadurch der Wahrheit näher zu kommen, sondern bloß um zu bezweifeln, sich durch spitzfindige Einwürfe und Ausflüchte ein Ansehen zu verschaffen, und seine Gegner durch die philosophische Chicane zum Stillschweigen zu bringen.

Es geschahe dieses zwar schon in der mittlern Platonischen Schule, aber am meisten trieb diesen Unfug Pyrrho, (um 300 vor Chr.) welcher der Stifter einer eigenen philosophischen Secte wurde, welche nach ihm die Pyrrhonische

sonst aber auch von ihrem unbegränzten Zweifelsucht die skeptische genannt wird.

Von dieser thörichten Sekte war nun auch Favorinus, dessen Nahme zuweilen auch wohl obgleich irrig, Phaverinus geschrieben wird, weil er von dem lateinischen Worte Favor abstammet, wie Censorinus von Censor. Er war aus Arles in dem damahligen Gallien gebürtig, und war in der letzten Hälfte des ersten Jahrhunderts geboren, fing unter dem Trajan an einen Nahmen zu bekommen, und schimmerte unter der ganzen Regierung Hadrians und zum Theil noch unter dem Antonin; ich sage, er schimmerte; denn aus dem folgenden wird erhellen, daß man von der grossen Gelehrsamkeit, welche einige alte Schriftsteller ihm beylegen, vieles abrechnen muß, denn sein vornehmstes Verdienst bestand in einer geläufigen Zunge, und in der Gabe über alles und von allem auf eine angenehme Art zu schwatzen; welche denn bey vielen nur zu oft die Stelle der gründlichen Gelehrsamkeit vertreten muß.

Er kam als ein Hermaphrodit, oder vielmehr als ein Castrat auf die Welt, daher er auch niemahls einen Bart bekam, und eine sehr klare weibische Stimme hatte, so daß die Natur selbst ihn zu der schwatzhaften Rolle verurtheilt zu haben scheint, welche er sein ganzes Leben hindurch spielte. Bey dem allen war er doch von Ausschweifungen nicht frey, welche eigentlich nur Wärme begehen können; allein man weiß schon,

daß dergleichen mit dem Zustande eines Eustaten eben in keinem Widerspruche stehen.

Daß es dem Favorin an Fähigkeiten nicht gefehlet haben müsse, erhellet daraus, daß er das Griechische und Lateinische sehr fertig lernte, die Geschichte, die Beredsamkeit und die Geometrie begrif, und auch in der Philosophie nicht gemeine Fortschritte machte. Allein die Absicht, um welcher Willen er sich diese Kenntnisse erwarb, und der Gebrauch, welchen er davon machte, zeiget zur Genüge, daß es ihm nicht nur eine gründliche Gelehrsamkeit, sondern nur um den Schein und Schimmer zu thun war; daher hielt er sich nicht nur in der Philosophie zu den Skeptikern, sondern widmete sich auch der betrieglichen Kunst der Sophisten, oder derjenigen seichten Schwätzer, welche ein täuschendes Wortgepränge für Beredsamkeit hielten. Dazu war denn die skeptische Philosophie freylich am bequemsten, weil es leichter war, die Behauptungen anderer durch Spitzfindigkeiten und Trugschlüsse zu bestreiten, als nützliche Wahrheiten mit Gründlichkeit zu behaupten. Er ging darin so weit, daß er nicht allein die Unbegreiflichkeit aller Dinge lehrete, sondern auch läugnete, daß man selbst von dem Stande und dem Lichte der Sonne am Himmel überzeugt seyn könne.

Daher war es denn kein Wunder, daß er unter den Sophisten seiner Zeit hervorragte, weil es ihm nicht schwer fiel, ohne alle Vorbereitung aufzutreten, und worüber man nur wollte, zu

schwatzen, und zu disputiren. Wie so viele alte und neue Sophistenstyler das Beredsamkeit und Gelehrsamkeit nennen können, sehe ich nicht ein, zumahl da es schon zu des Favorin Zeiten Männer gab, welche die Schwäche des Plunderers ahndeten, und sagten, die Natur habe ihn nicht vergebens zu einem alten Weibe gebildet. Auch tadelte man seine Nachlässigkeit seines Anzuges und den Mangel der Würde, sowohl in seinem Style, als in seinem ganzen Aeussern.

Nachdem sich Favorin auf diese Art mit den vornehmsten Kenntnissen auf eine seichte und oberflächliche Art ausgerüstet hatte, so fing er an zu reisen; allein, wie es scheint, nicht so wohl sich gründliche Kenntniße zu erwerben, als vielmehr mit den bereits erlangten zu glänzen, oder höchstens, seine Fertigkeit zu schwatzen und zu bezweifeln zu vermehren. Er besuchte alle diejenigen Länder, welche zu dieser Zeit der Wissenschaften wegen berühmt waren, oder vielmehr, auf welchen noch etwas von dem Ruhme ehemahliger Gelehrsamkeit ruhete. So besuchte er Asien, wo ich doch nicht wüßte, was er da hätte lernen wollen, besonders aber Griechenland, wo doch die gründliche Gelehrsamkeit auch schon zu den Sophisten hinab gesunken war. Unter den griechischen Städten fesselten ihn besonders Athen und Ephesus, worauf er sich nach Rom begab, wo die alte attische Gelehrsamkeit mit verjüngtem Glanze blühete. Er machte sich auf dieser Reise mit den berühmtesten Männern

seiner Zeit bekannt, hörete auch den Dio Chrysostomus, und, wie es scheint, auch den Epiktet; allein man kann leicht denken, daß die Beredsamkeit und Philosophie dieser Männer nicht nach seinem Geschmacke war, daher auch Philostrat gestehet, daß er so viel wie nichts von ihnen gelernet habe. Dagegen stimmte er mehr mit dem ältern Herodes Atticus, einem berühmten Sophisten zu Athen, den er auch für seinen Lehrer und Vater erkannte, und dessen Sohn gleiches Ruhmens er nachmahls nicht nur unterrichtete, sondern auch zu seinem Erben einsetzte.

Allein mit dem Polemo, einem andern berühmten Sophisten, welchen er zu Ephesus kennen lernte, war er nicht so glücklich, indem die Eifersucht sie beyde sehr bald uneins machte, und der Streit sich auch auf ihre Anhänger verbreitete, indem die Ionier es mit dem Favorin, die Smyrner aber mit dem Polemo hielten. Beyde geriethen dabey in die größte Heftigkeit, welche bey dem Favorin desto unphilosophischer war, weil die skeptische Philosophie alle Leidenschaften verdammte, und Pyrrho seine erklärte Zweifelsucht für das wirksamste Mittel hielt, die Begierden zu beherrschen. Polemo zog zwar zu Ephesus den Kürzern und mußte seinem Gegner Abbitte thun; allein zu Rom geriethen sie nachmahls auf das neue an einander und verfolgten und schmäheten sich in ihrem Alter auf die anstößigste und lächerlichste Art.

Wenn Fürsten Gelehrte vorstellen wollen, so ist es schon ihrem Stande und ihrer Lage angemessen, daß ihre Gelehrsamkeit nicht anders als seicht und oberflächlich seyn kann, und eben so natürlich ist es dann auch, daß diejenigen, welche sie als Gelehrte unter ihre Flügel nehmen, von eben dieser Art sind, theils weil beyde schlimmernde Kenntnisse am besten zu einander stimmen, theils aber auch, weil nur solche glänzende Schwätzer diejenige Beredsamkeit besitzen, welche Fürsten gemeiniglich verlangen, und zu welcher sich ein wahrer Gelehrter von Verdiensten nicht leicht herab lässet. Es war daher kein Wunder, daß des Kaiser Hadrian, der unter andern Schwachheiten auch diese besaß, daß er für einen Gelehrten wollte gehalten seyn, den Favorit an seinen Hof nahm, und ihn geraume Zeit mit seiner Gunst beehrte, und dafür in dem Schwätzer den gefälligsten Hofmann fand, den er wünschen konnte. Hadrian, der sich für den gelehrtesten Mann in seinem Reiche hielt, tadelte einmahl einen Ausdruck an seinem Günstlinge als unrein, und obgleich dieser Recht hatte, so gab er doch dem Kaiser nach, und gestand sein Versehen ein. Als seine Freunde ihm diese niedrige Schmeicheley verwiesen, gab er zur Antwort: „Warum „sollte ich denn nicht glauben, daß ein Fürst der „dreyßig Legionen zu seinem Befehle hat, der geschickteste Mann in der Welt ist.“

Allein die Gunst des Kaisers war von keiner langen Dauer. Hadrian ward gewahr,

daß Favorin ein beſſerer Schwätzer war, als er, daher verwandelte die Eiferſucht ſeine Gunſt erſt in Gleichgültigkeit und hernach in Haß. Er ſuchte ihn auf alle Weiſe zu demüthigen, und unter andern auch dadurch, daß er ihm Perſonen vorzog, welche nicht das geringſte, auch nicht ſchimmernde Verdienſt hatten. Was ſeine Kränkung noch vermehrte, war dieſes, daß, ſobald ſeine Ungnade bekannt ward, die Stadt Athen die eherne Bildſäule, welche ſie ihm aus niedriger Schmeicheley gegen ihn und den Kaiſer errichtet hatte, wieder niederriß. Man müßte Leute ſeiner Art nicht kennen, wenn man glauben wollte, daß er dabey im Herzen ſo gleichgültig geweſen, als er ſich von auſſen ſtellte.

Indeſſen hatte er von Glück zu ſagen, daß er bey dem Kaiſer mit der bloſſen Ungnade davon kam, weil dieſer bey ſeinem Hange zur Grauſamkeit es diejenigen ſehr empfindlich fühlen ließ, welche mehr wiſſen wollten, als er. Man hat auch bey dieſer Gelegenheit einen Ausſpruch des Favorin ſehr ſorgfältig aufbehalten, welcher weder ſeinen Witz, noch ſeinen Scharfſinn in ein vortheilhaftes Licht ſtellte. Er pflegte nehmlich zu ſagen, es fänden ſich in ſeinem Leben drey Umſtände, welche einem Wunder nahe kämen: „1) daß er ein Gallier ſey, und doch Griechiſch „redete; 2) daß er ein Caſtrat ſey, und dennoch „des Ehebruches ſey beſchuldiget worden, und „3) daß er ſich mit einem ſolchen Kaiſer, als „Hadrian, entzweyet habe, und doch noch lebe.“

sonst alle auch von ihrem unbegränzten Zweifelsucht die skeptische genannt wird.

Von dieser thörichten Sekte war nun auch Favorinus, dessen Nahme zuweilen auch wohl abgekürzt irrig, Phavorinus geschrieben wird, weil er von dem lateinischen Worte Favor abstammet, wie Censorinus von Censor. Er war aus Arles in dem damahligen Gallien gebürtig, und war in der letzten Hälfte des ersten Jahrhunderts geboren, fing unter dem Trajan an einen Nahmen zu bekommen, und schimmerte unter der ganzen Regierung Hadrians und zum Theil noch unter dem Antonin; ich sage, er schimmerte; denn aus dem folgenden wird erhellen, daß man von der grossen Gelehrsamkeit, welche ihm nige alte Schriftsteller ihm beylegen, vieles abrechnen muß, denn sein vornehmstes Studium bestand in einer geläufigen Zunge, und in der Gabe über alles und von allem auf eine angenehme Art zu schwatzen, welche denn bey vielen nur zu oft die Stelle der gründlichen Gelehrsamkeit vertreten muß.

Er kam als ein Hermaphrodit, oder vielmehr als ein Eunuchus in die Welt, hatte niemahls einen Bart bekam, und eine sehr weibische Stimme hatte, so daß die Natur selbst ihn zu der schwatzhaften Rolle verurtheilt zu haben scheint, welche er sein ganzes Leben hindurch spielte. Von dem allen war er doch von Ausschweifungen nicht frey, welche eigentlich nur Wüstlingen eigen können; allein man weiß schon

seiner Zeit bekannt, hörete auch den Dio Chrysostomus, und, wie es scheint, auch den Epiktet; allein man kann leicht denken, daß die Beredsamkeit und Philosophie dieser Männer nicht nach seinem Geschmacke war, daher auch Philostrat gestehet, daß er so viel wie nichts von ihnen gelernet habe. Dagegen stimmte er mehr mit dem ältern Herodes Atticus, einem berühmten Sophisten zu Athen, den er auch für seinen Lehrer und Vater erkannte, und dessen Sohn gleiches Nahmens er nachmahls nicht nur unterrichtete, sondern auch zu seinem Erben einsetzte.

Allein mit dem Polemo, einem andern berühmten Sophisten, welchen er zu Ephesus kennen lernte, war er nicht so glücklich, indem die Eifersucht sie beyde sehr bald uneins machte, auch der Streit sich auch auf ihre Anhänger verbreitete, indem die Ionier es mit dem Favorin, die Smyrner aber mit dem Polemo hielten. Beyde geriethen dabey in die größte Heftigkeit, welche bey dem Favorin desto unphilosophischer war, weil die skeptische Philosophie alle Leidenschaften verbannete, und Pyrrho seine erklärte Zweifelsucht für das wirksamste Mittel hielt, die Begierden zu beherrschen. Polemo zog zwar zu Ephesus den Kürzern und mußte seinem Gegner Abbitte thun; allein zu Rom geriethen sie nachmahls auf das neue an einander und verfolgten und schmäheten sich in ihrem Alter auf die unflätigste und lächerlichste Art.

Wenn Fürsten Gelehrte vorstellen wollen, so ist es schon ihrem Stande und ihrer Lage angemessen, daß ihre Gelehrsamkeit nicht anders als seicht und oberflächlich seyn kann, und eben so natürlich ist es dann auch, daß diejenigen, welche sie als Gelehrte unter ihre Flügel nehmen, von eben dieser Art sind, theils weil beyder schimmernde Kenntnisse am besten zu einander stimmen, theils aber auch, weil nur solche glänzende Schwätzer diejenige Biegsamkeit besitzen, welche Fürsten gemeiniglich verlangen, und zu welcher sich ein wahrer Gelehrter von Verdiensten nicht leicht herab lässet. Es war daher kein Wunder, daß der Kaiser Hadrian, der unter andern Schwachheiten auch diese besaß, daß er für einen Gelehrten wollte gehalten seyn, den Favorin an seinen Hof nahm, und ihn geraume Zeit mit seiner Gunst beehrte, und dafür in dem Schwätzer den gefälligsten Hofmann fand, den er wünschen konnte. Hadrian, der sich für den gelehrtesten Mann in seinem Reiche hielt, tadelte einmahl einen Ausdruck an seinem Günstlinge als unrein, und obgleich dieser Recht hatte, so gab er doch dem Kaiser nach, und gestand sein Versehen ein. Als seine Freunde ihm diese niedrige Schmeichelley verwiesen, gab er zur Antwort: „Warum „sollte ich denn nicht glauben, daß ein Fürst der „dreyßig Legionen zu seinem Befehle hat, der ge„schickteste Mann in der Welt ist.“

Allein die Gunst des Kaisers war von keiner langen Dauer. Hadrian ward gewahr,

hen haben. Die Beweise des Klägers waren überaus schwach, indem er weder Handschrift noch Zeugen hatte; allein er war ein rechtschaffener Mann von bekannter Redlichkeit und unbescholtenem Wandel. Der Beklagte, der die Schuld läugnete, war hingegen als ein niedriger Geizhals bekannt, der schon mehrmals der Lügen, des Betruges und der Treulosigkeit war überführet worden. Gellius sollte in der Sache das Urtheil fällen, und weil er sie für sehr schwer hielt, so kam er zu dem Favorin. Dieser zeigte ihm, daß Cato schon in einem ähnlichen Falle den Ausspruch gethan habe, daß wenn zwey Personen gegen einander klagten, und es beyden Theilen an Beweisen fehle, man für den rechtschaffensten unter ihnen zu sprechen pflege, wenn sie aber von gleicher Rechtschaffenheit wären, für den Beklagten. Da nun beyde Personen hier so sehr verschieden wären, so könne er nicht anders, als für den Kläger sprechen. Ich glaube, es bringt dem Gellius so wenig Ehre, daß er, als Richter ein solches wichtiges Gesetz nicht gewußt, als es dem Favorin zum Verdienst gereichen kann, daß er es gewußt, und ich glaube schwerlich, daß zu unsern Zeiten ein Rechtsgelehrter einen solchen Fall für so schwer halten würde, als Gellius, wenn er gleich denselben nach unsern Gesetzen eben so wenig anders entscheiden würde. Und doch soll dieses Beyspiel ein Beweis von dem scharfsinnigen Philosophischen Scharfsinne Favorin seyn; wenigstens wüßte

wüßte ich nicht, warum man einen so alltäglichen und gemeinen Fall so sorgfältig sollte aufbehalten, und in den neuern Zeiten so oft wieder abgeschrieben haben. Aber es gibt in der alten Geschichte mehr dergleichen Anekdoten und Aussprüche von berühmten Männern, welche man zu unsern Zeiten unzählige Mahl auf das gefliss'entlichste wiederhohlet, ungeachtet man sie von einem jetzt lebenden kaum des Nacherzählens würdig finden würde. Man glaubt dadurch das Verdienst solcher Personen aus dem Alterthume zu erhöhen, erweiset ihnen aber in der That eine schlechte Ehre, wenn man es schon für sehr merkwürdig hält, daß sie gemeinen Menschenverstand besessen haben.

Unter den übrigen Schülern dieses Sophisten nennet man besonders den jüngern Herodes Atticus, den Alexander von Seleucia, mit dem Zunahmen Peloplato, der nachmahls Secretär des Kaisers Marc-Aurel ward, und den Demetrius von Alexandrien, der so gut einschlug, daß er auch so wie sein Meister alle Tage, über jede Materie, worüber man nur wollte, aus dem Stegereife disputirte.

Favorin starb allem Anscheine nach zu Rom. Die Zeit, wenn er aus dieser Welt gegangen, wird nicht genau angegeben, indessen scheinet es, daß er bis nach dem Consulate des Cornelius Fronto, d. i. ziemlich weit in die Regierung des Antonin gelebt hat. Da er keine Kinder hatte, so setzte

er den jüngern Herodes Atticus zum Erben sei-
nes Hauses und seiner Bücher ein.

So schwatzhaft er war, so schreibselig war er auch. Da indessen keine seiner vielen Schrif-ten sich bis auf uns erhalten hat, so müssen sie eben von keinem höhern Werthe gewesen seyn, als seine Declamationen. Sie waren alle in grie-chischer Sprache abgefaßt, und von folgenden haben uns die Schriftsteller nach ihm wenigstens die Titel aufbehalten.

1) παντοδαπη ἱστορια, eine Sammlung von Geschichten aller Art; war also nur eine blos-se Compilation und soll doch sein vornehmstes Werk gewesen seyn. So wenig auch dergleichen Samm-lungen für ihre Verfasser verdienstlich sind, so können sie doch zufälliger Weise einen Werth ha-ben, wenn darin Stellen und Nachrichten aus andern verlohrnen Schriften aufbehalten werden. In so fern wäre es allerdings zu wünschen, daß die gegenwärtige wäre erhalten worden; indessen haben wir davon weiter nichts, als was Dioge-nes Laertius und Stephanus von Byzanz dar-aus aufbehalten haben. Besonders hatte er dar-in viele Nachrichten von den ältern Philosophen gesammelt, welche Diogenes sehr gut genu-tzet hat.

2) Απομνημονευματα oder Commenta-rien, ein ähnliches ziemlich weitläufiges Werk, welches aber doch von dem vorigen noch unter-schieden wird. Er hatte darin gleichfalls viele Nachrichten von den alten Philosophen gesammelt,

daher Diogenes Laertius viele Stellen aus demselben anführet. In diesem und dem vorigen erzählte er auch das Mährchen von der hölzernen Taube des Archytas von Tarent, bey welchem er, so wie bey andern ähnlichen Nachrichten, seine Zweifelsucht mit mehrerm Rechte hätte anbringen können, als bey den Vernunftwahrheiten und der Erkenntniß durch die Sinne. Allein da er in historischen Wahrheiten so leichtgläubig war, so scheinet es, daß sein ganzer Scepticismus weiter nichts als ein sophistisches Fechterstückchen gewesen.

3) Stephanus von Byzanz führet unter seinem Nahmen eine kurze Geschichte von Pamphylien an, welche doch nur den vierten Theil eines andern Werkes ausgemacht habe.

4) Eben derselbe führet auch seine Geschichte von Cyrene an. In einer seiner historischen Schriften behauptete er, daß man in der macedonischen Provinz Bisaltie Hasen mit zwey Lebern fange; ein neuer Beweis seiner historischen Leichtgläubigkeit.

5) περι της Ακαδημικης διαθεσεως, von der Stiftung der Akademischen Secte; wird für eine Widerlegung des Plutarch gehalten, welcher behauptet hatte, daß Plato nicht der Stifter dieser Secte sey.

8) πυρρωνειων τροπων, zehn Bücher über die Grundsätze des Pyrrho, in zehn Büchern, von welchen Philostratus viel Aufhebens

eben ſo wenig aufbehalten worden, als das Geſchreibe ſeines Gegners.

12) Eine Sammlung von Sentenzen und witzigen Weidesprüchen; vermuthlich zum Gebrauch ſeiner Declamationen. Gellius und Johann Stobäus haben uns viele derſelben aufbehalten, obgleich die wenigſten es verdienen, denn ſie ſind zum Theil ſehr weitſchweifig und ohne Witz und Salz. Eine der erträglichſten iſt noch, daß reichen Leuten immer deſto mehr mangelt, je mehr ſie beſitzen; welche indeſſen doch des Aufſchreibens nicht werth war.

13 — 15) Drey Schriften über die Philoſophie des Homer, über den Plato, und über die Lebensart der Philoſophen, deren Titel Suidas anführet, ohne weiter etwas davon zu ſagen.

16. 17) περι ἰδεων, von den Ideen und περι ευχης, von dem Verlangen. Beyde Schriften werden ihm von dem Phrynicus Arabius beygelegt.

18) Philoſtratus verſichert, daß zu ſeiner Zeit, d. i. unter dem Kaiſer Severus, noch eine Sammlung ſeiner Reden vorhanden geweſen, welche er bey Gelegenheit des Demetrius von Korinth anführet. An einem andern Orte führt er ſeine Reden für die Fechter, für die Bäder, und über eine unzeitige Geburt an, und lobt ſie wegen ihrer Zierlichkeit. Er ſetzt hinzu, man habe unter ſeinem Nahmen zwar noch eine Rede wider den Proxe-

nus; allein sie könne unmöglich von dem Favorin seyn, weil nur ein Betrunkener oder ein Wüthender eine solche Rede halten können. Gellius hat noch ein Stück von einer andern Rede aufbehalten, welche er wider die Ueppigkeit und die Abendschmäuse gehalten hat. Für seine beste Rede hält man die, welche er über die weise Mäßigung (περι της σωφροσυνης) des Demades gehalten, worin er nach des Arabius Versicherung alle Griechen soll übertroffen haben.

19) Da ein Sophist und Skeptiker die Fertigkeit besitzen mußte, jede Sache von allen nur möglichen Seiten vorzustellen, das zu loben, was jedermann für ein Uebel ansahe, und Dinge herab zu würdigen, welche in den Augen der ganzen übrigen Welt Vollkommenheiten waren: so legte Favorin auch hiervon Proben ab. Dahin gehören, sein Lob der Häßlichkeit unter dem Nahmen Thersitas und das Lob des viertägigen Fiebers.

20) Adrian von Jon führet noch ein Werk von ihm unter dem Titel Horn des Ueberflusses oder Füllhorn an, wovon aber sonst niemand etwas weiß.

Das sind nur die Schriften, deren Titel jetzt noch bekannt sind; allein er hat deren weit mehrere geschrieben, und wir würden mehr davon wissen, wenn wir noch das achte Buch

eben so wenig aufbehalten worden, als das Aufschreibe seines Gegners.

12) Eine Sammlung von Sentenzen und witzigen Weideſprüchen; vermuthlich zum Gebrauch seiner Declamationen. Gellius und Johann Stobäus haben uns viele derſelben aufbehalten, obgleich die wenigſten es verdienen, denn ſie ſind zum Theil ſehr weitſchweifig und ohne Witz und Salz. Eine der erträglichſten iſt noch, daß reichen Leuten immer deſto mehr mangelt, je mehr ſie beſitzen; welche indeſſen doch des Aufſchreibens nicht werth war.

13 — 15) Drey Schriften über die Philoſophie des Homer, über den Plato, und über die Lebensart der Philoſophen, deren Titel Suidas anführet, ohne weiter etwas davon zu ſagen.

16. 17) περι ἰδεων, von den Ideen und περι εὐχης, von dem Verlangen. Beyde Schriften werden ihm von dem Phrynicus Arabius beygelegt.

18) Philoſtratus verſichert, daß zu ſeiner Zeit, d. i. unter dem Kaiſer Severus, noch eine Sammlung ſeiner Reden vorhanden geweſen, welche er bey Gelegenheit des Demetrius von Korinth anführet. An einem andern Orte führt er ſeine Reden für die Fechter, für die Bäder, und über eine unzeitige Geburt an, und lobt ſie wegen ihrer Zierlichkeit. Er ſetzt hinzu, man habe unter ſeinem Nahmen zwar noch eine Rede wider den Proxe-

nus; allein sie könne unmöglich von dem Favorin seyn, weil nur ein Betrunkener oder ein Wüthender eine solche Rede halten können. Gellius hat noch ein Stück von einer andern Rede aufbehalten, welche er wider die Ueppigkeit und die Abendschmäuse gehalten hat. Für seine beste Rede hält man die, welche er über die weise Mäßigung (περι της σωφροσυνης) des Demades gehalten, worin er nach des Arabius Versicherung alle Griechen soll übertroffen haben.

19) Da ein Sophist und Skeptiker die Fertigkeit besitzen mußte, jede Sache von allen nur möglichen Seiten vorzustellen, das zu loben, was jedermann für ein Uebel ansahe, und Dinge herab zu würdigen, welche in den Augen der ganzen übrigen Welt Vollkommenheiten waren: so legte Favorin auch hiervon Proben ab. Dahin gehören, sein Lob der Häßlichkeit unter dem Nahmen Thersitas und das Lob des viertägigen Fiebers.

20) Adrian von Jon führet noch ein Werk von ihm unter dem Titel Horn des Ueberflusses oder Füllhorn an, wovon aber sonst niemand etwas weiß.

Das sind nur die Schriften, deren Titel jetzt noch bekannt sind; allein er hat deren weit mehrere geschrieben, und wir würden mehr davon wissen, wenn wir noch das achte Buch

und einer Nonne aus, dagegen andere ihn mit dem Petrus Bertini verwechselten, und ihn von der Familie Buonamici ableiteten. Allein Mazzuchelli beweiset theils aus seinen eigenen und seiner Freunde Briefen, theils aus des Gammurini Istor. geneal. delle Famiglie nob. di Toscana, sehr überzeugend, daß er der natürliche Sohn eines Edelmannes zu Arezzo, Nahmens Luigi Bacci war, welcher ihn mit einer verheiratheten Frau Nahmens Tita gezeuget hatte. Seine Mutter muß im Rufe wegen ihrer Schönheit gewesen seyn, weil ein Mahler den Einfall hatte, sie über dem Portale der Peterskirche zu Arezzo in Gestalt der heil. Jungfrau zu mahlen, wie sie den Besuch des Engels empfängt; ein Umstand, welchen Aretin nicht ungenutzt ließ, die Ehre seiner Mutter wieder herzustellen.

Diese erzog ihn eine Zeitlang selbst, und Crasso versichert, daß er die Rhetorik und Philosophie studieret, und grosse Fortschritte in den alten Schriftstellern gemacht habe. Allein dieses Vorgeben wird theils durch Aretins nachmahlige Unwissenheit in allen diesen Fächern, theils durch sein eigenes Geständniß widerlegt, indem er ausdrücklich versichert, daß er keine Schule anders besucht, als um Lesen zu lernen, daß er niemahls einen Lehrer gehabt, und sehr wenig Latein, und gar kein Griechisch verstehe. In diesem Falle verdient sein Genie einige Nachsicht, und er würde sie auch gefunden haben, wenn es

Bey ſehr mittelmäßigen Fähigkeiten, aber deſto mehr Geiz und einer beynahe unglaublichen Bosheit, war er mit einer ſich immer gleichen Unverſchämtheit ſowohl der niederträchtigſte Schmeichler, als der unbändigſte Verläumder. Die Wahrheit war ſein geringſter Kummer, und Lügen und Widerſprüche koſteten ihm nichts, wenn er nur ſeine Habſucht befriedigen konnte, und diejenigen, welchen er alles zu danken hatte, wurden gemeiniglich am erſten von ihm gemißhandelt. Weder vernünftige Vorſtellungen, noch Beſchimpfungen und ſelbſt körperliche Züchtigungen waren im Stande, ſeiner Schmähſucht Einhalt zu thun; öffentliche Ahndungen aller Art hatten ſeine Stirn bereits an die Schande gewöhnt, und wenn ja der allgemeine Haß einigen Eindruck auf ihn machte, ſo wußte er ſich durch den Weihrauch zu tröſten, welchen er auf die unverſchämteſte Art ſich ſelbſt ſtreuete.

Er war den 20ſten April 1492 zu Arezzo, einer Stadt in dem Großherzogthum Toscana gebohren, von welchem ſeinem Geburtsorte er auch der Gewohnheit der damahligen Zeit zu Folge, den Zunahmen Aretino, Lat. Aretinus, annahm. Sein eigenes Stillſchweigen, und die Verläumdung haben ſeine Herkunft lange Zeit dunkel und ungewiß gemacht. Der im vorigen Bande beſchriebene Franco gibt ihm in ſeinen Priapejis einen Schuſter zum Vater, Doni aber, der in ihm in allem Ernſte den Antichriſt erblickte, gab ihn für die ſtrafbare Frucht eines Mönchs

That den Schlüssel, theils zu seinen wenigen Kenntnissen, theils zu der niedrigen Denkungsart und den schlechten Sitten, wodurch er sich sein ganzes Leben auszeichnete. Er muß sich ziemlich lange in Perugia aufgehalten haben, und es scheinet sogar, daß er daselbst mit gebundenen Büchern gehandelt habe.

Doch dem sey, wie ihm wolle, seine Beschäftigung mit Büchern, und sein Umgang mit Gelehrten machten ihm Lust zum Lesen, und da er überaus viele Lebhaftigkeit und ein gutes Gedächtniß besaß, so erlangte er sehr bald eine Menge oberflächliche Kenntnisse, ob er gleich keine andere Bücher lesen konnte, als die in seiner Muttersprache geschrieben waren. Da er vorher soviel wie nichts gewußt hatte, so erstaunte er nunmehr über seine eigene Gelehrsamkeit, glaubte, er wisse nunmehr alles, und sey eines bessern Glücks werth, daher auch sein bisheriger Stand anfing, ihm zum Ekel zu werden. Rom mußte ihm ganz natürlich zuerst einfallen, da es der gewöhnliche Sammelplatz aller Abenteurer und Glücksritter Italiens ist. Er ging 1517 zu Fuße dahin, ohne Geld, und selbst ohne die nothwendigsten Bedürfnisse, indem er keine andere Kleider hatte, als die er trug. Er begab sich in das Haus des Augustin Chisi, eines sehr reichen Kaufmannes, der auf einem grossen Fusse lebte; allein man weiß nicht, was für eine Rolle er in demselben gespielet hat. Aus dessen Hause

kam er nachmahls in das Haus des Papstes Leo 10. und seines Neffen Julii de Medick, der hernach unter dem Nahmen Clemens 7. Papst war. Was für eine Stelle er bey ihnen bekleidet, ist nicht bekannt; allein bey seiner Unwissenheit in den gelehrten Sprachen kann sie von keiner Bedeutung gewesen seyn. Man weiß nur, daß er vier Jahre in Diensten des Papstes Leo, und drey bey Clemens war, und daß beyde Päpste viele Gnade für ihn hatten, und daß er beträchtliche Summen von Leo 10. erhielt. Doch diese waren für seine Habgierde nicht hinlänglich, und da sein Stolz sich mit den ersten und vornehmsten Stellen in der Kirche geschmeichelt hatte, diese aber nicht so geschwinde erfolgten, als er sich eingebildet hatte, so ward er der Langsamkeit des römischen Hofes überdrüssig. Doch ehe noch sein Ueberdruß ausbrechen konnte, beging er eine Unbesonnenheit, welche sein ganzes Glück an dem römischen Hofe vereitelte.

Julius Romanus, der größte Mahler seiner Zeit, entehrte seine Kunst so weit, daß er sechzehn im höchsten Grade wollüstige Stellungen zeichnete *), Marc-Antonio Raymon-

*) Alle die dieser Sache gedenken, schreiben dem Julius Romanus die Zeichnung dieser Figuren allein zu; allein nach dem Grafen Mazzuchelli ist es sehr wahrscheinlich, daß die Zeichnungen wo nicht ganz doch wenigstens zum Theil vom dem Raphael herrühren, der den Julius zu seinem Erben einsetzte, wodurch denn auch diese

di, ein nicht viel geringerer Künstler in Kupfer stach. Clemens war über das Aergerniß aufgebracht, welches desto gefährlicher war, je größer beyde Männer in ihrer Kunst waren. Der Mahler kam glücklich davon, indem der Graf Balthasar von Castiglione ihn nach Mantua schickte, wo er eine Gallerie für ihn mahlen sollte. Allein der Kupferstecher ward in das Gefängniß gesetzt, und der kirchliche Eifer würde vielleicht noch weiter gegangen seyn, wenn nicht Aretin bey dem Papste für ihn gebethen hätte, und da auch der Cardinal Hippolith von Medici sich seiner annahm, so ward er wieder in Freyheit gesetzt.

Aretin hatte diese Kupfer allem Ansehen nach noch nicht gesehen, allein, da er sich einmahl in die Sache gemengt hatte, so ward er begierig, sie näher kennen zu lernen, und kaum erblickte er sie, so wurde seine ohnehin heftige und ausschweifende Einbildungskraft so erhitzt, daß er sechzehn Sonnette verfertigte, welche den Zeichnungen an Schmutz und Schlüpfrigkeit nichts nachgaben. Er that noch mehr, er machte einen Brief dem Baptista Zatti, ei-

Zeichnungen in dessen Hände kamen. Lod. Dolce schreibt sie in seinem Dialogo della Pittura, welcher die Aufschrift Aretino führet, ausdrücklich dem Raphael zu; irret sich aber darin, wenn er den ganzen Vorgang in die Zeiten des Papstes Leo setzt, indem Aretin in dem oben angeführten Briefe an den Zatti ausdrücklich sagt, daß er unter dem Clemens vorgefallen sey.

nem Bürger zu Rom bekannt, worin er so wohl die Verse als die Figuren vertheidigte. Da das Aergerniß jetzt noch grösser wurde, und Aretins Sonnette allem Ansehen nach unter die Figuren gestochen wurden, so ging die Verfolgung von neuem an *). Johann Matthäus Giberti, Bischof zu Verona, geheimer Rath und Datarius des Papstes, betrieb die

*) Nach dem Vasari stellten die Figuren die Umarmungen der Götter und Göttinnen vor; allein er irret sich, wenn er die Zahl derselben auf 25 setzt, da ihrer nach dem Aretin nicht mehr als 16 waren. Allem Ansehen nach wurden die Platten damahls weggenommen und vernichtet, und die wenigen Abdrücke, welche davon mochten genommen seyn, werden gleichfalls seyn verlohren gegangen; denn noch hat kein Kunstkenner und Liebhaber ein Exemplar davon können zu sehen bekommen, so emsig auch diese Herren die Ueberbleibsel grosser Meister aufzuspüren pflegen. Selbst die in der Bibliothek des Vaticans befindlichen Figuren dieser Art sind nicht die von Marc-Antonio, denn man hat mehrere alte Künstler, welche ähnliche Stellungen mit schlüpfrigen Sonnetten, welche letztere allenfalls die des Aretin seyn könnten, heraus gegeben haben. Chevilier erzählet zwar in seinem Origine de l'Imprimerie Jollain, ein Kupferstecher und Kunsthändler zu Paris habe erfahren, daß diese Platten an einem gewissen Orte befindlich wären, und habe sie, um das Aergerniß zu vertilgen, für 100 Thl gekauft, und vernichtet; allein der ehrliche Jollain ward allem Ansehen nach angeführet, indem es sehr unwahrscheinlich ist, daß sich diese Platten bis auf unsere Zeiten sollten erhalten haben, ohne daß es jemanden eingefallen wäre, Abdrücke davon zu nehmen. Man sehe Dictionn. des Artistes, S. 357. Von seinen Sonnetten werde ich bey seinen Schriften noch etwas sagen.

Sache mit der gröſten Heftigkeit, ſo daß auch Aretin ſich genöthiget ſahe, 1524 von Rom flüchtig zu werden, und dieß iſt denn auch die Urſache von dem Haſſe, welchen er, ſo lange er lebte, gegen dieſen Prälaten trug.

Aretin, der nunmehr alle Hoffnung zu einer guten Beförderung verſchwunden ſahe, begab ſich im Julius 1524 wieder in ſeine Vaterſtadt Arezzo; allein er hielt ſich nicht lange daſelbſt auf, indem er Gelegenheit fand, an den Hof des Johann de Medici zu kommen, welcher die Partey Carls 5. verlaſſen hatte, und in die Dienſte Franciſci 1. von Frankreich getreten war, welcher eben damahls ſeine Anſprüche auf Mailand auszuführen ſuchte. Aretin beſaß allen Schimmer der Gelehrſamkeit, durch welchen ſich Groſſe ſo leicht blenden laſſen, und wenn er ſich von der Klugheit leiten ließ, ſo hatte auch ſein Witz viel einnehmendes. Die in Rom erfahrne Widerwärtigkeit hatte ihn auf eine Zeitlang ein wenig behutſam gemacht, und er zeigte ſich jetzt nur von ſeiner guten Seite, daher gewann auch Medici ein unbegränztes Vertrauen zu ihm, und ſelbſt der König Franciscus, der ihn einmahl zufälliger Weiſe zu ſehen bekam, konnte ihm ſeine Achtung nicht verſagen.

Ob es ihm gleich allem Anſehen nach zu Florenz wohl ging, ſo ſehnte er ſich doch wie-

der

der nach den Fleischtöpfen Aegyptens, und ar-
beitete ins geheim an seiner Aussöhnung mit
dem Papste. Seine Freunde nahmen sich sei-
ner auch so thätig an, daß der Papst ihm
vergab, und er wieder nach Rom berufen wur-
de, wohin er sich auch ohne Anstand begab.
Wie sehr Johann von Medici ihn schätzte,
erhellet am besten aus einem Briefe, welchen
er bald nach seiner Abreise an ihn schrieb. „Ich
„vergaß, heißt es daselbst, Ihnen zu sagen,
„daß der König sich gestern beschwerte, daß
„Sie mich nicht begleitet haben. Ich entschul-
„digte mich damit, daß Sie die Ruhe des Ha-
„ses dem Geräusche eines Lagers vorgezogen
„hätten; worauf der König mir sagte, daß
„ich Sie zurück rufen sollte. Ich antwortete,
„wie ich mir nicht mit der Hofnung schmei-
„cheln könnte, daß Sie mir gehorchen würden;
„worauf der König versetzte, wie er selbst an
„den Papst schreiben, und ihn bitten wollte, es
„Ihnen zu befehlen. Mein Herz erlaubt mir
„nicht, einen Umgang zu vergessen, der mich
„so vollkommen mit Ihnen verbindet, denn es
„ist nun einmahl wahr, daß ich nicht ohne
„den Aretin leben kann.“ Dieser Brief that
keine Wirkung, und es gehörte ein stärkerer Be-
wegungsgrund dazu, den Aretin von Rom
wegzubringen, und diesen gab ihm seine Un-
besonnenheit sehr bald selbst.

Der oben genannte Datarius Giberti, welcher den Aretin das erste mahl aus Rom vertrieben hatte, und jetzt wenigstens zum Scheine mit ihm ausgesöhnet war, hatte eine hübsche Köchinn, bey welcher dieser, vielleicht um sich an ihrem Herren zu rächen, den Liebhaber machen wollte; allein da diese bereits besetzt war, so wies sie vermuthlich den Dichter ab. Dieser, der eine solche Beschimpfung nicht ertragen konnte, rächete sich an ihr durch ein boshaftes Sonnett, welches aber sein Unglück ward. Das Pasquill gerieth dem Liebhaber der Köchinn, dem Achille della Volta, einem Edelmann aus Bologna in die Hände, welcher die Beleidigung so hoch empfand, daß er dem Aretin, als er ihn an einem Tage allein antraf, fünf Stiche mit einem Dolche in die Brust gab, und ihm über dieß noch die Hände und das Gesicht zerfetzte. Einige dieser Wunden waren tödtlich, daher sich denn auch sehr bald das Gerücht verbreitete, daß Aretin wirklich gestorben sey. Dieß bewegte den Hieronymus Casio aus Bologna dem Pasquillanten eine Grabschrift zu setzen, aus welcher erhellet, daß er schon damahls wegen seiner Verläumdungen zu Rom berüchtiget war, daher ich sie hier mittheilen will, ob sie gleich wenig poetisches Verdienst hat. Sie lautet so:

Chi non mai disse bene, e sempre male
Nè sol male del mal, ma mal del bene,

Quivi ha la ſpoglia, ed in più varie pene
Tormenta l'alma il Principe Infernale.

Fra aſſai ferite una n'ebbe mortale,
Con privilegio che gli ſtavan bene,
Il loco e il modo non fu preter ſpene
Che Ponte Siſto gli ſcuſò ſpedale.

Pietro fu queſto per patria Aretino,
Di cui la fama pel ſecol ribomba.
Da Cerbero latrata, e da Pasquino.

Qui attende il ſuon dell' Angelica Tromba
Per gir coll' alma al Giudizio Divino,
Po' eterno ſtar nella tartarea Tomba.

Allein die Mühe war vergebens; Aretin ward wider Verhoffen glücklich geheilet, und Caſio that in einem andern Sonnette Widerruf, aus welchem man wenigſtens ſiehet, daß ſich dieſe Geſchichte in dem zweyten Jahre der Regierung Clemens 7. alſo 1525 zugetragen hat.

Sobald Aretin wieder geſund war, drang er bey dem Papſte auf Beſtrafung des Volta; allein er mußte ſich bereits ſehr verhaßt gemacht haben, und Giberti, der, wie man ſagt, die Beſtrafung hinderte, mußte ſehr viel wider den Aretin anzuführen haben; genug, ihm ward die geſuchte Gerechtigkeit abgeſchlagen. Aretin ward dadurch auſſerordentlich aufgebracht, und ſtieß die heftigſten Schmähungen ſowohl gegen

den Pabst als seinen Datarius aus. Man hat noch ein Gedicht, welches Berni, der Secretär des Giberti, seinen Lästerungen entgegen setzte, und welches sich unter dessen Gedichten befindet. Es ist in einem sehr hohen Grade heftig und ungesittet, ohne Zweifel, weil des Aretin Schmähungen in eben demselben Tone gestimmt waren, denn dieser Mensch konnte in keinem Stücke die Mittelstrasse gehen. Man siehet daraus zugleich, daß er sich schon damahls aller der Laster schuldig gemacht, welche seinen Charakter brandmarken. Berni wirft ihm seine Verläumdungen, seine ausschweifende Unkeuschheit, seinen niedrigen Undank, und was weiß ich, was sonst alles vor. Er sagt, er solle seine boshafte Zunge vielmehr an seinen beyden Schwestern üben, welche zu Arezzo öffentliche Huren für alle Taugenichts abgäben; er werde ohnehin genöthiget seyn, von ihrem Verdienste zu leben. „Der du, fährt er fort, „von Gott und Menschen gehasset, und von „dem Teufel selbst verabscheuet wirst, dein frech „ches Maul, die Mutter der Lästerung, verbannet dich aus jedem Orte.“

Da Aretin jetzt zu Rom weder Ehre noch Sicherheit mehr hatte, so blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als sich wieder zu dem Johann von Medici zu begeben, der ein unbegränztes Vertrauen in ihn setzte, ihn täglich an seine Tafel zog, und ihn sogar in seinem Zimmer schlafen ließ. Wer da wußte, wie

sehr dieser Herr alle Verläumdung haßte, dem war diese ungewöhnliche Vertraulichkeit ein Räthsel, und es fehlte nicht an solchen, welche sie einem Bewegungsgrunde zuschrieben, der in Italien leider zu allen Zeiten nicht unbekannt gewesen ist.

Allein er genoß des Schutzes dieses Herrn nicht lange. Sein Mäcen bekam vor Governolo einen Schuß, der ihm den Schenkel zuschmetterte, und obgleich der Herzog von Mantua ihn anfänglich nicht in seine Städt aufnehmen wollte, aus Furcht den Kaiser zu beleidigen, so wußte doch Aretin es durch seine Beredsamkeit dahin zu bringen, daß der Herzog dem Kranken nicht allein die Thore öfnen ließ, sondern ihn auch selbst besuchte. Allein alle Sorgfalt war vergebens; es schlug eine Entzündung zu der Wunde, so daß man das Bein abnehmen mußte; und dessen ungeachtet starb er, den 30sten Nov. 1526 in den Armen seines Lieblinges.

Dieser war jetzt desto mehr in Verlegenheit, da sein Gönner eben nicht sehr freygebig gegen ihn gewesen zu seyn scheinet, oder vielleicht nicht Zeit genug hatte, ihm seine Freygebigkeit zu zeigen. Wenigstens hat man noch ein Gedicht von dem Aretin an dessen Sohn, den Großherzog Cosmus, worin er ihm zu Gemüthe führet, was er alles für dessen Vater gethan habe. „Er, heißt es, der meine „Dienste nie belohnte, wie jederman weiß, sag-

„te zu mir vor Mailand: ach, wenn mich „der Himmel so glücklich macht, daß ich nach „geendigtem Kriege meine Gemahlinn und Kin„der wieder sehe, so will ich dich zum Herren „deiner Vaterstadt machen.“ Aretin war sonst der uneigennützige Mann nicht, der jemanden umsonst gedienet hätte, daher man immer Ursache hat, in die Wahrheit dieses Vorgebens ein Mißtrauen zu setzen.

Da er jetzt keinen Großen wußte, auf dessen Kosten er hätte leben können, so sah er sich genöthiget, sich ganz auf seinen Witz und auf seine Gabe zu verläumden zu verlassen, und da in ganz Italien die Zügellosigkeit der Zunge und der Sitten keine so sichere Freystätte kennet, als Venedig, wenn sie sich nur nicht an der Verfassung des Staates vergreifet, so wählte er diesen Ort zu seinem Aufenthalte, und begab sich gegen das Ende des Jahres 1527 dahin, und da er bereits als ein witziger Kopf bekannt war, so wurde er von allen Personen von Stande mit vorzüglicher Achtung aufgenommen, und selbst der Doge Gritti beehrte ihn mit seinem ganz besondern Schutze.

Aretin gefiel sich in seiner Lage überaus wohl. „Ich bin, sagte er in einem seiner Brie„fe nicht mehr ein Ball des Glückes, und dan„ke Gott, daß er mein Herz vor der Habsucht „bewahret hat. (Eine der unverschämtesten Lü-

„gen!) Ich bringe niemanden um seine Zeit, und „die Armuth anderer erreget in mir keine boshafte „te Freude. Ich theile das Hemd an meinem „Leibe und den Bissen meines Mundes mit den „Meinigen. Ich sehe meine Mägde als meine „Töchter, und meine Bedienten als meine Brüder „an. Die Ruhe macht die ganze Pracht „meines Hauses aus, und die Freyheit ist mein „Haushofmeister. Meine Tage fließen in Zu„friedenheit dahin, und ich wünsche nichts „mehr!“ doch, man wird in der Folge sehr bald die andere Seite dieses schönen Gemähldes sehen.

Aretin war zu rachgierig, und seine Zunge zu zügellos, als daß er die in Rom empfangene Beleidigung so bald hätte verschmerzen können, und da die Stadt eben dgmahls von den kaiserlichen Truppen geplündert und der Papst in der Engelsburg belagert ward, so ward er immer dreister, und machte verschiedene Schmähschriften wider den Papst und die Cardinäle bekannt; dieser beschwerte sich darüber bey dem Senate, daher der Doge ihn vor sich fordern ließ, und ihm befahl, in Zukunft behutsamer zu seyn. Aretin, der leicht in Furcht zu setzen war, und den ein Widerruf keine Mühe kostete, bath den Papst 1530 schriftlich um Verzeihung, erklärte sich für einen Verläumder, und versprach sich zu bessern, und da der Papst es in den damahligen Umständen so genau nicht nehmen durfte, auch der Weihbischof Vasone zu Vicenza für ihn

bath, so erhielt er ein sehr rühmliches Breve. Der Weihbischof, der den Kaiser begleitete, als er über Trident wieder nach Deutschland ging, wirkte ihm bey demselben eine goldene Kette, und den Adelsbrief aus. Aretin nahm die erste an, war aber so klug den letztern zu verbitten, weil es ihm an Mitteln fehlte, dem Adel gemäß zu leben.

Er hatte bey Gelegenheit seiner Aussöhnung mit dem Papste von demselben das Versprechen erpreßt, daß er eine seiner Schwestern mit 500 thlr. ausstatten wollte; allein ein neuer boshafter Zug seiner Zunge machte, daß der Papst sein Wort wieder zurück nahm. Doch wußte er den Cardinal Benedict d' Accolti zu bewegen, daß er in diesem Stücke die Stelle des Papstes vertrat. Diese Schwester hieß Franciska; sie ward mit einem gewissen Orazio verheirathet, allein beyde starben 1547, und hinterließen einen Sohn und eine Tochter, welche Muchio de Medici und Fridrich von Montaigu erziehen ließen. Aretin hätte nochmals die Tochter gern in ein Kloster geschaft; allein Muchio verheirathete sie.

Da dasjenige, was Aretin sich mit seiner Feder erwarb, zu seinen Ausschweifungen nicht hinlänglich war, so wußte er von Zeit zu Zeit unter allerley Vorwänden beträchtliche Summen von seinen Gönnern zu erpressen. So schrieb er 1533 an den Cardinal Ippolito und drohete, daß er zu den Türken übergehen wollte.

„Ich werde, ſagte er, mein Alter, und meine „Armuth zu den Ungläubigen ſchleppen. Wenn „ihnen einer oder der andere die Schätze und „Würden rühmen ſollte, womit der römiſche Hof „das Verbrechen belohnt, ſo werde ich ihnen „die Wunden von den Stichen zeigen, welche „meine Liebe zur Wahrheit mir erworben hat, „und mein Elend wird ihnen zeigen, wie hoch „man daſelbſt die Tugend ſchätzt. Was das „Herz der Chriſten nicht erweichen können, wird „gewiß Barbaren rühren.“ Dieſer Kunſtgriff that ſeine Wirkung, denn in ſeiner Komödie la Corteggia verſichert er ſelbſt, daß er bereits im Begriffe geweſen ſey, ſich nach Conſtantinopel einzuſchiffen, als der König Franciscus I. von Frankreich ihn durch eine goldene Kette, der Herzog von Leve aber durch eine gute Penſion zurückgehalten hatte. Wenn er es in der Folge zu bedauren ſchien, daß er ſeinen Entſchluß nicht ausgeführet hatte, ſo geſchahe es wieder in keiner andern Abſicht, als einen oder den andern Großen um eine beträchtliche Summe zu ſchneutzen. Dergleichen niedrige Kunſtgriffe koſteten ihm nicht die geringſte Ueberwindung.

Als der Cardinal Farneſe unter dem Namen Pauli 3 den päpſtlichen Thron beſtieg, und Aretin befürchtete, daß die Geiſtlichen, welche er in ſeinen Schriften mehrmahls angegriffen hatte, ſich an ihm rächen würden, ſo bewegte er einen Anverwandten des Doge, daß

derſelbe bey dem Papſte um ein Breve anhielt, worin Aretin für einen päpſtlichen Hausbedienten erkläret ward. Die Geiſtlichen in Rom befürchteten, daß er wirklich Luſt habe, wieder in den Dienſt des Papſtes zu treten; allein er verſicherte, daß er weiter nichts verlange, als alle Monathe einmahl an den Papſt ſchreiben, und ihn mit Neuigkeiten unterhalten zu dürfen. Es iſt auch in der That nicht glaublich, daß er ſich von Venedig ſollte weggeſehnet haben, wo er ſeine ſchmutzigen und beleidigenden Schriften in aller Freiheit verbreiten konnte, und da dergleichen Auswurf immer am begierigſten geleſen wird, ſo war dieſes Gewerbe für ihn ſehr einträglich, und man bezahlte ſeinen ſchlüpfrigen und boshaften Witz in und außer Italien ſehr theuer. Man ſagt ſogar, daß ein gewiſſer ſpaniſcher Prinz ſich alles, was Aretin heraus gab, durch einen eigenen Courier bringen laſſen, um nur ſeine Schriften in Spanien zuerſt zu haben. Ein Beyfall dieſer Art war mehr als zu hinlänglich einen ſeichten Kopf aufzublähen und zum Narren zu machen. Er rühmte ſich daher ſelbſt, daß er ohne ſeine Jahrgelder zu rechnen, ſich mit einer Flaſche Dinte und mit einem Buche Papier jährliche Einkünfte von 2000 thlr. von den Thorheiten anderer zu verſchaffen gewußt habe.

Alles ſeines Dünkels ungeachtet, merkte er doch bald, daß ſeine völlige Unwiſſenheit in den gelehrten Sprachen, ſeinem Beyfalle nach

theilig werden könnte, daher er den Nicolaus Franco aus Benevent, dessen Seele eben so schwarz war, als die seinige, nur daß er mehr Gelehrsamkeit besaß, zu sich nahm. Ich habe das Leben dieses Menschen bereits in dem vorigen Theile beschrieben, und will das, was daraus zur Geschichte des Aretin gehöret, hier nicht wiederhohlen, sondern nur bemerken, daß Franco dem Aretin sehr nützlich ward; daß aber ihre Freundschaft von keiner langen Dauer war, weil sie endlich mit Prügeln aus einander schieden, wobey doch Aretin den kürzern zog, indem Franco, der ihm am boshaften Witze überlegen war, ihn in der Folge auf das unbarmherzigste mißhandelte. Aretin ward dadurch ein wenig klüger, und wählte in der Folge seine Gehülfen und Handlanger aus einer so dunkeln Classe, daß sie ihm nicht Verdacht erwecken konnten.

So sehr er nun auch von seiner Unwissenheit überzeugt seyn mußte; so stiegen doch sein Stolz und seine Unverschämtheit nach und nach zu einem fast beyspiellosen Grade, wozu denn freylich der Weihrauch, welchen alle Hohe und Niedere von verderbtem Herzen und Sitten seinem Witze brachten, das meiste beitrug. Es ging ihm, wie den Lügnern, welche eine Unwahrheit so oft wiederholen, bis sie selbige endlich selbst glauben, daher er sich denn am Ende in allem Ernste für den wichtigsten Mann in ganz Europa hielt. Alle Fremden, welche

nach Venedig kamen, waren begierig den Mann zu sehen, dessen unbändige Zunge auch die größten der Erde nicht schonte, und er war kurzsichtig genug, ihre Neugierde für Achtung zu halten. „Es kommen, schrieb er an den Aluno, so viel Menschen zu mir, welche mir den Kopf wüste machen, daß auch die Stufen meiner Treppe von ihren Füßen so ausgehöhlet werden, als ehedem das Pflaster des Capitolii von den Rädern der Triumphwagen. Türken, Juden, Indianer, Franzosen, Deutsche und Spanier belagern meine Thür unaufhörlich. Schließen Sie daraus, wie viel Italiäner zu mir kommen müssen. Ich glaube, daß es leichter seyn würde, Sie aus dem Dienste des Kaisers zu ziehen, als mich ohne diesen Schwarm zu finden. Ich werde von Soldaten, Priestern und Mönchen bestürmet. Jeder kommt zu mir, und trägt mir seine Klagen vor. Ich bin das Orakel der Wahrheit geworden, und Sie haben Recht, wenn Sie mich den Secretär der ganzen Welt nennen.“

Die Unverschämtheit hat zu allen Zeiten ihre Freunde gefunden; aber nichts beweiset die Thorheit seiner Zeitgenossen mehr, als die Art, wie sich auch die größten der Erde gegen den Aretin betrugen. Kaiser Carl der 5 wies ihm ein Jahrgeld von 200 thlr. auf das Herzogthum Mailand an, und König Franciscus I. sparte keine Summen, ihn auf seine Seite zu zie-

hen. Man weiß, wie eifersüchtig beyde auf einander waren. Anfänglich vertheilte Aretin seinen Weihrauch unter beyden zu gleichen Theilen; allein das Jahrgeld gab der Wage den Ausschlag und er besang nunmehr den Kaiser allein. Als der Herzog von Atri ihn aufforderte, doch auch seinen König wie vorher zu loben, so gab er ihm zur Antwort: „Ich bin Ihres „Herren getreuer Diener, und werde es jederzeit seyn; aber ich lebe nicht von der Luft, „und ihr König hat noch niemahls gefragt, ob „ich zu essen habe, oder nicht. Die goldene „Kette, welche er mir versprochen hat, ist drey „Jahr unter Weges gewesen. Seit vier Jahren hat er mir keinen guten Morgen gebothen. Ich halte es mit dem, der nichts verspricht, aber desto mehr gibt. Franciscus war „lange Zeit der Abgott meines Herzens; aber „das Feuer, welches auf seinem Altar brannte, „ist aus Mangel der Nahrung erloschen.“ Als der Connetable von Montmorency den Brief las, so sagte er in Gegenwart des Allemanni, wenn Aretin unpartheyisch, und so wohl von dem Kaiser, als dem Könige nach der Wahrheit reden würde, er ihm ein Jahrgeld von 400 thlr. verschaffen wollte. Allemanni schrieb das an den Feilen, und dieser antwortete mit der ersten Post, daß er dem Connetable gehorchen wolle, so bald er nur die Anweisung auf die 400 thlr. sehen würde. Allein aus dem Versprechen des Montmorency ward nichts.

und es ist ungegründet, wenn so viele Schriftsteller vorgeben, daß er so wohl von dem Könige von Frankreich als von der Pforte besoldet worden. Beyde machten ihm Geschenke; allein ein bestimmtes Jahrgeld hatte er von ihnen nicht. Wer die damahligen Zeitumstände kennt, wird es eben nicht fremd finden, daß die beyden eifersüchtigen Monarchen so sehr um des Lästerers Stimme buhlten. Man hatte damahls noch keine stehenden Armeen, daher den Fürsten mehr an dem Urtheile der Unterthanen so wohl als einzelner Personen außer ihrem Reiche gelegen war, besonders, wenn es zum Kriege kam, da jeder der Parthey nachlief, für welche er eingenommen war. Da nun Aretin durch seinen in den Landessprachen damahls wirklich seltenen Witz so viel über seine Zeitgenossen vermochte, so war es kein Wunder, daß jeder von den beyden Fürsten ihn zum Fürsprecher zu haben wünschte.

Der Kaiser war für den Vorzug, welchen Aretin ihm, oder vielmehr seinem Gelde gab, auch nicht unerkenntlich, sondern versäumte keine Gelegenheit, ihm seine Achtung an den Tag zu legen. Als er sich einmahl auf der Reise befand, und sein Secretär ihm eine Menge Depeschen vorlegte, verlangte er bloß den dem Secretär aufgegebenen Empfehlungsbrief des Aretin an den Großherzog, unterschrieb ihn und verschob die übrigen bis auf eine andere Zeit.

Als der Kaiſer 1543 durch das Venetianiſche Gebieth ging, ſchickte der Senat den Guibaldo della Rovere, Herzog von Urbino, ab, den Kaiſer nebſt einigen von Adel zu bewillkommen. Da dieſer Herr ein Freund des Aretin war, ſo ging dieſer mit ihm, in der Hoffnung, den Kaiſer bey dieſer Gelegenheit von neuem zu ſchneutzen. Dieſer befand ſich zu Pferde, als die Geſandtſchaft der Republik zu ihm kam. So bald er den Aretin erblickte, mußte dieſer zu ihm kommen, da er ſich denn den ganzen Weg mit ihm allein unterhielt, und als er in ſein Quartier gekommen war, behielt er ihn auch in ſeinem Zimmer bey ſich, ſo dringende Geſchäfte er auch auszufertigen hatte. Bey dieſer Gelegenheit las Aretin ihm ein zu deſſen Lobe verfertigtes Gedicht vor, und beklagte ſich zugleich über die Saumſeligkeit, womit der Markgraf Gaſto ihm ſein Jährgeld auszahlen ließ. Der Kaiſer lächelte, ſagte, er wollte ihn mit dem Markgrafen wieder ausſöhnen, und ließ ihm außer ſeinem Rückſtande den andern Tag noch eine beträchtliche Summe zum Geſchenke auszahlen.

Es iſt ſonderbar, daß dieſer Menſch, bey aller Frechheit und Unverſchämtheit ſeiner Feder, doch überaus ſchüchtern und verzagt in Gegenwart der Großen war. War das eine Folge ſeines böſen Gewiſſens, oder ein Mangel der Erziehung? Als der Kaiſer aus der Meſſe kam, winkte er dem Aretin ihm zu folgen; allein dieſer

verſteckte ſich ſo, daß die venetianiſchen Bothſchafter ihn nirgends finden konnten. Der Kaiſer war darüber ungehalten, vergab ihm aber doch, und ließ ihn der Republick als einen ihm nicht gleichgültigen Menſchen empfehlen.

Obgleich Aretin keine Luſt hatte, wieder nach Rom zu gehen, ſo ſuchte er doch aus Eigennutz mehrmahls mit dem Römiſchen Stuhle ausgeſöhnet zu werden. Er glaubte auch wirklich, ſich den Papſt Paul 3 zum Gönner gemacht zu haben, und ſein Stolz verblendete ihn ſo, daß er ſich einbildete, der Cardinalshuth ſey noch das geringſte, was er von demſelben fordern könnte, daher er auch durch den Herzog von Parma wirklich darum anhielt. Ein ſolcher Bube fehlte dem heil. Collegio nur noch, daher es kein Wunder war, daß er eine abſchlägige Antwort erhielt, welches denn ſeinen Dünkel außerordentlich kränkte. Als Julius 3 den Thron beſtieg, erwachte ſeine Hoffnung von neuem, weil dieſer aus Arezzo gebürtig war, und folglich ſeinem Landsmann eine ſolche Kleinigkeit nicht abſchlagen konnte. Er wünſchte ihm daher zu ſeiner Wahl Glück, und beſchenkte ihn zugleich mit einem Sonnette. Allein, obgleich der Bruder des Pabſtes zu ſeinem Beſten redete, ſo glaubte dieſer doch, das Sonnett ſey mit einem Geſchenke von 100 thlr. und mit dem Ritterorden vom Lateran hinlänglich bezahlet.

Das

Das war eine neue Kränkung für seinen unbegränzten Stolz, indem der Ritterorden sehr in Verachtung gekommen war, und nicht mehr als 80 thlr. jährliche Einkünfte damit verbunden waren. So unbedeutend nun diese Belohnung auch an sich war, und so sehr sie den Aretin demüthigte, so befremdete sie doch, eben weil sie von dem heiligen Stuhle kam, jedermann, weil sie so wohl mit den niedrigen Sitten des Poeten, als mit seinen ehedem zu Rom empfangenen Narben einen sonderbaren Contrast machte.

Allein Aretins Eitelkeit wußte sich bald zu trösten, indem er diesen Orden als ein bloßes Vorspiel zu weit höhern Ehrenstellen ansahe, und nach und nach seine Abneigung vor dem Römischen Hofe verlohr. Als daher sein Freund, der Herzog von Urbino zum obersten Feldherrn der päpstlichen Truppen ernannt ward, begleitete er ihn nach Rom, bey welcher Gelegenheit ihm in der That mehr Ehre wiederfuhr, als ein solcher Unhold erwarten durfte; denn als er sich in dem Conclave vor dem Papste auf die Knie werfen wollte, hob dieser ihn auf, und küßete ihn auf die Stirn. „Es wundert mich nicht", schrieb einer seiner Schmeichler bey dieser Gelegenheit an ihn, „daß die Päpste Sie umarmen, und die „Kaiser Ihnen die rechte Hand geben, indem „Ihre Schriften die Unsterblichkeit nach eigenem „Gefallen austheilen. Mich wundert nur,

„daß ſie nicht ihre Staaten mit Ihnen theilen.“

Allein Aretin fand ſich in ſeinen glänzenden Hoffnungen ſehr bald betrogen, indem dieſe und einige andere Ehrenbezeugungen alles waren, was er von dem Papſte erhielt. „Der Papſt“, ſchrieb er an einen ſeiner Freunde, „hat mich „zwar umarmt; allein ſeine Küſſe ſind keine „Wechſelbriefe.“ Da nun keine andere Wechſelbriefe erfolgen wollten, ſo ging er voller Verdruß von Rom wieder weg, und um ſeine gekränkte Eitelkeit doch mit etwas zu tröſten, ſo gab er in Venedig überall vor, er habe den Cardinals-Huth freywillig ausgeſchlagen.

Kränkte ihn deſſen ungeachtet die fehlgeſchlagene Hoffnung, ſo waren das bloße Kränkungen, die ſein unbändiger Stolz ihm ſelbſt bereitete; allein es fehlte nicht andern weſentlichern, die er ſich durch ſeine ſchwarze Verläumdung zuzog. Petrus Strozzi, General in Franzöſiſchen Dienſten, hatte dem Könige Ferdinand von Ungarn das Schloß Murano weggenommen, und Aretin, der es damahls mit dem Hauſe Oeſterreich hielt, machte darüber ein bitteres Gedicht auf den Strozzi. Dieſer, der keinen Spaß verſtand, ließ dem Pasquillanten drohen, daß er ihn in ſeinem Bette wolle ermorden laſſen. Aretin war der zaghafteſte Menſch von der Welt, daher er ſich in ſeinem Hauſe verrammelte, und ſo lange der General auf dem Gu

stiehe der Republick war, weder ausging, noch jemanden vor sich ließ.

Aretin, der gern alle Fürsten in Europa gebrandschatzt hätte, hatte dem Könige Jacob I. von England den zweyten Band seiner Briefe dediciret, und wußte von Zeit zu Zeit die Belohnung dafür mit vielem Ungestüm zu fordern. Endlich erhielt er nach fünf Jahren die Versicherung, daß der König ihm 500 thlr. zugedacht habe, und zugleich schrieb man ihm aus London, daß der Englische Gesandte, zu Venedig, der Graf von Arundel Befehl habe, ihm dieses Geld auszuzahlen. Voller Habgier eilte er sogleich zu dem Gesandten, und da er es nicht so gleich bekam, als er sich eingebildet hatte, so beklagte er sich in allen Gesellschaften, daß der Gesandte ihn darum betriegen wollte. Dieser verstand eben so wenig Spaß als Strozzi, und ließ ihn von vier bis fünf seiner Leute wacker ausprügeln. Dieser Vorgang machte viel Aufsehen, und Aretins Freunde riethen ihm, wider den Gesandten zu klagen. Allein die furchtsame Memme war auf einmahl der beste Christ. „Denken Sie mir", schrieb er an einen seiner Freunde, „nicht mehr an den Un„glücklichen, der mich, der ich allein und unbe„wehret war, mit fünf bis sechs bewaffneten „Mördern überfiel. Er hat mir weder Schre„cken noch Schaden zugefügt, und ich danke „Gott, daß er mir ein Herz gegeben hat, wel-

„chee keine Rache hegen kann, und keine ande„re Empfindung als die Liebe kennet. Ich „entsage aller Rache, indem ich weiß, daß der, „welcher wie Christus seinen Feinden ver„giebt, wieder von Gott Vergebung seiner Sün„den zu hoffen hat. Wollte nur Gott mir „meine Vergehungen eben so sehr vergeben, als „ich das empfangene Unrecht von ganzem „Herzen verzeihe. Ich gehe diese Woche zu „dem Abendmahle, welches ich gewiß nicht thun „würde, wenn ich noch einen Funken Rache in „meinem Herzen hegte.“ In der That, ein Heiliger hätte in keinem frömmern Tone sprechen können. Aber der Stock! der Stock!

Bald darauf bezahlte der Englische Gesandte ihm die 500 thlr. deren Anblick ihn sogleich völlig tröstete.

Aretin muß dergleichen Abenteuer mehrmals gehabt, und einige derselben sind zuverläßig bekannt. So weiß man, daß er schon zu Rom einmahl beynahe halb todt geprügelt worden, und daß nur Ferraguto de Lazzara ihn rettete. Andere sind nur überhaupt bekannt, und fast alle seine Zeitgenossen ziehen ihn mit den vielen Prügeln auf, die er sich durch seine zügellose Zunge zugezogen. Cadamosto schließt eine seiner Satyren mit diesen Worten: „Ich „weiß zu gut, daß Aretin auf Kosten seines „Buckels erfahren hat, was eine Satyre sagen „will.„ Tani sagt von einem gewissen Schwätzer, daß er noch reicher an Worten sey, als

Aretin an empfangenen Schlägen, und Boccalini versichert, daß er von den empfangenen vielen Wunden und Prügeln an seinem Leibe wie eine Seekarte ausgesehen habe. Das bekannte Sonnett, welches Marino zu dessen Bilde verfertigte, ist in eben dem Tone gestimmt, so, daß man von ihm mit allem Rechte das wiederholen kann, was man von einem andern Taugenichts sagte, daß er nehmlich so oft geprügelt worden, daß er es sogleich fühle, von welchem Holze die Prügel wären.

So seltsam nun das Leben dieses Unholden war, so abenteuerlich war auch die Art seines Todes. Ich habe schon bemerket, daß seine Schwestern die Rolle feiler Dirnen zu Arezzo spielten. Man erzählte ihm einmahl, daß die eine derselben einem ihrer Liebhaber einen listigen Streich gespielet habe, worüber er so heftig lachte, daß er auch von dem Stuhle stürzte, und sich ein Loch in den Kopf fiel, woran er gleich darauf starb. Das Jahr seines Todes ist nicht genau bekannt; allein Mazzuchelli beweiset aus verschiedenen Umständen, daß er 1557 gestorben seyn muß. Da kein Schriftsteller die Zeit seines Todes bemerket, so scheinet es, daß er, wie mehrern seines Gelichters zu wiederfahren pflegt, noch bey seinem Leben verachtet und vergessen worden.

Ob es gleich öffentlich bekannt war, daß er keine Religion hatte, er sich auch öffentlich damit brüstete, so machte er doch die äußern Ge-

Zu seinen Lastern gehören seine Verläugnung aller Sittlichkeit, seine niedrigen Ausschweifungen in Ansehung des andern Geschlechtes, und sein unbegränzter Hang zum Wohlleben. Er ist nie beredter, als wenn er für ein ihm gemachtes Geschenk von seltenen Weinen oder andern Leckereyen danket. Sein Tisch war immer auf das beste besetzt; er bewirthete seine Freunde gern, aß aber nicht gern bey andern, weil er es nirgends gut genug fand.

In Ansehung des andern Geschlechtes war er von einem bey weitem nicht so feinem Geschmacke; er überließ sich hier immer dem Zufalle, und die Leichtigkeit entschied immer seine Wahl. Eine ernsthafte Verbindung hatte er nie, dagegen hatte er unzählige Matressen aus allen Stockwerken. Er hatte ein Serail von weiblichen Bedienten, unter welchen er seine Umarmungen nach der Reihe theilte, und Sansorino wirft ihm vor, daß dessen ungeachtet seine Thüren den berüchtigsten und niedrigsten Geschöpfen dieser Art offen standen. Es fehlte ihm daher auch nicht an allerley Abenteuern, welche diese Ausschweifung veranlassete. Er hatte einen jungen Menschen bey sich, welchen er erzog, und zugleich zu seinen litterarischen Arbeiten gebrauchte, aber von Zeit zu Zeit Miene machte, ihn zu verlassen. Um ihn zu fesseln, verheirathete er ihn mit der Mariette del Oro, einer Nymphe aus seinem Serail, und schickte ihn bald darauf nach Frankreich, ein Ge-

schenk, welches König Franz I ihm versprochen hatte, abzuholen. Allein Mariette packte einmahl in der Nacht alles zusammen, reisete ihrem Manne nach, und ließ dem alten Geck weiter nichts, als den Rock, welchen er anhatte.

Eine andere seiner Mägde, Perina Riccia wußte ihn vorzüglich zu fesseln, indem er sie in einer Krankheit von dreyzehen Monathen mit unermüdeter Sorgfalt wartete. Ungeachtet sie ihm einmahl mit einem andern Liebhaber durchgegangen war, und eine Zeitlang Italien durchstrichen hatte, so nahm er sie doch wieder zu Gnaden an, und war beynahe untröstlich, als sie nachmahls starb.

Daß eine solche Pflanzschule nicht unfruchtbar gewesen seyn werde, kann man leicht denken. Catharina Sandella beschenkte ihn 1537 mit einer Tochter, welche er nach ihrem Geburtsorte Adria nannte, und deren gute Bildung und Witz nachmahls seine ganze Zärtlichkeit auf sich zog. Er trieb die Narrheit so weit, daß er auch eine Münze auf sie prägen ließ, wo man auf der einen Seite das Brustbild der Sandella mit den Worten: Catharina Mater, und auf der andern den Kopf der Adria mit der Umschrift: Adria Divi P. Aretini filia, sahe. Er ließ sie in einem Kloster erziehen, und so bald sie mannbar war, schrieb er überall Bettelbriefe aus, um sie ausstatten zu können. Der Großherzog von Florenz schenkte ihm 300, der Cardinal von Ravenna 200, der

tucci, Sonforino, Dolce, Franc. Eufano, Marcolini, Alex. Carraria, und Petrus Nelli dedicirten ihm ihre Schriften. Andere schickten ihm ihre Schriften zur Durchsicht und Verbesserung, wie von dem Johann Polio aus Arezzo, Franc. Aluno und Hier. Maggi bekannt ist. Besonders schätzte man seine Italiänische Schreibart, die daher auch von vielen als ein Muster empfohlen ward.

Ein Mann von wahren Verdiensten würde sich dadurch bloß zur Bescheidenheit, und zum Streben nach höhern Vollkommenheiten haben bewegen lassen. Allein Aretin, dessen Eitelkeit und Stolz keine Gränzen kannte, nahm jede Schmeicheley als einen ihm gehörigen Tribut an, und weil das Lob anderer ihm noch viel zu unbefriedigend war, so verschwendete er den Weihrauch mit vollen Händen an sich selbst. Schwerlich wird man noch einen Schriftsteller aufweisen können, welcher sich selbst mit so vieler Unverschämtheit gelobt hätte, als Aretin. Nachdem er in einem seiner Briefe die Dichter seiner Zeit gemustert hatte, so sagte er, daß es ihm nur zustehe, Helden zu loben; „mir, fährt „er fort, der ich den Versen Reitz, und der „Prose Kraft zu geben weiß; nicht aber jenen „Schriftstellern, deren Dinte parfumiret ist, „und deren Feder nur Mignatur-Gemählde machen kann.“ Meine Lobschrift auf Julius 3. „sagt er an einem andern Orte, hat etwas „göttliches. Diejenigen Gedichte, worin ich ei-

„nen Julius, Carl, eine Catharina und einen „Franciscus Maria geschildert habe, erheben „sich wie goldene und silberne Colossen über die „marmornen und metallenen Bildsäulen, welche „andere ihnen errichten. In diesen Gedich„ten, welche so lange dauern werden, als die „Sonne stehet, und sich eben so weit verbreiten „werden, als sie, entdeckt man die Zuründung „aller Theile, die Erhabenheit der Muskeln, die „Gesinnungen und die Profile der verborgenen „Leidenschaften. Wenn ich Christum so gepre„digt hätte, als ich den Kaiser gelobt habe, so „würde ich mir so viele Schätze in dem Him„mel gesammelt haben, als ich jetzt Schulden „auf Erden habe.“

Freylich war die Raserey, womit seine Zeitgenossen ihn erhoben, sehr geschickt, einen schwachen Kopf völlig zu verdrehen. Man sagte ihm in das Gesicht, daß seine Feder mehr Fürsten unterjocht habe, als die berühmtesten Eroberer vermittelst des Schwertes überwunden hätten, und daß er die Titel des Gallischen, Pannonischen, Iberischen, Germanischen mit mehrerm Rechte verdiene, als diejenigen Kaiser, denen die Schmeicheley sie beygelegt habe. Man nannte ihn sogar auf den Kanzeln, nannte ihn die Säule der Kirche, und den fünften Evangelisten. Man behauptete, seine Schriften wären für das menschliche Geschlecht unendlich mehr werth, als die besten Predigten, indem diese nur für geringe Personen bestimmt wä-

ten, jene aber die Wahrheit bis in die Cabi-
nette der Fürsten trügen. „Wenn, schrieb
„Franc. Riggardini an ihn, die Wahrheit der
„Sohn Gottes im Himmel ist, so sind sie es
„auf Erden. Nur Venedig allein ist würdig,
„sie in sich zu schließen. Sie sind die Zierde
„der Erde, der Schatz des Meeres, und der
„Stolz des Himmels.“ Noch ärger machte es
Gnatio von Fossembrone, der ungeachtet er ein
Mönch war, ihm folgendes Lob in das Ge-
sicht warf: „Sie sind die Säule, die Lampe,
„und der Glanz der Kirche. Könnte sie spre-
„chen, so würde sie sagen, so würde sie befeh-
„len, daß die Einkünfte von Chieti, von San-
„ta Fiore, von Farnese und so vielen andern
„Orten, welche eine Beute so vieler Tauge-
„nichts sind, dem Herrn Aretin gegeben wer-
„den, welcher ihr Ehre macht, sie schmückt und
„erhebet, in welchem sich die Moral des heil.
„Gregorius, die Gründlichkeit des heil. Hieronym-
„mus, der Scharfsinn des heil. Augustin, und
„der reiche Styl des heil. Ambrosius vereinigen.
„Sie sind ein neuer Johannes der Täufer, die
„Bosheit und Heucheley zu entdecken und mit
„Muth zu bestrafen. Sie sind ein zweyter Jo-
„hannes der Evangelist, die Frommen und Tu-
„gendhaften zu ermahnen und zu preisen.
„Man kann dasjenige auf Sie anwenden,
„was Christus zu dem heil. Petrus sagte: Bea-
„tus es quia caro et sanguis non revelavit tibi,
„sed Pater noster qui est in coelis.“

Dümmer und plumper konnte wohl kein Mönch loben, zumahl da der Gegenstand seines Lobes ein Mensch von bekannter Irreligion und der schlechtesten Denkungsart war. Allein Aretin nahm solche Lobsprüche nicht allein für bare Münze an, sondern ließ sie auch 1552 zu Venedig selbst drucken, ohne zu bedenken, wie viele Schande sie auch nur seinem Geschmacke machen mußten, der Bescheidenheit nicht einmahl zu gedenken. Es ist noch dazu sehr wahrscheinlich, daß die meisten dieser von ihm herausgegebenen Briefe von ihm verändert und umgearbeitet worden, wie aus der Gleichheit des Styles, den dem Aretin so gewöhnlichen chronologischen Schnitzern und den Abweichungen seiner Ausgabe dieser Briefe, von der Ausgabe des Tolomei von 1545 hinlänglich erhellet.

Fast niemahls nannte man ihn, ohne seinem Namen das Beywort der göttliche beyzufügen, und er selbst schrieb sich so, ohne zu erröthen. Indessen muß man nicht vergessen, daß dieser Titel im 16ten Jahrh. nicht so viel zu bedeuten hatte, als er jetzt scheinet, und Aretin machte selbst so wenig darcus, daß er ihn auch einmahl einem bloßen Kartenmahler beylegte. Noch mehr erhellet seine Unverschämtheit aus den übrigen Titeln, welche er sich auf seinen Schriften gab. So nannte er sich z. B. Divum Petrum Aretinum per di-

divinam gratiam hominem liberum, acerrimum virtutum ac vitiorum demonstratorem. Nicht zufrieden sich so oft mahlen und in Kupfer stechen zu lassen, als er nur konnte, ließ er auch Münzen auf sich prägen, welche er den Großen der Erde mit den unsinnigsten Lobsprüchen auf sich selbst, zum Geschenke schickte. Außer der schon erwähnten auf seine Tochter Adria kennet man deren besonders vier mit der Umschrift: Divus Petrus Aretinus flagellum Principum, welche sowohl in seinem Leben von dem Grafen Mazzuchelli, als auch in dessen Museum Th. 1. Tab. 63. abgebildet und beschrieben sind.

Bey dem allen wollte doch der Unhold nicht für ehrgeitzig gehalten werden. „Man „kann mir, schreibt er in einem seiner Brie„fe, Fehler vorwerfen; allein des Stolzes wird „man mich gewiß nicht beschuldigen können.“ In einem andern brüstet er sich, daß er niemahls in die Schlingen gerathen, welche ihm der Ehrgeitz gelegt habe, und in einem dritten dankt er Gott, daß er ihm ein Herz verliehen habe, welches weder Undank noch Stolz kenne.

Auf der einen der gedachten Münzen sitzet Aretin auf dem Throne, und verschiedene Personen stehen vor ihm, welche ihm Geschenke bringen. Im Umkreise lieset man die Worte: Principi tributati dai popoli il servo loro tributano. Ohne Zweifel hielten die Fürsten,

die

die sich hier zu seinen Unterthanen erniedriget sahen, ihn für einen Narren ohne Bedeutung, oder befürchteten auch, er möchte seine allgemeine Moral auf sie besonders anwenden, welches ihnen zu den damahligen Zeiten, aus den oben schon angeführten Gründen, nicht gleichgültig war. Die meisten beschenkten ihn, und dieß war so sehr zur Mode geworden, daß auch Soliman und Barbaroßa sich derselben unterwarfen. Lopez de Soria überreichte ihm im Nahmen der Kaiserinn eine goldene Kette, drey Pfund schwer, Franciscus 1. schenkte ihm eine, welche 600 thlr. werth war, die schöne Arbeit nicht gerechnet. Die Glieder derselben bestanden aus feurigen mit Schlangen durchflochtenen Zungen mit der Ueberschrift: Lingua ejus loquetur mendacium; über deren Sinn sich mehrere die Köpfe zerbrochen haben. Die wahrscheinlichste Deutung ist wohl die, daß der König es vorher sahe, daß Aretin sich durch unverschämte Lobeserhebungen für ein so wichtiges Geschenk dankbar erweisen würde, und er sparte sie auch in dem noch vorhandenen Briefe in der That nicht.

Eine dritte goldene Kette bekam er von dem Erzherzog und Spanischen Prinzen Philipp, welche aber nur 100 thlr. werth war. Außer diesen und vielen andern zufälligen Geschenken, welche er in seinen Briefen sorgfäl-

tig aufzählet, erhielt er auch von mehrern Fürsten ordentliche Gehalte. Der Kaiser hatte ihm 200 thlr. auf das Herzogthum Mailand angewiesen und der Markgraf Gasto vermehrte diesen Gehalt mit 100 thlr. jährlich. Der Herzog von Urbino gab ihm 200 thlr. und Ludwig Gritti zahlte ihm jährlich auch eine Summe, deren Betrag aber nicht bekannt ist. Balduin del Monte und der Prinz von Salerno, versprachen ihm jeder jährlich 100 thlr. allein der erste nahm sein Wort bald darauf wieder zurück, und der letztere zauderte lange, ehe er es erfüllte.

Aber Aretin ward durch alle diese Zugänge nichts weniger als reich, denn er verthat alles wieder, so wie er es bekam, daher er zwar im höchsten Grade habgierig, aber nichts weniger als geitzig war. Wie jeder anderer Thor ohne Verdienste kleidete er sich jederzeit auf das prächtigste, und ließ es auch an seiner Tafel an nichts fehlen. Daß seine wollüstige Ausschweifungen ihm große Summen gekostet haben, kann man ohnehin schon denken. Man sagt, er sey auch gegen Nothleidende wohlthätig gewesen; aber nur Schade, daß er es selbst ist, der es sagt. „Jedermann, heißt „es in einem seiner Briefe, kommt zu mir, als „wenn ich ein königlicher Schatzmeister wäre. „Wenn eine arme Frau niederkommt, so geschiehet es auf meine Kosten; wird ein Elender Schulden wegen eingestreckt, so soll ich ihn

„frey machen. Nackte Soldaten, verunglückte „Reisende, kurz alle Arten von Abenteurern wol„len sich bey mir erholen. Jeder Kranke wen„det sich an meinen Apotheker oder an meinen „Arzt.“ Gesetzt, es wäre auch nur die Hälfte von diesen Prahlereyen wahr, so war es ganz natürlich, daß ein Mensch, der einen so verschwenderischen Aufwand machte, die Augen des Elends auf sich ziehen mußte, und eben so natürlich war es, daß er, wenn er gab, bloß aus Eitelkeit gab; wenigstens zeigt die Sorgfalt, womit er seine Wohlthaten ausposaunet, daß die Güte des Herzens den wenigsten Antheil daran gehabt hat.

Ich habe oben bemerket, daß Aretin einen großen Theil seines Ruhmes seinem Style zu danken hatte, der damahls in Italien noch eben so roh und ungebildet war, als in andern lebendigen Sprachen. Es ist auch wahr, manchen Schimmer hatte, der ihn Kurzsichtigen und Halbkennern empfehlen konnte, und da deren Anzahl immer die größte ist, so ist es kein Wunder, daß er seiner Schreibart wegen beynahe vergöttert ward. Allein es ist nur wenig Kenntniß von den wahren Schönheiten des Styles nöthwendig, die Mängel des Aretinischen einzusehen. Er schreibt schwulstig und unnatürlich, und übertreibt die Gedanken und Ausdrücke. Immer siehet man den Mann, der ängstlich nach Witz

haſchet, der nichts, wie andere Menſchen ſagt, der ſich durch ein unverſtändliches Geſchwätz auszuzeichnen ſucht, und einen alltäglichen Gedanken durch eine dunkele oder koſtbare Wendung aufſtutzen will. Hier ſind ein paar Blümchen zur Probe: „Die Einbildungs„kraft durch die Feile der Sprache schär„fen. — Mit dem Garne der Ueberle„gung in dem Teiche des Gedächtniſſes fiſchen. „— Den Fuß der Reiſe auf den Weg der „Jugend ſetzen. — Das Maul der Leiden„ſchaften mit dem Gebiſſe der Vernunft bändi„gen. — Das Holz der Gefälligkeit an das „Feuer der Höflichkeit legen. — Das Gepräge der Liebe auf den Nahmen der Freund„ſchaft drücken. — Die Hoffnung in die Ar„me betrieglicher Verſprechungen begraben “, u. ſ. f. Ueberdieß perſonificirt er auf eine lächerliche Art lebloſe Dinge, verwandelt jedes Adjectiv in ein Subſtantiv, und wiederholt eine Redensart durch eine unangenehme Inverſion; ſo daß kein Mann von Geſchmack in ſeinen Schriften lange nach einander wird leſen können.

Da ſeine Unwiſſenheit jedermann bekannt war, und er ſie ſelbſt geſtehen mußte, ſo faßte er einen tödlichen Haß gegen die Alten, der denn auf alle ihre Freunde und Verehrer zurück fiel. Er gab die letztern ohne Unterſchied für gelehrte Diebe aus, und verglich diejenigen,

welche die Alten zu Mustern nahmen, für Räuber, welche ihre Beute dadurch zu verbergen suchen, daß sie das Wapen des rechtmäßigen Besitzers auskratzen; woraus man siehet, was für armselige Begriffe der Stümper von der Nachahmung der Alten gehabt hat. Eine lebhafte Einbildungskraft kann man ihm freylich nicht absprechen; seine Schauspiele haben Witz und Salz, allein sie beleidigen die Regel der Schaubühne so sehr, als den Wohlstand. Es sind eigentlich weiter nichts, als übel verbundene Gespräche. Sein Versbau ist hart, verwickelt, unnatürlich und ohne Reitz. Wenn er lobt, ist er ganz unausstehlich; mit dem feinen Lobe eines rechtschaffenen Mannes von Geschmack ganz unbekannt, — schlägt er seinen Held mit den plumpesten übertriebensten Lobsprüchen zu Boden und hält jeden, den er lobt, für eben so unverschämt, als er selbst war. Ein Beweis ist das berühmte Sonnet auf Julius 3, welches die Römer allen bey dieser Gelegenheit heraus gekommenen Gedichten vorzogen, so wenig poetisches Verdienst, Feinheit und wahren Witz es auch verräth.

Ich habe oben bemerket, daß seine Wollust alle Schranken der Vernunft und der Ehrbarkeit zerbrach. Seine Feinde haben sich dieses Umstandes meisterlich zu bedienen gewußt, seine Sitten und seinen Charakter von der schwärzesten Seite zu schildern. Es wurde unter an-

dern eine Münze auf ihn geprägt, wo man auf der einen Seite sein gewöhnliches Brustbild, auf der andern aber den häßlichen Kopf eines Satyrs ganz mit männlichen Gliedern gekrönt und umgeben siehet, mit der Umschrift: Totus in toto et totus in qualibet parte. Man hält den Jovius für den Urheber dieser Münze, auf welchen Aretin ein paar boshafte Verse gemacht haben soll; allein beyde waren und blieben die vertrautesten Freunde; daher es wahrscheinlicher ist, daß sie von dem Franco herrühret, dessen Leben ich in dem vorigen Bande beschrieben und daselbst zugleich bemerkt habe, daß er einen ganzen Band schmutziger Satyren auf den Aretin drucken lassen, worin er ihm vorzüglich seine ausschweifende Wollust vorwirft.

Allein es gab noch mehrere, welche ihn nicht viel glimpflicher behandelten. Perion, ein Benedictiner, ließ zu Paris, 1551, eine heftige Schrift wider ihn drucken, welche er dem Könige Heinrich 2 und allen christlichen Fürsten zuschrieb. Doni gab eine seltsame Schrift heraus, Terre moto u. s. f. worin er zu beweisen suchte, daß Aretin der Anti-Christ sey.

Ungeachtet er von Zeit zu Zeit um die Gunst des Römischen Hofes buhlte, auch manche Schmeicheley von demselben erhielt, so wurden seine Schriften ihrer Zügellosigkeiten wegen

dennoch verbothen, welches indessen nur machte, daß man sie desto begieriger las.

Man gibt ihn oft als den Verfasser des berüchtigten Buches de tribus Impostoribus an; allein wenn gleich seine Denkungsart diesem Producte angemessen gewesen wäre, so wären es doch seine Fähigkeiten nicht; das Buch ist Lateinisch geschrieben, und Aretin verstund diese Sprache so wenig, daß er nicht eine Zeile ohne grammatische Schnitzer schreiben konnte. Ueberdieß ist es, wenn es ja wirklich vorhanden ist, älter als Aretin; wie Marchand in seinem Dictionn. histor. weitläufig erwiesen hat, daher ihm mit dieser Beschuldigung unstreitig zu viel geschiehet.

Allein es ist nichts desto weniger gewiß, daß er in Ansehung der Religion eben so zügellos dachte, als in Ansehung der Tugend und Sitten. Bullard, Bayle und andere behaupten zwar, daß er sich zuletzt bekehret, und christlichere Gesinnungen angenommen habe, und berufen sich zum Beweise dieses Vorgebens auf seine Paraphrase der Psalmen, und andere Andachtsbücher. Allein es ist nur zu gewiß, daß er diese Bücher bloß aus der eitelen Absicht schrieb, zu zeigen, daß er allen Gegenständen gewachsen sey, vielleicht auch den Haß der Geistlichen zu mildern, vornehmlich aber, die andächtigen Damen, denen er dergleichen Bücher sorgfältig zuschickte, dadurch eben so

sehr zu schneutzen, als er die Wollüstlinge durch seine schmutzigen Schriften in Contribution setzte. Daß seine vorgegebene Bekehrung ein Hirngespinst ist, erhellet unter andern auch daraus, daß er seine Umschreibung der sieben Bußpsalmen, und seine Umanita del Cristo 1535 herausgab, 1537 aber die oben gedachten Sonnette auf die schändlichen Stellungen dem Baptista Zatti zuschrieb. Es flossen aus seiner Feder wechselsweise, bald andächtige, bald liederliche Schriften, und man hat bis auf den letzten Augenblick seines Lebens keinen Grund, eine Besserung von ihm zu vermuthen.

Eben so ungegründet ist Frehers Vorgeben, daß er durch die mehrmahls erhaltenen Prügel endlich bewogen worden, der Satyre zu entsagen, und sein Maul in den gehörigen Schranken zu halten. Die Erfahrung lehret, daß dergleichen Züchtigungen nur erbittern und die noch übrige natürliche Scham vollends ersticken. Aretin selbst lehret solchen schwachen Köpfen, welche die Bisse der Verläumdung fürchten, daß man solchen Hungerleidern das Maul nicht anders als durch Brod stopfen könne. „Nur „durch Geschenke, sagt er, stopft man dem, der „beißt, das Maul".

Es ist indessen gewiß, daß Aretin die Geschenke, welche er von andern erpreßte, und den Ruhm, welchen er bey seinen Zeitgenossen erschlich, mehr seiner niederträchtigen Schmei-

theley, als seiner boshaften Zunge zu danken hatte, ob gleich viele das Gegentheil behauptet haben. Eben so ungegründet ist des Zitioli Vorgeben in der Istoria dei Poeti Italiani, daß er in Italien herumgereiset sey, einen Spion abgegeben, und die erhaltenen Nachrichten den Fürsten theuer verkauft habe. Man weiß, daß Aretin niemahls gern reisete, und von der Zeit seiner Niederlassung an fast nicht von Venedig weggekommen ist.

Er hatte bequemere Mittel, sich in Ansehen zu setzen, und auf Kosten anderer zu leben. Seine erste Sorge war, daß er für einen freymüthigen, wahrheitliebenden Mann gehalten werden möchte, der sich durch kein menschliches Ansehen blenden lasse. Er sagte mehrmahls, daß er keinen verächtlichern Menschen kenne, als den, der Gutes thue, weil er zu ohnmächtig sey, Böses zu thun; vermuthlich geschahe es zu Folge dieses Grundsatzes, daß er so viel Böses that, als nur in seiner Macht war. Allein in Ansehung der Großen war er vorsichtig genug; er konnte sehr gut schweigen, oder schmeicheln, wenn es sein Eigennutz erforderte, und wenn er tadelte, so that er es im Allgemeinen, ohne weder den Hof, noch den Hofmann zu nennen. Mit dem Römischen Hofe machte er sich auf diese Art am liebsten zu thun, weil er hier die wenigste Gefahr lief, und nichts als schwache Hoffnungen aufopferte;

denn er wußte aus Erfahrung, daß die Kirche niemahls gerne gibt. Wenn er ja jemanden nannte, so waren es immer solche, von welchen er bereits überzeugt war, daß sie nicht rächen konnten oder wollten. In Rom machte man sich aus seinen Schmähungen so wenig, daß auch Orsinio Fulvinio, welchen er einen schlechten Priester genannt hatte, ihm dafür dankte, daß er ihn wie einen Prälaten behandeln wollen. Denn sonst war niemand leichter zu schrecken und zum Stillschweigen zu bringen, wie Aretin; man durfte ihm nur den Stock zeigen, so ward er so geschmeidig als ein Handschuh.

So stolz er auf seine eingebildete Vorzüge war, so war er doch nicht blind in Ansehung seiner Unwissenheit, daher er alle gelehrte Streitigkeiten sorgfältig vermied, und wenn er ja in eine verwickelt wurde, so war er immer der erste, der den ersten Schritt zu einem Vergleiche that. Berni, dessen Ueberlegenheit er kannte, konnte ihn nicht auf den Kampfplatz bringen, indem er sich lieber den niedrigsten Bedingungen unterwarf, als daß er sich mit ihm hätte einlassen sollen. Sein Streit mit dem Bernardo Tasso war kaum entstanden, als er schon durch Vermittelung des Sperone, welchen Aretin darum ersucht hatte, beygeleget wurde. Zwar griff er den Bonardo wüthend an, aber bloß, um sich bey dessen Ge-

ner, den Bembo einzuschmeicheln, der ihm nützlicher werden konnte.

Mit der Gabe der niedrigsten Schmeicheley verband er die unverschämteste Petteley, und selten lobte er jemanden, daß er nicht zugleich seine Bedürfnisse auf die rührendste Art sollte geschildert haben. Er predigte den Fürsten die Freygebigkeit, als eine Tugend, welche sie Gott selbst gleich macht; anstatt vor den Lügen und Widersprüchen, zu welchen ihn das Bedürfniß zu schmeicheln verleitete, zu erröthen, machte er sich vielmehr ein Verdienst daraus. „Niemand, sagt er in einem Briefe, wird mich „für so dumm halten, daß ich nicht die Fehler „des Colorits und die Unvollkommenheiten der „Zeichnung einsehen sollte. Ich habe mir einen „neu Styl gemacht, welcher zu allen Materien „paßt, und ich bin gezwungen, den Stolz der „Großen zu nähren, um wieder von ihnen ernähret zu werden. Ich trage Sie auf den „Flügeln der Hyperbole in den Himmel, und „verbinde mit der Kunst die Reitze des Wohlklanges und der Harmonie. Ich drucke meine Gedanken auf das angenehmste aus, ich „lege Kraft in meine Worte, und bediene mich „statt der Ausschweifungen der Metaphern „und übrigen Figuren der Schule. Das „sind die Springfedern, welche die Gemüther „in Bewegung setzen, und die Zungen, welche „die von dem Geitze verschlossenen Thüren öffnen.„

Und in einem andern Briefe: „Ich „bin nun einmahl in der Lage, in welcher ich „mich befinde, und bekümmere mich wenig um „die Wahrheit, wenn ich solche loben muß, „die es nicht verdienen“. Als ein Freund ihm einen Widerspruch, dessen er sich schuldig gemacht hatte, zeigte, antwortete er: „sagen Sie denen, „die mir dergleichen Vorwürfe machen, daß sich „Peter Aretin in seinen Satyren so zeigt, als „er ist, und daß er in seinen Lobschriften die „Fürsten so schildert, wie sie seyn sollen. „Ueberdieß läßt die Armuth, welche mich zu „Boden drückt, mir keine Freyheit, an den „Wohlstand zu denken.“ Beynahe sollte man denken, daß sich die Niederträchtigkeit und Unverschämtheit nicht weiter treiben lasse. Aber es kommt noch besser. „Das Fle„hen, das Bitten, die Klagen, schreibt er „an einen andern, deren ich mich bedine, die „Bezahlung des Jahrgeldes zu erpressen, wel„ches der Kaiser mir bewilliget hat, ist mir „sehr nützlich. Ich überlade sie so mit Dinte, „wenn ich sie wieder überlese, daß ich mich „des Lachens nicht enthalten kann. Thun sie „desgleichen, wenn sie sehen, daß ich Pa„den opfere, welche meines Weihrauches unwür„dig sind. Eben so können sie die Ausdrü„cke, ich sterbe vor Hunger, ich befinde mich „in der größten Verlegenheit, und ande„re Formelchen dieser Art für Mährchen hal„ten.“

Er hatte mehr als ein Mittel diese niederträchtige Habsucht zu befriedigen. Oft beschenkte er diejenigen, von welchen er ein Almosen erwartete, um dadurch ihren Ehrgeiz zu einem noch größern Geschenke zu reitzen. An den entferntesten Höfen erkundigte er sich sorgfältig nach solchen Personen, von welchen er etwas zu hoffen hatte, und dann bekamen sie gewiß einen Bettelbrief. Hatte man ihm Hoffnung gemacht, und erfüllete sie nicht sogleich, so ward er unverschämt; so bald er aber das verlangte hatte, war er grob. Dem Schatzmeister des Königes von Frankreich, der ihm eine Besoldung ausgezahlet hatte, schrieb er: „wundern sie sich „nicht, daß ich schweige; ich habe alle meine „Kräfte auf das Bitten verwandt, und habe „nun keine zu danken mehr übrig". Oft bediente er sich der Vermittelung der Großen eine Wohlthat von den Geringern zu erpressen. So mußte sich Margaretha von Oesterreich bey dem Herzoge von Camerino, Carl 5 bey dem Großherzoge, und der letztere bey dem Cardinal von Ravenna für ihn verwenden.

Daß ein solcher Mensch die Dedicationen ungenützt lassen sollen, ist schon nicht zu vermuthen. Er bestürmte jeden damit, dessen Freygebigkeit ihm bekannt war, und es war ihm gleich viel, ob er diese Ehre einem Kaufmann oder einem Monarchen erwies, wenn nur seine Habgierde befriedigt ward. Ein Kaufmann,

Nahmens Carlo Affaetati hatte ihm eine Diamant und ein Halsband von 100 thlr. g schenkt, und so gleich bildete er sich ein, da dieser Mann eine Zuschrift noch theurer bezah len würde. Er dedicirte ihm daher den viert Band seiner Briefe und zwar mit eben dem selben Kreisschreiben, welches er an Könige z richten pflegte. „Es thut mir leid, sagte er „daß ich ihnen nicht alles, was aus meiner Fe „der geflossen ist, zugeschrieben; aber ich widm „es ihnen von diesem Tage an, und werde in „Zukunft bloß für sie schreiben“. Wenn ein Dedication ihm das nicht einbrachte, was er sich eingebildet hatte, so ward er wüthend. Dem Papst Paul 3, der ihm die Dedication seiner Orasia nicht bezahlet hatte, sagte er die ungezogensten Grobheiten und drohete, seine Legende der Heiligen dem Groß-Sultan zu de diciren.

Bey dieser Habgier darf es denn wohl nicht befremden, daß er alles arbeitete, was man nur von ihm verlangte und ihm nur bezahlte, daher auch die seltsame Mischung seiner Schrif ten, welche bald andächtigen, bald weltlichen, bald schmutzigen Inhaltes sind. Als die Mark gräfinn von Pescaria ihn aufforderte, seine Fede der Frömmigkeit zu widmen, so antwortete er: „der Wille anderer und meine Armuth sind die „Ursache alles Uebels. Der Geiz der Fürsten

„ist so groß, als meine Armuth, und wenn „meine Feder nicht gefällig und biegsam wäre, „so würde ich nichts als Complimente des Mit„leids hören“. Auf Verlangen der Markgräfin von Gasto schrieb er das Leben der heil. Catharina und des heil. Thomas von Aquino. Balduin del Monte bewegte ihn, die Legende der Heiligen zu schreiben; allein so bald dieser mit dem versprochenen Jahrgelde inne hielt, hörte er auch auf, daran zu arbeiten. Seine übrigen andächtigen Schriften hatten ihr Daseyn bloß dem Verlangen zu danken, mit dem Römischen Stuhle ausgesöhnt zu werden.

Was Wunder, daß anhaltender Fleiß, Auswahl und Ueberlegung bey seinen Arbeiten ihm unbekannte Dinge waren. „Mein Leben, „sagt er in einem seiner Briefe, ist mir jetzt „eine Last, und es ist mir unmöglich, den „Ehrgeitz der Großen zu befriedigen. Das Al„ter verschlinget meine Einbildungskraft, und die „Liebe, welche sonst meine Fähigkeiten erweckte, „schläfert sie jetzt ein. Ehedem machte ich in „einem Morgen vierzig Strophen; jetzt schätze „ich mich glücklich, wenn ich eine zu Markte „bringe. Meine Umschreibung der Psalmen „hat mir nur sieben Tage, der Hofmann und „der Marechal nur zehn Morgen gekostet. Zu „dem Leben Christi habe ich nur dreyßig Tage „nöthig gehabt, und die ganze Sirena habe

„ich in weniger als sechs Monathen vollen„det“.

Er war daher auch mehr besorgt, seine Arbeiten fertig zu bringen und zu vertrödeln, als sie zu vollenden. Ihre Mängel und Fehler bekümmerten ihn nicht, wenn sie nur abgingen. Niedrige Schmeicheley, bitterer Tadel und eine dreiste Verläumdung, vertraten die Stelle der Gelehrsamkeit und der Richtigkeit des Styles und erhielten ihn sein ganzes Leben hindurch. Er verachtete alles, was er nicht wußte und besaß, und hörte nicht auf, dasjenige zu erheben, was ihm eigen war. Aber er täuschte damit nur diejenigen, welche die Ausbrüche eines boshaften Herzens und eines verschobenen Witzes für Merkmahle eines erhabenen Genies halten.

Nach allem diesem ist es unnöthig, viel von seiner Religion zu sagen. Aretin war bey allen seinen Zeitgenossen dafür bekannt, daß er nichts glaubte, und er äußerte mehrmahls den Satz, daß poetische Erdichtungen Wahrheiten werden, so bald sie nur etwas zu dem Nutzen der Kirche oder zu dem Ruhme der Heiligen beytragen. Dessen ungeachtet machte er die äußern Gebräuche der Religion mit, aber bloß aus Furcht vor der Kirche. Daß seine Andachtsschriften keinen Beweis seiner Religion abgeben können, ist bereits oben bemerket worden.

Er

Es ist nur noch übrig, daß ich von den Schriften dieses Unholden das nöthige sage, welche, so oft sie auch gedruckt worden, doch insgesamt sehr selten sind.

I. Schriften, welche ihm wirklich zugehören, und zwar

a. Prosaische.

1. Seine Dialoghi oder Gespräche sind in Ansehung des Styles seine beste Arbeit, ungeachtet sie in Ansehung des Inhaltes das obscöneste sind, was man beynahe nur hat. Sie lassen sich in drey Theile theilen; der letzte, der von den Höfen und dem Kartenspiele handelt, ist noch am erträglichsten. In dem ersten beschreibet er die wollüstigen Ausschweifungen der Nonnen, der Weiber, und der öffentlichen Huren, in dem zweyten aber handelt er von dem Geiste und der Lebensart der letztern; in beyden schildert er nach der Natur ohne alle Rücksicht auf Tugend und Wohlstand. Er nannte sie zuerst Capricci und hernach Ragionamenti, und sie sind sehr oft, so wohl einzeln, als zusammen gedruckt worden. Man will, daß die älteste Ausgabe der ersten Gespräche, Turin, 1536, 8, ist; andere geben eine Ausgabe Venedig, 1535, 8. dafür an. Eines dieser Gespräche ist unter folgendem Ti-

ist einzeln gedruckt: Ragionamento del Zoppin fatto frate, e Lodovico Putaſſiero, dove ſi contiene la vita e genealogia di tutte le Cortigiane di Roma. Venedig, 1539, 8.

Der Dialogo delli Corti erſchien einzeln Venedig, 1538, 8, (Vogt Catal. libr. rar. S. 48.), und in eben demſelben Jahre ohne Meldung des Ortes und Verlegers, aber vermuthlich auch in Venedig, und gleichfalls in 8. Eine dritte Ausgabe erſchien in eben demſelben Jahre zu Novara. Noch andere Ausgaben ſind: Venedig, 1539, 8; ohne Meldung des Ortes; 1541, 8, (Haym Notizia de' libri rari, S. 178); ingleichen bey ſeinen Komödien ohne Meldung des Ortes bey Andrea Meſagrano, 1589, 8.

Der Dialogo del Giuoco erſchien beſonders, Venedig, 1543, 8; eben daſ. 1545, 8; und unter dem Titel: de carte parlanti Dialogo di Partenio Etiro, Venedig, 1650, 1651, 8.

Von den vollſtändigen Ausgaben aller Geſpräche, welche nach ſeinem Tode erſchienen, ſind folgende bekannt. 1) Ragionamenti etc. ohne Meldung des Ortes, 1583, 1584, 8. Am Ende befindet ſich: Il commento di Ser Agreſto da Ficaruolo (d. i. del Caro,) ſopra la ſeconda Ficata del Padre Siceo, (d. i. del Molza,) con la Diceria de' naſi, (von eben

dem Caro.) 2) Ragionamenti etc. Nella nobil citta di Bengodi nell' Italia, altre volte più Felice, 1584, 8; wo noch beygefüget ist: Dialoghi doi di Ginevra e Rosana, composti da M. Pietro Aretino. 3) Ragionamenti etc. Per Andr. Melagrano, 1589, ohne Meldung des Ortes, aber vermuthlich zu Paris, drey Bände in 8. Clement gibt in Bibl. cur. Th. 2, S. 44. das Format 12 an, und glaubt, daß von dieser Ausgabe nur der dritte Theil vorhanden sey. 4) Capriccioſi ragionamenti etc. ohne Jahr 1589. drey Bände in 12. Clement Bibl. cur. Th. 2, S. 45. 5) Ragionamenti etc. Cosmopoli, 1660, 8. dieß ist die vollständigste Ausgabe, welche noch am häufigsten vorkommt, und welche im Bayle v. Aretin, in den Menagianis, Th. 4. S. 238. in den Act. Erud. 1744, S. 511. in Vogts Catal. S. 47. und in Sinceri Nachr. von raren Büchern, Th. 1, S. 125. und 186. beschrieben wird.

In dieser letzten Ausgabe soll doch nur in einigen Abdrücken La Putana errante, ovvero Dialogo di Maddalena e Giulia von dem Aretin, zuerst seyn geliefert worden. Es ist in der Folge über dieses schmutzige Gespräch gestritten worden, ob es den Aretin oder den Laur. Veniero zum Verfasser habe, welchem letztern es viele ausdrücklich beylegen. Allein

Mazzuchelli beweiset sehr ausführlich und gründlich, daß man zwey ganz verschiedene Stücke unter einerley Titel unterscheiden müsse, eines in Prosa, welches von dem Aretin ist, und eines in Versen, und zwar in Ottava rima, von welchem Veniero der Verfasser ist. Das letztere wurde zu Venedig, 1531 und 1538 in 8, gedruckt. In der Vorrede zu der letzten vermehrten Ausgabe beklagt sich Veniero ausdrücklich, daß man den Aretin für den Verfasser seines Gedichtes gehalten; und aus einer Stelle in den burlesken Gedichten Aretins erhellet, daß er zu seiner prosaischen Putana durch die poetische des Veniero veranlasset worden.

Es sind die obigen Gespräche, wo nicht alle doch einzelnen Theilen nach in mehrere Sprachen übersetzt worden. Die dritte Giornata des ersten Theiles übersetzte Ferdinando Suares unter dem Titel Coloquio de Las Damas, in das Spanische, 1607, 8, aus welcher Uebersetzung Caspar Barth seine Lateinische machte, welche unter dem Titel: Pornodidascalus, s. Colloquium muliebre Pet. Aretini, Frankfurt, 1623: 1624, 8, Zwikau, 1660, 8, bekannt ist. Die Putana errante befindet sich nebst noch zwey Gesprächen Aretins Französisch in der Bibliotheque d' Aretin, welche der Aufschrift nach, zu Cöln bey Peter Marteau, ohne Jahr, in 12. heraus kam,

und eine bloße Sammlung ähnlicher schmutziger Stücke verschiedener Verfasser ist. Eine andere Französische Uebersetzung eines seiner Gespräche erschien unter dem Titel: Dialogue des Courtisanes de Rome, ohne Meldung des Ortes noch des Jahres in 12. Man hat auch eine deutsche Uebersetzung und unter dem Titel: Petri Aretini Italiänischer Hurenspiegel. Nürnberg, 1672, 4.

2. I sette Salmi de la penitentia di David, eine Paraphrase der sieben Bußpsalmen. Sie kam zuerst Venedig, 1534. heraus, und ist hernach sehr oft wieder aufgelegt worden: Venedig, 1536, 4; Florenz 1537, 8; Venedig, 1539, 8; ohne Ort, 1545, 8; Lyon, 1548, 12; Florenz 1566, 8; unter dem Nahmen Partenio Etiro, Venedig 1627, 12, und 1635, 16, und Lyon, 1648, 12. Man hat auch zwey Französische Uebersetzungen, eine von Jean Baucelles, Lyon, 1540, 8, und die andere von Franc. de Rosset, Paris, 1605, 12.

3. I tre libri dell' Humanità di Cristo. Venedig, 1535, 4; ohne Jahr und Ort in 8. Mit dem vierten Buche vermehrt, Venedig, 1539, 8; ohne Ort, 1539, 8; Venedig, 1540, 1541, 1545, 1547, 8; unter dem Nahmen Partenio Etiro, unter welchem seine andächtigen Schriften nach seinem Tode wieder aufgelegt wurden, um sie vor dem Inder zu sichern, Venedig, 1628, und 1633, 8.

In das Französische übersetzt, von Jean Vauzelles um 1549. Menage sagt sehr wahr, daß in allen Andachtsschriften des Aretin der Styl unausstehlich ist, so daß man wohl siehet, daß er sie bloß aus Eigennutz schrieb.

4. Il Genesi con la Visione di Noe, nella quale si vede i misterj del Testamento vecchio e del nuovo. Venedig 1538, 8; ohne Ort, 1539, 8; Venedig, 1541, 1545, 8: unter dem Nahmen, Partenio Etiro und dem Titel: Dello Specchio dell' Opere di Dio nello stato della natura. Venedig, 1628, 1629, 12. 1635, 24, und 1636, 12. Von dem Vauzelles gleichfalls in das Französische übersetzt Lyon, 1542, 8. Es soll auch in das Lateinische und Deutsche übersetzt seyn. S. Clement Bibl. cur.

Die letzten Werke sind auch zusammen gedruckt worden, und zwar unter folgendem Titel: Al beatissimo Giulio III Papa, come il secondo, ammirando, il Genesi l' Humanita, di Cristo, e i Salmi. Venedig, 1551, 4.

5. La vita di S. Catherina vergine, divisa in tre libri. Ohne Jahr und Ort, in 8, doch erhellet aus der Zuschrift, daß es 1540 gedruckt worden. Man hat noch eine andere Ausgabe ohne Ort und Jahr gleichfalls in 8; ingleichen ohne Meldung des Ortes, 1541, 8; wie auch unter dem Nahmen Partenio

Etiro, Venedig, 1630, 1636, 12. Auch in das Französische übersetzt, um 1550.

6. La Vita di Maria Vergine; auch ohne Jahr und Ort, aber 1540, oder 1541, 8; ingleichen ohne Ort, aber mit der Jahrzahl, 1540, 8; auch unter dem Nahmen Partenio Etiro, Venedig, 1628, 1642, 12. Auch im vorigen Jahrhunderte in das Französische übersetzt.

7. La Vita di S. Tommaso Signor d' Aquino. Venedig, 1543, 8; auch mit den beyden vorigen zusammen, Venedig 1552, 4; ingleichen, allein, unter dem Nahmen Partenio Etiro, Venedig 1628, 1630, 1636, 12. Vendramino übersetzte es in Italiänische Verse, indessen scheint dessen Arbeit nicht gedruckt zu seyn.

8. La Cortigiana, Commedia. Venedig, 1534, 8; eb. 1535, 8; Mailand, 1535, 8; ohne Ort, 1537, 8; Venedig, 1539, 1545, 8; eb. 1550, 4, 1550, 1553, und 1589, 12. Maco aus Siena kommt nach Rom, des Gelübd seines Vaters zu erfüllen, und Cardinal zu werden. Da er weiß, daß er den rothen Huth nicht erhalten kann, wenn er nicht durch alle Cabalen des Hofes gehet, so wendet er sich an den Meister Andres, der ihn zum Hofmann machen soll. Dieser führet ihn in die Badstube und läßt ihn in eine

Kuſe ſteigen, die er die Form der Cardinäle nennt. Nachdem er ihn raſiren und beräuchern laſſen ſo macht er ihm weiß, daß er nunmehr allen Verſtand erhalten habe, der ihm fehlte, und reichte ihm einen Hohlſpiegel. Da Maco ſiehet, daß ſein Kopf um die Hälfte größer geworden, ſo bildet er ſich ein, daß auch ſeine Verdienſte gewachſen ſeyen, daß alle Weiber ihm nachlaufen würden, und daß er in kurzem Herr in Rom ſeyn würde. Aretin führete in dieſer Komödie den Sacriſtan der Peterskirche und den Prior der Franciscaner aus dem Kloſter Ara Cöli mit auf. Allein die Geiſtlichkeit war damahls noch nicht ſo kitzlich, daher das Stück zu Bologna 1537 öffentlich geſpielet ward.

9. Il Mareſcaleo, Commedia. Venedig, 1533, 1535, 1536, 8; ohne Ort, 1539, 8; Venedig, 1540, 1545, 8, und 1553, 12. Auch unter dem Titel: Il Cavallerizzo Com. Ingegnoſa di Luigi Tanſillo. Vicenza 1601, und 1610, 12. (Clement Bibl. cur. Th. 2, S. 43.) Ein Herzog von Mantua hat einen Marſchall, der ein Feind des andern Geſchlechts war. Der Herzog ſtellte ſich, als wollte er ihn verheirathen, und verſpricht ſeiner künftigen Braut 400 Ducaten zur Ausſteuer. Der Geitz ſiegt endlich über ſeine Abneigung, allein der Herzog ſtellt ihm einen jungen Menſchen als ein Mädchen verkleidet vor. So

bald der Marschall den Scherz merkt, bekommt er seine ganze fröhliche Laune wieder. Dieses und das vorige Stück besteht bloß aus einzelnen unverbundenen Scenen; Aretin wollte sie völlig ausarbeiten, welches aber nicht geschehen ist.

10. L' Ippocrito, Commedia. Venedig, 1542, 8; eb. 1553, 12. Liseo, ein alter durch lauter Unglück zur Verzweifelung gebrachter Vater schöpft auf die Vorstellung des Heuchlers neuen Muth, und erhebt sich über sein Schicksal. Die Verfolgung seiner Schwiegersöhne und die Ausschweifungen seiner Töchter rühren ihn nicht mehr. Er verachtet sogar die Gunstbezeugungen, welche das Glück ihm erweisen will, woraus der Verfasser den Schluß macht, daß diese Göttin nach dem ihrem Geschlechte eigenen Eigensinn, ihre Wohlthaten denen versagt, welche sie suchen, und sie denen zuwendet, welche sie verachten. Dieses Stück enthält nichts von dem was der Titel verspricht, und man findet bloß ein paar einzelne Züge wider die Andächtler.

11. Il Filosofo, Commedia. Venedig, 1546, und 1549, 8. Alle Komödien Aretins sind sehr selten; aber diese ist die seltenste unter allen, daher auch niemand ihren Inhalt angegeben hat. Da die Inquisition alle Schriften Aretins auf das schärfste verbothen hatte, so nahm ein gewisser Jacob Do-

ronesi um den Anfang des vorigen Jahrhunderts verschiedene Veränderungen mit den drey letzten Komödien vor, ließ die schmutzigsten Stellen weg, änderte die Titel, die Nahmen der Personen und die Vorreden, und gab sie unter dem Nahmen des berühmten Luigi Tansillo zu Vicenza, 1601 und 1610, in 8 heraus. den Marescalco nannte er Il Cavallerizzo, den Ippocrito, Il Finto, und Il Filosofo, Il Sofista.

12. La Talanta, Commedia. Venedig 1542, 1550, 1553. 12. Talanta, eine öffentliche Buhlerinn, beklagt sich, daß ihr ein Mohr und eine Sclavin entlaufen wären, welche Tinca, ein Neapolitanischer Capitän, und Vergolo ein Venetianer, ihr geschenkt hätten. Armillo, ein Edelmann aus Rom, der sich in die Sclavin verliebt hatte, stellt sich in die Talanta verliebt, damit er Zutritt in ihrem Hause haben möchte. Ueber ihren Verdruß betrübt begegnet er dem Blando, welchen er in Verdacht hat, daß er sie entführet habe. Er bringt daher in sein Haus, und erfähret hier, daß der vorgegebene Mohr die Frau des Marchetto, eines Sohnes des Vergolo ist, welche man schwarz gefärbet habe, daß aber die Sclavin ein junger verkleideter Mensch ist, der nachher mit der Tochter des Tinca verheirathet worden, und daß diese Verkleidungen aus keiner andern Absicht geschehen, als die Talanta zu prellen.

Diese Entdeckung heilet den Armillo von seiner ersten Liebe, und er heirathet nunmehr die Tochter des Blando; Vergolo und Tinca bezahlen den Werth der Sclaven, und Talanta söhnet sich mit ihrem alten Liebhaber Orsinio wieder aus.

Vier von diesen Lustspielen, nehmlich il Mareſcalco, la Corteggiana, la Talanta, und l' Ippocrito, wurden zu Venedig 1553, 12, wieder aufgelegt, und kamen hernach zusammen, 1588, 8, ohne Ort, aber vermuthlich zu Paris, heraus. Eine andere Ausgabe erschien bey Andrea del Melagrano, ohne Ort, 1589. 8, der sein Gespräch beygefüget war.

13. Lettere. Aretin gab von Zeit zu Zeit seine Briefe heraus, welche er an seine Gönner und Freunde schrieb, ohne einmahl seine Bettelbriefe zu unterdrücken. Jeden Theil dedicirte er, um sie noch einmahl bezahlt zu bekommen und dann verkaufte er sie, um sie noch zum dritten Mahle zu nutzen. Der erste Theil erschien zuerst, Venedig, 1537, Fol. und ist sehr oft wieder aufgelegt worden: Venedig, 1538 bey drey Verlegern, alle drey Ausgaben in 8; eine andere Ausgabe von eben dem Jahre zu Venedig und Fol. hat so wie eine der vorigen 25 neue Briefe. Ferner, Venedig, 1539, bey drey verschiedenen Verlegern in 8; eb. 1542, 8; eben daselbst unter dem Nahmen Partenio Etiro, und mit Weglassung der schmu-

ligsten Briefe, 1637, 8. Zweyter Theil: Venedig, 1538, F. und 1542, 8; ohne Ort, 1547, 8. Dritter Theil: Venedig, 1546, 8. Vierter: eb. 1550, 8. Fünfter: eb. 1550, 8. Sechster: eb. 1557, 8. Alle sechs Theile zusammen erschienen zu Paris, 1609, in sechs Bänden in 8, welche Ausgabe in Clement Bibl. cur. Th. 2, S. 41 beschrieben wird.

Noch gehöret dazu: Lettere scritte al Sign. Pietro Aretino da molti Signori, Communita, Donne di Valore, Poeti ed altri excellentissimi Spiriti. Venedig, 1552, zwey Bände in 8. Clement l. c. S. 43.

Viele andere seiner Briefe befinden sich in verschiedenen Büchern und Sammlungen zerstreuet, welche der Graf Mazzuchelli in seiner Lebensbeschreibung dieses Menschen sorgfältig angezeiget hat.

b. Poetische.

14. Laude di Clemente VII. Rom 1524, 4.

15. Esortazione de la Pace tra l' Imperatore, e il Re di Francia. Eb. 1524, 4.

16. Canzone in laude del Datario. Eb. ohne Jahr, in 4. Alle drey Gedichte sind von der äußersten Seltenheit, daher Mazzuchelli in

seinem Leben Aretins den Anfang und Ende jedes derselben hat abdrucken lassen.

17. Sonnetti lussoriosi. Ohne Jahr und Ort in 12. Es sind dieß die oben gedachten wollüstigen Gedichte, welche für 16 eben so schmutzige Figuren bestimmt waren. Ob sie wirklich unter die Kupferstiche gesetzt worden, ist unbekannt, weil noch niemand dieselben gesehen hat. Allein sie sind auch besonders in 12 gedruckt worden, da sie denn 23 Seiten ausmachen, und statt des Titelblattes eine der gedachten obscönen Stellungen enthalten. Sie sind gleichfalls von der äußersten Seltenheit.

18. Al gran Marchese del Vasto dui primi canti di Marfisa. Ohne Jahr und Ort in 4. Es muß zuerst um 1532, zu Ancona seyn gedruckt worden, worauf es zu Venedig wieder aufgelegt wurde. Eine neue mit dem dritten Gesange vermehrte Ausgabe erschien Venedig, 1537, 8; worauf es eben daselbst, 1540, 1541, 1544, 1545, 8, und 1630, in 24 wieder aufgelegt wurde. Vermuthlich bezahlte der Markgraf ihn nicht reichlich genug, daher er das Gedicht nicht vollendete, und das, was er schon fertig hatte, verbrennen ließ.

19. Stanze in lode di Madonna Angela Sirena. Venedig, 1537, 4; mit den folgenden Strambotti, eben das. 1544, 8; auch

in einigen Ausgaben der Stanze di Averſi de Dolce.

29. De le lagrime d' Angelica, due primi Canti. Ohne Jahr und Ort, 1538, und 1543, 8. Auch dieſes Gedicht iſt nicht vollendet, obgleich die Markgräfinn von Vaſto, welcher es dedicirt iſt, es ſchon als vollendet bezahlet hatte. Die drey letzten Gedichte ſind auch unter dem Nahmen Partenio Etico, zu Venedig 1630 in 24. zuſammen heraus gekommen.

21. Strambotti alla Villaneſca frenetica-ti dalla Quartana con le Stanze de la Sirena. Venedig, 1544. 8. Dieſes bittere Gedicht al facettiſſimo Trippa Cantianeſe ſtafieri d'ogni ſenza menda Duca d' Urbino zugeſchrieben.

22. Ein Gedicht von fünf Geſängen auf die Markgräfinn del Vaſto, welche Crescimbeni geſehen, und verſichert, daß es Venedig 1552, 8, gedruckt ſey.

23. L' Horazia di Pietro Aretino. Venedig, 1546, 8; eb. 1549, 12. Eine Art von Trauerſpiel in freyen Verſen, welches Aretin ſein Meiſterſtück nannte. Es iſt überaus ſelten; aber ungegründet iſt, daß es nur handſchriftlich vorhanden iſt, wie Boispreaux in ſeinem Leben Aretins vorgibt. Die Ausgabe von 1546 kommt in Vogts Catal. libr. rar. vor, und die von 1549 befindet ſich in der Bodlejiſchen Bibliothek zu Oxford.

24. Capitolo in laude del Magnanimo Sig. Duca d' Urbino. Ohne Ort und Jahr in 8. Man hat auch: Capitoli di P. Aretino, Lod. Dolce, Franc. Sansovino, ed altri. Ohne Ort, 1540, 8; welches auf einer Auction in Holland mit 14 fl. bezahlt ward.

25. Ternari in gloria di Giulio II. e della Maestà della Reina Christianissima. Lyon, 1551, 8; welches doch noch nicht der erste Druck, sondern nur ein Nachdruck ist.

26. Li dui primi Canti di Orlandino. Stampato ne la stampa, pel Maestro della stampa, dentro de la Città, e casa e non di fuora, nel mille, vallo circa in 8. Es sollte ein burleskes Heldengedicht auf den Roland werden; indessen sind hier nur die Anfänge des ersten und zweyten Gesanges abgedruckt. Auch dieß Gedicht ist äußerst selten.

27. Combattimento poetico del divino Aretino, e del bestiale Albicante occorso sopra la guerra di Piemonte, e la pace loro celebrata nell' Accademia degl' Intronati di Siena. Ohne Ort, 1539, 8. Wider ein Gedicht des Joh. Alb. Albicante. Den ganzen ungestitteten Streit erzählt Mazzuchelli in Scritt. Ital. v. Albicante umständlich.

28. Viele einzelne Gedichte in den Sammlungen und Schriften anderer, welche Mazzuchelli in seinem Leben Aretins sorgfältig ange-

zeiget hat. Sieben Capitoli von ihm befinden sich z. B. in den Opere burlesche del Berni, del Molza, e d' altri. London, 1723, 8. Viele andere, besonders satyrische Gedichte, welche er bey seinem Leben handschriftlich ausstreuete, sind vielleicht nie gedruckt worden.

II. Ihm irrig beygelegte Schriften.

Außer den obigen hat man ihn von Zeit zu Zeit für den Verfasser mancher ärgerlicher Schriften ausgegeben, an welchen er doch keinen Theil hat, obgleich sein Character denselben völlig angemessen war. Die vornehmsten sind:

1. Die berüchtigte Schrift de tribus Impostoribus, welche er auch um deswillen nicht geschrieben haben kann, weil er viel zu wenig Latein verstand.

2. Dubbj amorosi di M. Pietro Aretino, ohne Jahr und Ort in 8; ist sicher von einem jüngern Verfasser und um 1600 gedruckt.

3. L' Alcibiade Fanciullo a Scuola di P. A. Oranges, 1652, 12. Ist gleichfalls von einem jüngern, ihm aber übrigens ganz ähnlichen Schweine. In dem Catal. Bibl. Vilenbrouniana, Amsterdam, 1741, 8, wird es Th. 3. S. 103. mit folgendem Ausspruche begleitet: Liber nefandus et abominabilis, dignusque ut

auctor

auctor ejus cum omnibus ſuis exemplaribus fuiſſet combuſtus. Nach Beyers Memor. libror. rar. S. 70. gibt es davon zwey Ausgaben unter einerley Anzeige des Jahres, welche aber vermittelſt der Schrift leicht zu unterſcheiden ſind.

4. Ciualamenti del Grappa intorno al Sonetto, Poiche mia ſpeme è lunga a venir troppo, dove ſi ciarla a lungo delle lodi delle Donne, e del mal Francioſo. Mantua, 1545, 8. Weil einige von dem Aretin entlehnte Ausdrücke darin vorkommen, ſo hat man auch dieſe ſchmutzige Schrift auf ſeine Rechnung geſchrieben. Allein, weil darin die Priapea des Franco gelobt, und Broccardo und Franco, welche beyde Feinde Aretins waren, darin due divini ſpiriti genannt werden, ſo kann es wohl nicht leicht von ihm ſeyn. Zu geſchweigen, daß er unverſchämt genug war, alle ſeine Schriften, auch die ſchmutzigſten nicht ausgenommen, unter ausdrücklicher Meldung ſeines Nahmens heraus zu geben.

35. Nicolaus Flamel,

kein Goldmacher.

Wenn auf der einen Seite Marktschreyer und Fantasten von der Stimme des großen Haufen sehr oft zu außerordentlichen Männern erhoben werden, so müssen sich auf der andern zuweilen rechtschaffene, wenigstens ganz gewöhnliche und unschädliche Menschen zu den Thoren und Unholden rechnen lassen. Der letzte Fall ist freylich seltener als der erste; aber er ist doch nicht ganz ungewöhnlich. Wenigstens beweiset Flamel, daß er möglich ist.

Dieser Mann ist so viele Jahrhunderte hindurch von Adepten und Nicht-Adepten für eines der großen Lichter an dem Himmel der Goldköche gehalten worden, daß es beynahe niemanden mehr einfiel, auch nur einen Augenblick an der Wahrheit dieses Vorgebens zu zweifeln. Zwar sprach Naudé ihn von dem Besitze des Steines der Weisen frey, aber bloß um ihm ein anderes, vielleicht noch schimpflicheres Brandmahl aufzudrucken, indem er vorgab, Flamel habe sich 1393, als die Juden aus Frankreich verjagt wurden, auf eine betrügliche Art auf ihre Kosten zu bereichern gewußt, und der leichtgläubige Paul Lucas macht gar einen ewigen Juden aus ihm, der noch jetzt in Indien

herumwandere, und tausend Jahre zu leben bestimmt sey.

Es ist traurig, daß Mährchen, wenn sie sich einmahl in der Geschichte einschleichen, eben so schwer daraus zu vertreiben sind, als das Unkraut von einem Weizenacker. Wer weiß, wie lange der ehrliche Flamel und seine Hausfrau Pernelle sich noch zu den Goldmachern oder Betriegern hätten müssen zählen lassen, wenn sich nicht ein gelehrter und unverdrossener Franzose der neuesten Zeit die undankbare Mühe genommen hätte die Geschichte dieses theuren Ehepaares auf das sorgfältigste zu untersuchen. Er war dabey so glücklich, daß er in Paris noch alle die nöthigen Urkunden auffinden konnte, welche erfordert wurden, eine so vollständige und kritische Geschichte zu verfertigen, als man nur von sehr wenig Privat-Personen aus dem 14ten Jahrh. hat und haben kann *). Es erhellet daraus, daß Flamel

*) Es ist dieses der Abbé Steph. Franciscus Villain, welcher in seiner Histoire de la Paroisse de S. Iacques de la Boucherie à Paris, Paris, 1758, beyläufig von dem Flamel handelte, und bewies, daß sein hinterlassenes Vermögen bey weitem nicht so groß gewesen, als von der rüstigen Zunft der Goldmacher vorgegeben werde. Den leichtgläubigen Benedictiner Dom Pernety, dauerte es, daß ein so schönes Mährchen aus der Geschichte auf immer verwiesen werden sollte, daher er ein Schreiben in Frerons Année litteraire von 1758 einrücken ließ, worin er sich desselben auf das

ein rechtschaffener Bürger zu Paris war, der sich seiner Hände Arbeit nährte, und zwar ein ganz ansehnliches Vermögen hinterließ, aber nicht mehr, als er auf eine ganz begreifliche Weise erwerben konnte; wenigstens nicht so viel, daß er deswegen in den Verdacht der Goldmacherey, oder eines an den Juden begangenen Betruges verdächtig werden dürfte. Es wird das hoffentlich aus der folgenden Geschichte erhellen.

Die erste Hälfte seines Lebens ist sehr unbekannt, daher sich auch weder der Ort, noch das Jahr seiner Geburt mit Gewißheit angeben läßt. Allem Ansehen nach war er um 1340 oder bald nach diesem Jahre geboren.

eifrigste annahm, und dasselbe aus allen Kräften zu vertheidigen suchte. Dieß bewegte den Villain die ganze Geschichte nochmahls auf das genaueste zu untersuchen, worauf er sie mit allen nöthigen Urkunden, unter folgendem Titel herausgab: Histoire critique de *Nicol Flamel* et de *Pernelle* sa femme. — — Par M. L. V (Villain.) Paris, 1761, 19 Bog. in gr. 12. Pernety konnte sich noch nicht zufrieden geben, und suchte daher in dem Année litteraire aus einer eigenhändigen Handschrift Flamels zu beweisen, daß er wirklich ein Goldmacher gewesen. Villain beantwortete auch diesen Einwurf auf das bündigste, in einer Lettre à M. ... sur celle que D. *Pernety* a fait inserer dans une des Feuilles de Mr. *Freron* de cette année 1762. Paris, 1762. 12. Aus diesen Quellen habe ich das folgende Leben dieses Mannes zusammen gezogen. Pernety kündigte zwar in seinem letzten Briefe eine weitläuftigere Widerlegung des Villain von einem erfahrnen Manne (vielleicht von einem Goldmacher) an, welche aber nicht erschienen ist.

La Croix du Maine versichert, daß er aus Pontoise gebürtig gewesen, und ein Vermächtniß, welches er nachmahls in seinem Testamente der Pfarrkirche Notre-Dame in der Vorstadt zu Pontoise hinterließ, macht dieses einigermaßen wahrscheinlich.

So viel ist gewiß, daß er wenigstens die größte Zeit seines Lebens in Paris gewohnt hat. Er nennet sich in allen noch vorhandenen Urkunden einen Bürger und Schreiber, und zuletzt gegen das Ende seines Lebens heißt er geschworner Abschreiber (Librarius juratus) der Universität zu Paris. Eben so unbekannt ist seine theure Hälfte Pernelle ihrer Herkunft nach. Vermuthlich war sie aus Paris; wenigstens hatte sie eine Schwester, welche daselbst verheirathet war, so wie sie, vor ihrer Heirath mit dem Flamel, schon zwey Männer in dieser Stadt gehabt hatte. Beyde waren arbeitsam und suchten etwas vor sich zu bringen, und Beyde waren so andächtig, als man es damahls zu seyn pflegte. Wenn ja ein Unterschied zwischen beyden war, so war es der, daß der Mann eine stärkere Portion Andächteley zu haben schien, als die Frau, welche sich vermuthlich lieber putzte, als betete, daher sie auch für eine Bürgerinn eine ganz hübsche Garde-Robe hinterließ. Nach dem Tode seiner Gattin hing Flamel ganz seiner Andacht nach, lebte dabey eingezogen und sparsam, und war

tete seinen Beruf mit dem größten Fleisse ab, und vermehrte dadurch sein Vermögen, welches er, da er keine Kinder hatte, nach dem Geschmacke seiner Zeit zu milden Stiftungen verwandte.

Das ist mit wenig Worten das ganz einfache Leben dieses so ganz gewöhnlichen Mannes, welches man mit Gellerten noch kürzer so fassen könnte: er lebte nahm ein Weib und starb. Aber um begreiflich zu machen, wie Unwissenheit und Hang zum Wunderbaren ein ganz gemeines Ehepaar so heraus heben können, so muß ich dasselbe wohl ein wenig umständlicher erzählen, sollte ich dabey gleich Gefahr laufen, mehr als einen Leser in den Schlaf zu plaudern.

Flamel war arbeitsam und ein guter Wirth, daher er auch bereits vor seiner Heurath etwas vor sich gebracht hatte. Da er noch jung und in seinem Berufe geschickt war, so fiel es ihm nicht schwer, sich bey der Pernelle einzuschmeicheln, welche schon ein gewisses Alter hatte, und bereits Wittwe von zwey Männern war, aber ein ansehnliches Vermögen besaß. Wenn beyde einander geheirathet haben, ist nicht genau bekannt; allein es scheinet, daß sie 1372 noch nicht lange verheirathet gewesen; denn in diesem Jahre errichteten sie die noch vorhandene erste Donation, worin eines das andere zum Erben seines Vermögens einsetzte.

Beyder Vermögen muß nicht unbeträchtlich gewesen seyn. Pernelle brachte die Früchte ihrer Arbeit und ihrer beyden vorigen Heurathen zu ihrem Manne, Flamel aber, der so arbeitsam als haushältig war, vermachte ihr den Ertrag seines Fleisses und seiner Kunst.

Er war ein Schreiber und vor der Erfindung der Buchdruckerkunst war dieses Gewerbe gewiß einträglich. Alle gerichtlichen Acten, alle Befehle, Memoriale, Bittschriften, Rechnungen u. s. f. gingen durch die Hände eines solchen Mannes, und mußten oft mehrmahls abgeschrieben werden. Sie gaben Unterricht im Schreiben, und hatten die Söhne aus den vornehmsten Häusern zu ihren Schülern, welche ihnen ihre Bemühung gewiß reichlich bezahlten. Ueberdieß verfertigten sie alle Abschriften von Büchern, welche zu dieser Zeit sehr theuer bezahlet wurden. Weil nun des Schreibens sehr viel war, so hielt ein solcher Schreiber, wenn er Bürger und Meister war, oft sehr viele Leute, deren arbeitsame Hände zu seiner Bereicherung dienten. Es war daher kein Wunder, wenn solche Leute bey einer ordentlichen Wirthschaft zu Vermögen kamen, und Villain führet mehrere Beyspiele von solchen Schreibern dieser Zeit in Paris an, welche sich eigne Häuser kaufen konnten.

Nachdem Flamel und Pernelle ihr beiderseitiges Vermögen mit einander verbunden

hatten, so vermehrten sie dasselbe durch Fleiß und Haushältigkeit, und kauften von dem, was sie zurück legten, eine Menge kleiner Renten. Ihre erste Sorge war, wie es scheinet, dahin gerichtet, sich ein eigenes Haus zu bauen. Sie kauften daher in demjenigen Viertel, in welchem damahls die Schreiber wohnten, an der Ecke der Gasse Marivaux eine wüste Stelle, baueten sich ein Häuschen darauf und schmückten es mit Bildern und Inschriften nach dem Geschmacke ihrer Zeit aus.

Diese auf Stein gekratzte Figuren und Inschriften sollen nun, wie die Goldmacher wollen, geheimnißvolle Zeichen gewesen seyn, wodurch sich Flamel seinen Kunstgenossen als einen Adepten angekündiget habe. Ein Theil dieses Hauses stand noch 1756 so wie Flamel es hatte bauen lassen, daher Villain in seiner Hist. de la Paroisse de S. Jacques dasselbe nach allen Figuren und Aufschriften weitläuftig beschrieb. Allein hieraus erhellet zugleich, daß nicht das geringste Alchymystische darin vorhanden war, sondern daß es Bilder von Heiligen und andächtigen Sentenzen waren, die die Unwissenheit der folgenden Zeiten nicht lesen konnte, und sie daher in ihrer Einfalt für große Geheimnisse hielt. Unter den Inschriften befanden sich nur zwey, welche nicht die Andacht zum Gegenstande hatten. Die eine war ein Distichon, welches Flamel vermuthlich von dem

Rathhause zu Paris entlehnet hatte, wo es neben der Bildsäule Enguerrand de Marigni stand. Die andere aber lautete so:

Chacun soit content de ses biens;
Qui n' a souffisance, il n' a riens.

Villain vermuthet aus diesen Worten, daß seine Zunftgenossen ihn wegen seiner reichen Heirath beneidet, daher er ihnen mit diesen Versen den Mund stopfen wollen. Dem sey wie ihm wolle, so wird man in diesen und den übrigen Inschriften eher alles als den Stein der Weisen finden, wenn man anders den Stein der Weisen noch in etwas andern, als in der Genügsamkeit und Zufriedenheit sollte suchen wollen.

Pernety machte den Einwurf, der aber zur Hauptsache nichts beyträgt, daß das noch vorhandene Haus viel zu klein sey, Kostgänger und zwar Kostgänger vornehmer Herren zu fassen. Daß Flamel dergleichen gehabt, ist aus Urkunden erweislich; er muß also auch den nöthigen Platz dazu gehabt haben. Villain beweiset daher, daß das heutige Haus Flamels, welches das Eckhaus an der Schreiber- und Marivaux-Gasse ist, nur die Hälfte seines ehemahligen Hauses sey, und daß dieses gleich nach seinem Tode getheilet worden, daher er in seinem Leben Platz genug gehabt haben könne.

Die Schreiber dieser Zeit hatten außer den Schreibstuben in ihren Häusern, gewisse

öffentliche Buden, wo sie oder einige ihrer Leute täglich zu finden waren, und wo jeder, der etwas zu schreiben oder abzuschreiben hatte, sie zu finden wußte. Auch Flamel hatte eine solche doppelte Bude, welche ihm und seiner Frau gemeinschaftlich gehörte, und da sie doppelt war, so ist solches ein Beweis, daß er vor andern viel zu thun hatte.

Flamel und seine Frau beschäftigten sich nach ihrer Heirath allem Ansehen nach bloß mit fleissiger Abwartung ihres Gewerbes, um ihr Vermögen nicht allein zu erhalten, sondern auch zu vermehren. Ohne Zweifel waren sie darin glücklich, und da sie keine Kinder hatten, so setzten sie einander 137 $\frac{2}{3}$ zu ihren gegenseitigen Erben ein, welches sie nach der Zeit noch einige Mahl bestätigten; doch davon hernach.

Aber nunmehr gehet die geheimnißvolle hermetische Geschichte an, denn der Verfasser der hieroglyphischen Figuren, deren ich im folgenden gedenken werde, läßt ihn fünf bis sechs Jahr nach der ersten Donation, d. i. um 1379 seine alchymistischen Abenteuer anfangen, welche das einförmige Leben eines ehrbaren Bürgers auf einmahl aufheitern. Es ward ihm ein Buch zum Verkaufe gebracht, und er kaufte es für zwey Gulden. Es hatte einen Band von sauber gearbeiteten Kupfer, zarte Blätter von Baumrinden, die mit vielem Fleisse mit einer eisernen Spitze beschrieben waren. Der Verkäufer wußte nicht, was für

einen unermeßlichen Schatz er für ein Spottgeld hingab, und der Käufer ließ sich eben so wenig davon träumen. Eine Aufschrift mit großen vergoldeten Buchstaben enthielt eine Zuschrift an das Jüdische Volk von Abraham dem Juden, einem Fürsten, Priester, Leviten, Astrologen und Philosophen. Das Buch bestand aus drey Mahl sieben Blättern, (sehr geheimnißvoll gezählt,) und viele derselben enthielten sehr schön illuminirte Figuren. Die Schrift war lateinisch, schön, rein und gemahlt. Sie enthielt Trostgründe und Rathschläge für die Juden, aber außerdem auch eine Vorschrift, wie man die Metalle verwandeln könnte, in ganz gewöhnlichen Worten. Aber Jammer Schade war es, daß das primum agens nicht in Worten beschrieben, sondern nur in den Figuren abgebildet war. Kurz, es war das schönste Buch, welches man nur sehen konnte, daher es denn kein Wunder ist, daß Flamel so gleich ausrief, daß es den armen Juden müßte seyn geraubet worden.

Nunmehr läßt der Verfasser den Flamel so fortfahren: „Nachdem ich das Buch in meinen „Händen hatte, that ich Tag und Nacht nichts, als „darin studiren. . . Da ich nicht wußte, womit „ich den Anfang machen sollte, welches mich außer„ordentlich kränkte, so blieb ich zu Hause, und „seufzete alle Augenblicke. Meine Frau Per„nelle, welche ich kurz vorher geheirathet hatte,

„war darüber erstaunt, tröstete mich, und frag„te mich voller Muth, ob sie meinem Kummer „nicht abhelfen könne.“ Der gute Mann setzt hinzu, daß er seine Frau wie sich selbst geliebt, daher es ihm unmöglich gewesen, ihr etwas abzuschlagen. Er ward auch in der That so weich wie Wachs, und plauderte alles heraus. Er zeigte ihr den gekauften Schatz und machte schreckliche Augen; der schöne Einband, die Figuren und Bilder blendeten sie, und sie verliebte sich so sehr darein, wie ihr Eheherr.

Flamel hatte nun zwar das Buch, konnte aber so wenig Gold machen, als vorher. Er hätte gerne andere gefragt, getrauete sich aber nicht seinen Schatz jemanden zu zeigen. Doch er wußte sich zu helfen; er ließ einige Figuren abmahlen, (sonderbar genug, der Legende nach war er unter andern auch ein Mahler, warum that er es denn nicht selbst?) und zeigte sie vielen vornehmen Gelehrten zu Paris, allein sie lachten den Gecken nur aus. Ein einziger, Nahmens Anselm, ein Licentiat der Medicin, und grosser Goldkoch, verlangte das Buch zu sehen. Flamel war kein Thor, daß er es ihm gezeiget hätte, sondern läugnete, daß er es habe, und so war er denn wieder so klug als vorher.

So vergingen ein und zwanzig Jahr, in welcher lieben langen Zeit Flamel nicht aufhörte zu laboriren, zu sieden und zu kochen. Wo

her er die Kosten zu einer so langwierigen Arbeit bekommen, die wohl eher die allerreichsten zu Grunde gerichtet hat, wird nicht gemeldet. Nachdem er endlich alle Hoffnung verlohren hatte, den Sinn der Figuren wegzukriegen, that er zu guter letzt ein Gelübd an den lieben Gott und den heiligen Herden Jacob in Gallicien, daß sie ihm einen Jüdischen Priester verschaffen möchten, der ihm die Figuren erklärte.

Gesagt gethan. Flamel rüstete sich zur Wallfahrt, und Pernelle läßt es sich endlich gefallen, sich von ihrem lieben Manne zu trennen. Freylich fehlte es nicht an Thränen; aber die süße Hoffnung, ihn als einen neuen Argonauten mit dem goldenen Vließe zurück kommen zu sehen, trocknete sie sehr bald wieder ab. Der Mann wanderte also nach Compostell, warf sich zu den Füßen des heiligen Apostels, und erfüllete sein Gelübd.

Ehe ich weiter gehe, muß ich bemerken, daß dieses wunderbare Buch den Juden, welche um diese Zeit aus Paris waren gejagt worden, gehöret hatte, von ihnen aber war zurück gelassen worden. Gesetzt, die ganze Geschichte mit dem Buche wäre wahr, so muß doch das Buch nichts Wichtiges enthalten haben, denn da müßte man keinen Juden kennen, wenn man glauben wollte, daß sie einen solchen Schatz sollten zurück gelassen haben, der sie allein wo-

gen der Verfolgung hinlänglich schadlos halten konnte.

Eben so unbegreiflich ist, wie ein ehrbarer Bürger, der schon ein hübsches Vermögen, und dabey ein Gewerbe hatte, welches ihn reichlich ernährte, alles konnte stehen und liegen lassen, und über zwanzig Jahre lang solchen Hirngespinsten nachhängen, ohne völlig zu Grunde gerichtet zu werden. Nicht viel weniger seltsam ist, daß er bey dem heil. Jacob Hülfe von Juden suchte, die doch ihn, den Flamel jetzt eben so sehr hassen mußten, als er sie zu hassen verbunden war. Doch in solchen Mährchen muß man nicht alles so genau nehmen; also wieder zur Geschichte.

Unser Pilgrim traf auf seiner Rückreise von Compostell in der Stadt Lion einen jüdischen Medicum an, der ein Christ geworden war, und ward durch Hülfe eines Kaufmannes mit ihm bekannt. Das war ein überaus glücklicher Fund, denn Canches, so hieß der Medicus, war in den erhabenen Wissenschaften außerordentlich erfahren. So bald Flamel ihm seine Auszüge aus dem Buche gab, ward er vor Freuden entzückt, und erklärte ihm den Anfang haarklein. Aber er mußte den Schatz selbst sehen, daher entschloß er sich, mit seinem neuen Freunde nach Paris zu wandern. Beyde setzten sich zu Sanson zu Schiffe und kamen glück

lich in Frankreich an; aber zu Orleans wird der Jude, den die Seereise zu sehr angegriffen hatte, plötzlich krank und stirbt, und nun lag die Freude wieder in dem Brunnen. Flamel war untröstlich, ließ aber doch den todten Freund in der Kirche des heil. Kreutzes begraben, und der Herausgeber der Hieroglyphen läßt ihn bey dieser Gelegenheit diese Worte sagen: „Gott „gebe seiner Seele die ewige Ruhe! denn er „starb als ein guter Christ, und wenn mich „nicht der Tod daran verhindert, so will ich ihm „in dieser Kirche ein Vermächtniß stiften, damit „alle Tage einige Messen für seine Seele sollen „gelesen werden.“

Dieser Umstand ist von keiner geringen Wichtigkeit. Flamel soll diese Schrift 1399 aufgesetzt haben, und da er erst 1418 starb, so hatte er in zwanzig Jahren wohl Zeit genug, an die Erfüllung seines Versprechens zu denken. Flamel machte auch in seinem noch vorhandenen letzten Willen sehr viele und wichtige Vermächtnisse, aber keines für eine Kirche in Orleans. Um noch gewisser zu gehen, schrieb Villain deßhalb an den Groß-Vicarius von Orleans, und dieser ließ in den Kirchen von Orleans die genaueste Untersuchung anstellen; allein man fand keine Spur von einem solchen Vermächtnisse; selbst die Nahmen Flamel und Canches waren den Canonicis Böhmische Dörfer. Wie ist es möglich, daß Flamel in seinem

seinem so weitläuftigen und wohl überdachten Testamente die Seele eines Freundes vergessen konnte, dem er, wie so gleich erhellen wird, so vieles zu danken hatte?

Der Pilgrim kommt indessen zu Hause, und seine theure Hälfte ist vor Freuden außer sich. „Wer, läßt man den Flamel sagen, uns „beyde in diesem Augenblicke sehen will, der „betrachte uns über der Thür der Kapelle des „heil. Jacobs in den Fleischbänken, neben mei„nem Hause, wo wir abgemahlt sind.“ Villain bemerket dabey, daß beyde über der gedachten Thür wirklich abgebildet sind, aber nicht abgemahlt, sondern ausgehauen. Ihre Mine verräth auch weder Freude noch Gram, sondern den Ernst, der der Stellung, worin man sie abgebildet hat, angemessen ist. Hätte Flamel je Ursache gehabt, sich in der Kleidung eines Pilgrims abbilden zu lassen, so wäre dieß der schicklichste Ort gewesen; allein dagegen siehet man ihn in der bürgerlichen Kleidung, so wie sie damahls getragen wurde. Ueberdieß war die Kirche S. Jacob schon zu Flamels Zeiten nichts weniger als eine Kapelle, und er sie in seinem Testamente selbst beständig eine Kirche nannte. Also wieder so viele Unwahrheiten als beynahe Worte.

Doch die Freude ward bald zu Wasser, denn Flamel kam zwar gesund zurück, aber

ohne

ohne das gehoffte goldene Vließ. Doch hatte ihm sein Freund unterweges die meisten Figuren erkläret, und ihm gute Vorschriften gegeben; also ging das Kochen und Laboriren wieder an. Es wurde eine Menge Kohlen verbrannt, viele Oefen abgenützt, unzählige Schmelztiegel zerbrochen und vieles Geld in Rauch verwandelt. Endlich ging ihm wenigstens von einer Seite ein Licht auf; durch die Gnade Gottes und der heiligen Jungfrau fand er endlich das, was er so lange gesucht hatte, nehmlich die prima principia. (Warum hatte ihm denn der superkluge Medicus diese nicht gesagt? Er hatte ihm ja die Figuren erkläret, worin sie enthalten waren, und ihm sonst gute Vorschriften gegeben; aber gerade das Wichtigste hatte er ihm verschwiegen.) Nach zwanzigjähriger Arbeit befand sich Flamel also an dem Anfange des großen Werkes, und in drey Jahren, in welchen er nichts that als studiren, den Rosenkranz beten, fleißig lesen, und allerley Processe versuchen, kam er zum Ende. Man frage nicht, was in dieser Zeit aus seiner Bude, seiner Schreibstube, seinen Schülern ward; die Legende läßt sich darauf weislich nicht ein, sondern fähret lieber so fort:

Endlich fand er, was er wünschte. Die erste Projection machte er auf Quecksilber, und verwandelte ein halbes Pfund in Silber, wel-

ches seiner war, als das aus den Bergwerken. „Es geschahe dieses, läßt man den Flamel sa„gen, den 17ten Jan. an einem Montage um „Mittag, in meinem Hause in der alleinigen „Gegenwart der Pernelle, im Jahre Christi „1382". Diese Zeitbestimmung ist merkwürdig, doch davon hernach.

Flamel fing die Arbeit, mit neuem Muthe belebt, mit seiner Pernelle von neuem an, und verwandelte nunmehr eben so viel Quecksilber in das feinste Gold. „Es geschahe dieses, „sagt er, in meinem Hause in dem alleinigen „Beyseyn der Pernelle, den fünf und zwanzig„sten des folgenden Aprill, in eben demselben „Jahre, Abends um fünf Uhr."

Ohne Zweifel sollte diese genaue doppelte Zeitbestimmung der Geschichte desto mehr Glauben geben; allein zum Unglück wirket sie gerade das Gegentheil, und deckt die ganze Erdichtung völlig auf.

Zu Flamels Zeit und fast noch zwey Jahrhunderte nach ihm, fing man das Jahr um Ostern an zu zählen. Die erste Projection soll den 17 Jan. 1382. geschehen seyn, weil das 1382te Jahr noch bis Ostern reichte und so weit ist die Sache richtig; nur Schade, daß es die zweyte nicht auch ist. In dem gedachten Jahre fiel Ostern auf den 6ten Aprill, folglich zählte man den 25ten Aprill, da die zwey

te Projection geschehn seyn sollte, bereits neunzehn Tage von dem Jahre 1382. Folglich kann sie nicht in eben demselben Jahre geschehen seyn, wie man doch den Flamel sagen läßt.

War es möglich, daß Flamel, da er die Zeiten auf das genaueste bestimmen wollte, einen solchen Fehler begehen konnte? Einen Fehler, der zu seiner Zeit von einem jeden ganz unbegreiflich seyn würde, indem man damahls in Frankreich keine andere Art der Jahrrechnung kannte? Einen Fehler, der bey ihm noch unbegreiflicher seyn muß, da er als Schreiber so viele Urkunden in seinem Leben abgeschrieben hatte, und folglich mit der Jahrrechnung auf das genaueste bekannt seyn mußte?

Aber das ist nicht der einzige Fehler wider die Zeitrechnung in diesen Angaben. Der vorgegebene Flamel sagt: „es geschahe dieß den „17ten Jan. an einem Montage, 1382.“ Aber in dem gedachten Jahre fiel der 17te Januar nicht auf einen Montag, sondern auf einen Freytag.

Schon aus diesen Umständen wird es wahrscheinlich, daß nicht nur die ganze Geschichte, sondern selbst die ganze dem Flamel beygelegte Schrift, worin man ihn diese Geschichte erzählen läßt, zu einer Zeit erdichtet worden,

da man in Frankreich das Jahr bereits mit dem 17ten Januar anfing, denn nur auf dieſe Art der Jahrrechnung paſſen beyde Zeitbeſtimmungen. Dieſe Aenderung der Jahrrechnung trug ſich in Frankreich um 1560 zu, folglich muß das ganze Vorgeben bald nach dieſer Zeit ſeyn geſchmiedet worden, und zwar lange nach dieſer Zeit, nachdem die ehemalige Art der Jahrrechnung bereits vergeſſen war, ſonſt würde ſich der Erdichter leicht vor dieſem Fehler haben hüthen können. Ein Edelmann aus Poitou P. Arnauld, Herr de la Chevalerie, gab Flamels Schrift unter dem Titel: Le livre des figures hieroglíphiques de Nic. Flamel, zu Paris, 1612, in 4 heraus, und gab dabey vor, daß er ſie aus dem Lateiniſchen überſetzt habe. Allein die eben gedachten Fehler wider die Zeitrechnung machen es ſehr wahrſcheinlich, daß er die ganze Schrift erdichtet hat; denn zu Flamels Zeit und noch lange nach ihm konnte ein Menſch mit geſunden Sinnen dergleichen Schnitzer wohl nicht machen. Ueberdieß hat ſich auch noch niemand gefunden, der von dem vorgegebenen lateiniſchen Originale etwas geſehen oder gehöret hätte. Ich werde noch ein Paar Mahl auf dieſe Schrift kommen müſſen.

Doch von dieſem Mährchen wieder zur wahren Geſchichte, wenn ſie gleich nicht ſo prächtig klingen ſollte, als ein Schauſpiel, in wel-

chem man das Queckſilber gleich zu ganzen Pfunden in Gold verwandelt. Man bauete um dieſe Zeit die Schwibbögen auf dem Gottesacker der unſchuldigen Kinder, und zwar, wie es ſcheinet nach und nach auf Koſten wohlhabender Bürger, welche das ihrige als ein verdienſtliches Werk dazu beytrugen, daher man an den meiſten Schwibbögen noch jetzt die Wappen und Nahmen derjenigen Bürger lieſet, welche ſie bauen ließen. Flamel und Pernelle, welche durch ihren Fleiß und gute Haushaltung ein anſehnliches Vermögen vor ſich gebracht hatten, und keinem andern an Andacht etwas nachgaben, ließen gleichfalls einen Schwibbogen aufführen, welcher noch vorhanden iſt, und die Jahrzahl 1389 hat, zum Beweiſe, daß er in dieſem Jahre gebauet worden. Man ſiehet noch daran die Anfangsbuchſtaben ſeines Nahmens N. F., allein die Figur eines ſchwarzen Mannes, und andere ſymboliſche Zeichen, welche die hermetiſche Legende daran geſehen hat, waren zu des Villain Zeit nicht mehr zu ſehen, ohne Zweifel, weil ſie niemahls vorhanden geweſen. Dagegen las man daran noch folgende Reimen:

Hélas mourir convient
Sans remede homme et femme
— — — nous en ſouvienne
Hélas mourir convient
Le corps — — —

Demain peut-être dampnés
A faute — — —
Mourir convient
Sans remede homme et femme.

Ohne Zweifel ist es wegen dieser, und noch einiger anderer ähnlicher Aufschriften geschehen, daß man ihn zum Poeten gemacht, und auf dem Französischen Parnasse neben dem Jehan de Mehun gestellet hat. Allein ich sehe nicht wie es folgt, daß er die Reime, die er an seine Gebäude schreiben lassen, nothwendig selbst gemacht haben muß, und wenn er sie auch selbst zusammen gestoppelt hätte, so ist er um deswillen doch noch kein Poet. Auf eben die Art hat man ihn auch zu einem Mahler gemacht. Wir haben in dem vorigen eine Aufschrift gesehen, die er von dem Rathhause zu Paris geborgt hatte; wäre er selbst ein Reimer, ich will nicht einmahl sagen ein Dichter gewesen, so würde er sich wohl nicht mit fremden Federn geschmückt haben.

Nachdem Villain sein Buch heraus gegeben, ist Flamels Schwibbogen wieder erneuert worden, daher denn die obigen Reime nicht mehr daran zu sehen sind.

Ueberdieß ist dieser Schwibbogen und noch ein anderer, dessen im folgenden wird gedacht werden, sehr klein, unbedeutend und kunstlos, so wie ein jeder Bürger ihn konnte aufführen

lassen; und dennoch belegen die hermetischen Legenden-Schreiber sie mit dem Nahmen prächtiger Gebäude, zu einem Beweise, wie sehr sie alles, was nur von weitem in ihren Kram dienet, zu vergrößern pflegen.

Eben so wenig verdienet das Portal an der Kirche des heil. Jacob, welche seinem Hause gegen über lag, und welches er und seine Frau gleichfalls in diesem Jahre bauen ließen, den Nahmen eines prächtigen Werkes, ob es gleich für die damahlige Zeit ganz artig ist. Man siehet in demselben das Bildniß der heil. Jungfrau in Stein gehauen, welche das Kind Jesu auf den Armen hält. Ihr zur Rechten stehet der heil. Jacob, der Patron der Kirche, und vor ihm kniet Petrus. Zur Linken stehet Johannes der Täufer, vor welchem Pernelle kniet. Der Mann und die Frau beten die heilige Jungfrau an, der erste mit den Worten: Sancta Maria, intercede pro populo, die letzte aber mit dem Stoßgebethchen: Sancta Virgo Maria ora pro nobis. In der Einfassung siehet man zehn Engel, wovon zwey eine Rolle halten, worauf die Worte stehen: Ecce Mater Dei Regina coelorum, ista salus humani generis. Unter dem Portale siehet man noch vier kleine langgekleidete Personen, welche Rollen halten, auf deren einen die Worte: Credo in Deum, und auf der andern Dominum nostrum stehen; die übrigen waren nicht mehr

lesbar, allein der Inhalt läßt sich leicht errathen, da das Ganze die beyden ersten Artikel des apostolischen Glaubens enthält. Es gehöret warlich ein Goldmacherglaube dazu, in diesen und noch einigen ähnlichen Aufschriften alchymistische Geheimnisse zu finden. Wären sie es, ey nun, so wäre nichts gemeiner als solche Geheimnisse, denn man kann sie in allen Kirchen, auf allen Gottesäckern und Grabsteinen finden.

Borel, der in seinem Tresor des Recherches et Antiquités Gauloises, Paris 1655, 4, gleichfalls des Flamel Leben, aber ganz in dem Geschmacke und nach den Legenden der Goldmacher erzählet, sagt, „daß der größte Theil „der Kirche S. Jacob von ihm herrühre, wie aus „den daselbst befindlichen Aufschriften in Stein „und in Holz, ingleichen aus den Fenstern erhelle, wovon einige für hieroglyphisch gehalten würden, besonders aber das, worauf man „eine Weinkelter sehe."

Villain merket dabey an, daß fast die ganze Kirche von freywilligen Wohlthaten gebauet worden, daß aber außer dem schon genannten Portale, und allenfalls einer kleinen hölzernen Kapelle unten am Thurme, nichts von dem Flamel herrühre, indem die übrigen Theile von andern, welche ausdrücklich daran genannt würden, aufgeführet worden. Es fänden sich darunter Bürger, deren Wohlthaten ungleich wichtiger wären, als Flamels Beytrag.

Es fänden sich auch in dieser Kirche keine andere Aufschriften mehr, die dem Flamel zugehörten, als die an dem Portale, seine Grabschrift, und eine ehemahlige kupferne, deren im folgenden wird gedacht werden. Was die gemahlten Fenster betreffe, so sey noch manches davon übrig, besonders aber die Abbildung der Weinkelter, wo Christus die Kelter vermittelst eines Rades drehe, mit den Worten aus dem Esaias: Torcular calcavi solus. Derjenige muß den Kopf gewiß sehr voll Hieroglyphen haben, wer in diesen und andern ähnlichen andächtigen Figuren Hieroglyphen finden will. Die Vorstellung Christi mit der Kelter ist so gewöhnlich, daß man wohl nicht leicht eine alte Kirche antreffen wird, wo sie nicht sollte seyn angebracht worden. Ueberdieß ist aus den Urkunden der Kirche erweislich, daß das so gerühmte hieroglyphische Fenster erst 1536 folglich weit über hundert Jahr nach dem Flamel verfertiget worden, welches schon aus dem weit bessern Geschmacke der Mahlerey erhellet.

Borel und die hermetische Zunft sind nicht besser daran, wenn sie vorgeben, daß man auf einem andern Fenster, seiner Grabstätte gegen über Flamels Bild in einer reichen Kleidung sehe, woraus sie denn den sehr wichtigen Schluß machen, daß er folglich den Stein der Weisen müsse besessen haben. In einer Kapelle ungefähr dem Grabe Flamels gegen über sahe man sonst freylich eine solche reich gekle-

dete Figur in einem Fenster; allein es war nichts weniger als Flamels Bild, sondern das Bild einer berühmten obrigkeitlichen Person, des Jean de S. Romain, der seiner Würde gemäß in einem langen Rocke von Goldstück, mit einem Purpurmantel, und einen Amtskragen um den Hals. Das war nun wohl nicht die Kleidung eines Schreibers, überdieß ließ das beygefügte Wapen keinen Zweifel übrig, wen das Bild vorstellen sollte. Es gehet den Goldmachern wie jenem Pfarrer, welcher in dem Monde nichts als Kirchthürme sahe; da ihr Kopf von dem Steine der Weisen überläuft, so sehen sie ihn auch überall. Uebrigens ist das Fenster jetzt nicht mehr vorhanden, indem es schon einige Zeit vor 1757 weggeschaffet worden.

Die beyden eben gedachten Bauwerke zogen, so unbedeutend sie auch waren, doch die Augen der Mitbürger auf den Flamel, und man fing an, ihn für einen wohlhabenden Mann zu halten. Aber ohne Zweifel kam er auch dadurch in Schulden, wie aus dem folgenden erhellen wird; zu einem deutlichen Beweise, daß sein Vermögen so groß nicht war, daß man seine Zuflucht zu ungewöhnlichen und wunderbaren Mitteln nehmen müßte um sich dasselbe zu erklären.

Doch es ist nunmehr Zeit, daß wir sehen, was dieses haushältige Ehepaar für sich

elbst that. Da Pernelle schon ein gewisses Al er erreicht hatte, und sie unbeerbt waren, so rugen sie Sorgen einander ihr Vermögen durch ine gegenseitige Schenkung zu versichern, zu nahl da sie dasselbe durch gemeinschaftlichen Fleiß rworben hatten. Es geschahe dieses in einer och vorhandenen Urkunde, welche den 7ten Aprill $137\frac{2}{3}$ unterzeichnet ist. Um sie noch ültiger zu machen, so wiederholten sie selbige den 18ten Sept. 1386, und da es in der ersten Urkunde nur geheissen hatte, daß sie diesen Schritt aus gegenseitiger Liebe thäten, so fügen sie in der Bestätigung noch die Verfügung hinzu, daß des zuerst sterbenden Theiles Vermögen zu verdienstlichen Werken bestimmt werden solle, wozu es der überlebende entweder noch bey seinem Leben, oder in seinem Testamente verwenden soll, und zwar aus der Ursache, „damit es ihm nicht an Mitteln fehle, „seinem Stande gemäß zu leben“. Wozu war diese Vorsorge nöthig, wenn dieses Ehepaar vier Jahre vorher die Entdeckung des Steines der Weisen gemacht hätte, welche eine unerschöpfliche Goldgrube für dasselbe gewesen seyn würde, denn nach der Legende war Pernelle in dem großen Werke eben so erfahren, als ihr Mann. Was hatten sie für eine Ursache gehabt ihre entferntern Erben um ihren rechtmäßiger Weise gehörigen Theil zu bringen, wenn sie in dem Besitze eines so großen Schatzes gewesen wären.

Pernelle hatte eine Schweſter Nahmens Iſabella, welche an einen Weinſchenken, Nahmens Jean Perrier verheirathet war. Mit dieſem hatte ſie nun zwar keine Kinder, allein ſie hatte drey Kinder von ihrem erſten Manne, Wilhelm Lucas. Dieſe waren die eigentlichen Erben der Pernelle, wenigſtens eines Theiles des ihrem Manne zugebrachten Vermögens, und ſahen natürlicher Weiſe dazu ſcheel, daß ſie übergangen wurden, und daß Pernelle alles ihrem Manne, und nach ihm der Kirche vermachen wollte. Sie und ihre Mutter mochten daher der Pernelle keine Ruhe laſſen, ſie zur Aenderung ihrer Schenkung zu bewegen und da dieſe dem Anſchein nach veränderlich und weichherzig war, ſo veranlaßte der Mann eine neue Beſtätigung der Schenkung welche gleichfalls noch vorhanden iſt, und den 18ten Sept. 1388 ausgefertiget wurde, und dieſe ward den 5ten Aug. 1396 nochmahls wiederholet, da Pernelle ihrem Ziele ſich immer mehr näherte, und ihre Schweſterkinder ihren Entſchluß von neuem mochten wankend gemacht haben.

Der Erfolg zeigte, daß das Mißtrauen des Mannes, welches ihn zu ſo vielen Beſtätigungen bewogen hatte, nicht ungegründet geweſen war; denn kaum war ein Jahr nach der letzten verfloſſen, ſo ward Pernelle krank, und nunmehr machte ſie den 25ten Aug. 1397 wirklich ein Teſtament, deſſen Umſtändlichkeit

und genaue Bestimmtheit beweiset, daß sie schon lange damit umgegangen seyn muß. Zugleich erhellet aus demselben nicht undeutlich, daß ein fremder Einfluß dabey mit im Spiele gewesen. Sie spricht darin sehr kaltsinnig von ihrem Manne, der ihr bis dahin so werth gewesen war, hebt alle vorhergegangene Schenkungen auf, und setzte drey ganz fremde Personen zu Vollziehern ihres Testamentes ein. In einem der Artikel verordnet sie, daß in ihrem Nahmen jemand zu Fuße zur Kirche unserer Frau zu Boulogne sur Mer wallfahrten sollte, wofür derselbe für Livres, (nach jetzigem Gelde 16 bis 17) bekommen sollte. So unbedeutend der Umstand an sich ist, so hat doch die hermetische Legende davon Gelegenheit genommen, vorzugeben, Pernelle habe der Kirche zu Boulogne unermeßliche Reichthümer vermacht.

Man kann sich leicht einbilden, daß Flamel mit diesem Testamente sehr unzufrieden war, wodurch ihr Vermögen, welches er durch so viele Urkunden gesichert zu seyn glaubte, ihm dennoch entrissen wurde. Vermuthlich ließ er es weder an Vorstellungen noch an Bitten fehlen; denn Pernelle machte zehn Tage darauf, nehmlich den 4ten Sept. ein gleichfalls noch vorhandenes Codicill, worin sie das vorige Testament wieder aufhob, ihren Schwesterkindern ein für allemahl 300 Livres vermachte und alles übrige so ziemlich auf den vorigen Fuß setz-

te. Jetzt erscheint auch der Mann wieder u
unter den Vollziehern des Testamentes. D
wer weiß, ob diese wankelmüthige Frau es
bey würde gelassen haben, wenn sie mehr
Zeit gehabt hätte, sich zu besinnen; allein z
Glücke forderte der Himmel sie sechs Tage d
auf, nehmlich den 11ten Sept. ab, und b
freyete dadurch den Mann vor der Furc
sich noch einmahl von ihr getäuscht zu sehe

Das erste, was einem jeden Leser b
dieser Geschichte einfallen wird, ist wohl da
daß es dem Flamel gar sehr um das Bi
chen Vermögen seiner Frau zu thun war, un
daß diese eben so ängstlich besorgt war, da
selbe in die besten Hände zu bringen. Wi
viel Unruhe, Sorge und Ueberlegung verursa
te dieses Vermögen seit 24 Jahren beyden
Theilen? Wie viele Kunstgriffe und Ueberr
dungen mögen nicht, so wohl von Seiten ih
res Mannes, als ihrer Schwesterkinder, seyn ge
braucht und in Bewegung gesetzt worden, und doch
waren nicht weniger als sechs feyerliche und gerich
liche Urkunden nothwendig, ehe Flamel zu dessen
Besitze gelangen konnte. Wäre sein Schmelz
tiegel so unerschöpflich gewesen, als die Zunft
der Goldköche vorgibt, so wäre er ja wohl der
unerklärbarste Thor unter dem Monde gewe
sen, daß er sich um ein Vermögen, welches,
wie am Ende erhellen wird, zwar beträchtlich,
aber immer noch mäßig war, wenigstens mit

r hermetiſchen Fundgrube in keine Vergleichung
m, ſo viele ängſtliche Mühe gegeben, ſo vie-
nahe Verwandte ſich zum Feinde gemacht,
nd ſo viele Stunden mit unnützen Sorgen
nd Vorſtellungen verdorben hätte, die er we-
igſtens bey dem Schmelztiegel mit weit grö-
rem Wucher zubringen konnte.

Daß Pernelle den 11ten Sept. 1397 ge-
orben iſt, iſt aus den vorhandenen Acten über
ie Vollziehung ihres Teſtamentes zu erſehen; und
och läßt man in der dem Flamel beygelegten
chrift über die hermetiſchen Figuren, ihn ſa-
en, daß ſeine theure Hälfte 1413 geſtor-
en ſey. Doch da die Goldmacher mit un-
rmeßlichen Summen ſo freygebig ſind, ſo iſt
icht zu begreifen, daß es ihnen auf ein Paar
Dutzend Jahre eben nicht ankommen kann.

Der Tod der Pernelle hatte ihren Mann
war vor ſeiner veränderlichen Frau in Si-
herheit geſetzt, aber nicht vor der Habgier
hrer Verwandten. Vermuthlich wußten ſie von
em Codicille nichts, daher ſie ſchreckliche Au-
en machten, als daſſelbe geöffnet wurde. Sie
ießen es dabey nicht bewenden, ſondern fingen
inen Prozeß an, der aber noch den 30ten
ct. eben deſſelben Jahres zu Flamels Vor-
heil entſchieden wurde; doch ſollte er für ei-
en Theil des Nachlaſſes Caution machen,
elches wenigſtens ein Beweis iſt, daß man

von seinem Vermögen damahls nur sehr m
ßige Begriffe hatte. Es kommen in den na
vorhandenen gerichtlichen Acten noch mehre
Umstände vor, welche hinlänglich beweisen, d
Flamel keine außerordentliche Goldgrube bes
sen habe, wenn es noch eines weitern Bew
ses bedürfte; z. B. daß Flamel gerichtlich g
nöthiget werden mußte, den Schwesterkinde
seiner Frau außer den 300 Livres, welche Is
belle bekam, noch ein Almosen um Gott
Willen zu geben. Wie schimpflich wäre das f
den Flamel gewesen, wenn er der unermeßli
reiche und dabey großmüthige und freygebi
Mann gewesen wäre, wofür man ihn au
gibt!

Pernelle hatte in ihrem letzten Willen
ne Menge kleiner Vermächtnisse gemacht, u
da ihr hinterlassenes Vermögen in vielen
eben so kleinen Renten bestand, so hatte F
mel in den ersten Jahren nach ihrem Tode
le Hände voll zu thun, und eine Menge Pr
zesse zu führen, wovon zum Theil die Ac
noch vorhanden sind. Diese Prozesse, und
Auszahlung der 300 Livres an die Isabel
erforderten baares Geld, und da auch noch
nige Schulden vorhanden waren, welche be
Eheleute noch gemeinschaftlich gemacht hatt
so sahe Flamel sich genöthiget, ein Grundst
zu verkaufen, um den dringendsten Bedü
n

nissen abzuhelfen. Wieder ein Beweis, daß sein Schmelztiegel ihm nicht einmahl wenige hundert Livres verschaffen konnte.

Ganz natürlich wird man begierig seyn, zu wissen, wie groß denn das Vermögen gewesen, welches Pernelle ihrem Manne hinterließ, und um dessen Besitz er sich vier und zwanzig Jahre lang so viele saure Mühe gab. Zwar läßt sich das Vermögen, welches Pernelle zu ihrem Manne brachte, so genau nicht angeben; allein es ist noch das gerichtliche Inventarium vorhanden, welches wenige Wochen nach ihrem Tode von dem beyderseitigen Vermögen aufgenommen wurde, um die Vermächtnisse der Pernelle in Sicherheit zu setzen, und hieraus siehet man, daß beyde Eheleute damahls zusammen besaßen: an Hausgeräth und beweglichen Gütern, 108 Livres, 19 Sols; an beständigen jährlichen Renten 294 Livres, 2 Sols, und an Leibrenten, 59 Livres, 8 Sols. Außer dem besaßen sie noch ein doppeltes eigenes Haus, dessen eine Hälfte 1429 für 14 Livres, und die andere Hälfte 1438 auch für 14 Livres vermiethet ward, ingleichen eine Bude, welche 1434, 8 Sols jährlichen Zins gab. Daß Flamel sein damahliges Vermögen aufrichtig angegeben, und nichts verschwiegen, erhellet aus dem Umstande, daß die Verwandten seiner verstorbenen Frau dabey gegenwärtig waren, welche einen jeden

Unterschleif, und wenn er auch noch so klein gewesen wäre, gewiß würden bemerket haben.

Dieß war also das ganze große Vermögen beyder Eheleute, welches, wenn man auch noch so reichlich rechnet, und einige Leibrenten an Wein und Getraide mit dazu schläget, höchstes auf 471 Livres jährliche Einkünfte betrug. Hierzu kommt noch, daß sie 388 Livres 14 Sols dringende Passiv-Schulden, und dagegen nur 284 Activ-Schulden hatten, folglich noch über 100 Livres schuldig blieben, welche man von der obigen Summe noch abziehen muß. Villain hat den damahligen Werth des Geldes genau berechnet, und so wohl die beständigen, als die Leibrenten zu Capital angeschlagen, und gefunden, daß der ganze Reichthum Flamels gleich nach dem Tode seiner Frau, in jetzigem Gelde berechnet, höchstens 40000 Livres Tournois, oder etwas über 10000 thlr. an Capital betragen hat; für einen Schreiber immer ein ansehnliches Vermögen, aber doch wahrlich nicht so ansehnlich, daß man dabey den Schmelztiegel mit zu Hülfe nehmen müßte, zumahl da er den größten Theil desselben erheirathet, und nicht einmahl selbst erworben hatte.

Aus einer andern Urkunde, welche die Vollzieher des Testamentes unter sich errichteten, ersiehet man zugleich auf das genaueste,

was Flamel als Usufructuarius von dem hinterlassenen Vermögen seiner Frau vermöge der gegenseitigen Schenkung zu genießen hatte. Die Kosten der Vollziehung des Testamentes mit Einfluß der Proceß-Kosten, und des Legates an die Isabelle betrugen 829 Livres, 3 Sols und 6 Deniers, und nach deren Abzug blieben ihm zusammen noch 182 Livres jährlicher Renten übrig.

Da dieses in lauter kleinen Zinsen und Renten bestand, so fand er auch nach Berichtigung des Nachlasses seiner Frau, außer seinen gewöhnlichen Berufsgeschäften hinlänglich zu thun. Da er sich dabey als einen erfahrnen und rechtschaffenen Mann bewies, so ernannte Jean Perrier, ein Priester und Pfarrer zu Paris, ihn 1404 mit zu seinem Testaments-Vollzieher. Da ein solches Aemtchen auch einen kleinen Gewinn abwarf, und er ohnehin schon bequem leben konnte, so hieng er nun wieder seiner Neigung zum Bauen nach, eine Neigung, welche ihn in der Folge zu dem Nahmen eines großen Architecten gebracht hat. Das erste, was er bauete, war ein neuer Schwibbogen auf dem Gottesacker der unschuldigen Kinder, und ein Grabmahl für seine verstorbene Wohlthäterinn. Beyde wurden, wie es scheinet, noch vor 1407 gebaut. Die Figuren von Bildhauerarbeit, welche

ſich an dem Schwibbogen befinden, haben den hermetiſchen Phantaſten wieder viel zu ſchaffen gemacht; indeſſen enthalten ſie nichts, was nicht der Zeit und den Umſtänden vollkommen angemeſſen wäre.

Die vornehmſte Figur iſt Chriſtus, welcher ſtehend abgebildet iſt, wie er mit der rechten Hand ſegnet, und in der Linken die Weltkugel hält. An dem Fußgeſtelle ſiehet man zwey Engel, welche auf Inſtrumenten ſpielen. Drey andere Engel, wovon ihrer zwey Rollen halten, auf welchen man die Worte lieſet: O Pater omnipotens! O Ieſu bone! umgeben das Haupt des Erlöſers, und bilden eine Art Glorie. Auf der linken Seite kniet Flamel zu den Füßen Pauli, und Pernelle zu den Füßen Petri. Beyde halten gleichfalls Rollen; auf der Rolle Flamels ſtehen die Worte: Dele mala quae feci, und auf der Pernelle Rolle: Chriſte, precor, eſto pius. Die hinter ihnen ſtehenden Engel ſagen auf ihren Rollen: O Rex ſempiterne! und Salve Domine angelorum! In der Corniche über dieſen Figuren ſiehet man das jüngſte Gericht, die vier Evangeliſten mit ihren Symbolen, und den Märtyrer-Tod der unſchuldigen Kinder; lauter hermetiſche, geheimnißvolle Bilder in den Augen der Goldhaſen, ob man ſie gleich auf jedem Gottesacker häufig genug findet. Und nunmehr darf man ſich auch nicht wundern, daß das

Dintenfaß, welches auf der einen Seite eine Hand hält, als das Wahrzeichen des Stifters, wider des Teufels Dank ein Schmelztiegel seyn muß. Ich übergehe die übrigen Figuren, ob sie gleich eben so goldhaltig seyn sollen, indem der Unsinn schon aus den vorigen, so wie aus Flamels ganzer Geschichte hinlänglich erhellet.

Ein anderer Bau, welchen Flamel zwar nicht allein aufführete, aber an welchem er doch Theil hatte, ist das Portal der Kirche der heil. Genevieve der kleinen oder des Ardens, welches laut der Ueberschrift 1402 von den Almosen mehrerer aufgeführet wurde. Dem Geschmacke seiner Zeit gemäß, und nach einer besondern ihm eigenen Eitelkeit, nach welcher er sich immer gern selbst zur Schau ausstellte, eine Eitelkeit, welche einen wahren Adepten sehr schlecht kleidet, ließ er sich über dem Theil, welchen er hatte bauen lassen, in Stein gehauen aufstellen. Damahls konnte eine solche Figur nicht über 4 bis 5 Livres kosten, indem die vier kolossalischen Figuren auf dem Thurme der Kirche des heil. Jacob, nach 1521 nicht mehr als 20 Livres kosteten. Folglich können dergleichen Figuren, deren er mehrere von sich aufstellen ließ, nicht zum Beweise seines ungeheuren Reichthumes dienen. — In allen diesen Figuren ist er in der damahls gewöhnlichen bürgerlichen Kleidung, aber nie als

ein Pilgrim abgebildet, wie Borel und andere ähnliche Träumer wollen.

Diese lassen ihn auch die alte Kapelle bey dem Hospitale S. Gervais aufführen, welche 1411 gebauet wurde. Allein in den noch vorhandenen Urkunden wird der ganze Bau ihm keinesweges zugeschrieben; wohl aber hat er das Portal derselben aufführen, und seinem Geschmacke zu Folge mit andächtigen Figuren auszieren lassen, wobey denn seine Mildtzkeit auch nicht vergessen wurde.

Die Adepten, deren Augen alles nicht bloß doppelt, sondern oft zehnfach sehen, geben vor, die öffentlichen Gebäude, welche Flamel aufführen lassen, wären fast unzählig; andere schränken sie auf drey Kapellen und vierzehn Hospitäler ein, welche Flamel und Pernelle noch gemeinschaftlich gebauet haben sollen. Die Wahrheit reducirt die drey Kapellen auf ein Paar Portale, wovon zwey noch dazu nicht einmahl mehr in die Lebenszeit der Pernelle gehören, und auch zu diesen hat Flamel nur einen Theil der Kosten gegeben. Wir wollen sehen, wie sehr nunmehr auch die vierzehn Hospitäler zusammen schwinden werden. Zum Glück sind die dahin gehörigen Urkunden noch alle vorhanden, welche hoffentlich mehr Glauben verdienen werden, als Volksmährchen und Goldmacherwind.

Flamel war andächtig und eitel; er besaß nach dem Tode seiner Frau mehr, als er bey seiner Sparsamkeit gebrauchte, und hatte, allem Ansehen nach, keine nahe Verwandte. Er ging daher gegen das Ende seines Lebens mit etwas um, das seine bisherigen Bauwerke allerdings übertraf. Er wollte ein Haus bauen, in welchem arme Reisende umsonst wohnen könnten. Er wählte zu dem Ende eine wüste Gegend, in der damahligen Vorstadt, in der heutigen Gasse Montmorency, wo er ohnehin schon ein Häuschen besaß, und wo Grund und Häuser wohlfeil waren, denn er erhielt den nöthigen Platz von dem Priorate S. Martin, welchem derselbe gehörte, gegen einen Erbzins von 10 Sols, und eben so viele Lehenwaare bey einem neuen Prior; doch mit der Bedingung, daß er keine Kapelle dabey sollte bauen lassen, woraus erhellet, daß sein Gebäude nicht zu einem Hospitale, sondern bloß zu einer unentgeldlichen Herberge bestimmt war. Das Haus, welches Flamel damahls bauete, ist noch vorhanden, aber aus den noch vorhandenen Contracten und Rechnungen erhellet, daß ihm der ganze Bau nicht über 200 Livres gekostet haben kann, zu deren Aufbringung er denn weder Blasebalg noch Schmelztiegel nöthig hatte. Auch dieses Haus wurde auf seine Art mit andächtigen Figuren ausgeschmückt, welche noch daran befindlich sind; allein es scheint, daß er sein Vorhaben in der Folge geändert haben muß, denn bey seinem

Tode waren alle Wohnungen in diesem Hause vermiethet. Fand er etwa, daß diese Freygebigkeit seine Kräfte überstieg, indem er von der Hälfte seines Vermögens nur den Nießbrauch hatte?

In der Folge kaufte er in dieser Gegend noch einige eingegangene Häuser oder Grundstellen, zu welchen er zum Theil nicht ohne kleine Kunstgriffe gelangte, so daß er außer seinem Hause in der Schreiberstraße, in der Gasse Montmorency zusammen fünf Häuser hatte, welche er aber nicht einmahl alle ausbauete. Eines davon, welches im Ankaufe 60 Livres gekostet hatte, wurde ihm geschenkt; das größte, welches ein Eckhaus war, bezahlte er mit 155 Livres, und ein kleines nur mit 19 Livres; lauter Summen, die seine natürlichen Einkünfte, bey seiner Sparsamkeit gewiß nicht überstiegen.

Damahls regierete Carl 6 in Frankreich, und da dieser immer Geld brauchte, und es auf alle nur mögliche Art zu bekommen suchte, so war es nichts ungewöhnliches, daß wohlhabende Bürger gezwungen wurden, dem Hofe eine gewisse Summe, unter dem Nahmen eines Darlehens zu geben. Flamel hatte sich durch sein Bauen und Häuser kaufen ausgezeichnet, und vermuthlich hielt man ihn für reicher, als er wirklich war. Er hatte schon gleich nach dem Tode seiner Frau dem Hofe ein Darlehn

von 100 Franken geben müssen, und jetzt (etwa um 1414,) ward er wieder auf 30 Franken taxiret. Man hat noch ein Stück von seinem eigenhändigen Briefe, worin er einen Freund wegen dieser Auflage um Rath fraget, und sehr darüber wimmert, weil sie nicht nur seinem Vermögen schade, sondern auch seinen Freyheiten, als eines geschwornen Schreibers der Universität nachtheilig sey. Wer in seinem Kohlensacke eine unerschöpfliche Goldquelle hat, wird sich wohl schämen, um eine Kleinigkeit von 30 Franken so viel Umstände zu machen. Und dennoch gibt dieser Umstand dem Borel, oder wem er das Mährchen abgeborgt hat, Gelegenheit zu erdichten, der Requeten-Meister Cramoisy sey selbst zu dem Flamel gekommen, das Darlehn von ihm für den König zu fordern, und da habe sich denn dieser ihm als einen Adepten zu erkennen gegeben, und ihn mit einem ganzen Kolben voll Gold-Tinctur bestochen. Abgeschmackter kann wohl nichts leicht erdichtet werden.

Je älter Flamel ward, desto begieriger scheint er auch geworden zu seyn, sein Vermögen zu vermehren. Eines seiner Lieblingsmittel war, daß er Erbzinsen, welche auf verfallenen Häusern und Grundstücken hafteten, folglich nicht waren bezahlet worden, wohlfeil kaufte, dann Klage erhob, das Grundstück subhastiren, und es sich für einen geringen Preis zuschlagen

ließ. Dabey gewann er bald, bald verlohr er aber auch; überdieß ward er dadurch in mannigfaltige Prozesse verwickelt, zu welchen er überhaupt geneigt gewesen zu seyn scheinet. Würde sich der Mann wohl so viele zweydeutige Mühe gegeben, sich so viele Sorgen und Verdruß gemacht haben, wenn er ein sicheres und leichteres Mittel gehabt hätte Reichthum zu erwerben? Er haderte dabey oft um eine sehr unbedeutende Kleinigkeit. Villain beschreibt aus den Acten einen weitläuftigen Prozeß, dessen Ende er nicht erlebte, und welchen er um eines Erbzinses willen von fünf Sols anfing.

Flamel, der seine Sorgen zwischen der Verwaltung und Vermehrung seines Vermögens und zwischen der Verbesserung seines künftigen Zustandes theilte, ging bereits mehrere Jahre vor seinem Tode mit seinem Testamente um, und da der Mann in allen Stücken sehr groß in Kleinigkeiten war, so scheint er hier diese ganze Kraft seiner Seele zusammen gefaßt und erschöpfet zu haben. Es ist in der That ein sonderbares Stück; es ist außerordentlich weitläuftig, und enthält eine ungewöhnliche Menge von Vermächtnissen und Stiftungen; aber eben dadurch war es auch ungemein geschickt, bey dem großen Haufen Aufsehen zu machen. Aber wenn man es bey dem Lichte besiehet, (Denn Villain hat es aus der noch vorhandenen Urkunde abdrucken lassen,) so kann man nicht umhin, über die Schwachheit des Mannes zu lächeln, der das

für seinen Stand ansehnliche, aber doch immer noch sehr mäßige Vermögen in so viel kleine Theile, oft von wenigen Sols, zerstückelte, wobey man sich keine andere Absicht denken kann, als daß er noch nach seinem Tode seine Eitelkeit befriedigen, und viel Geräusch von sich machen wollte. Es kommt noch dazu, daß seine Vermächtnisse sein nachmahls gefundenes Vermögen weit überstiegen, wodurch die Vollzieher seines Testamentes nachmahls in so viele Verdrüßlichkeiten verwickelt wurden.

Die Vermächtnisse seines letzten Willens lassen sich in drey Classen theilen; einige sind Legata, welche ein für alle Mahl bezahlet werden sollten; andere sind ewige Stiftungen, und noch andere endlich Leibrenten. Zu den Legaten gehörete baares Geld, die übrigen Vermächtnisse aber waren auf die Einkünfte von seinen Grundstücken angewiesen. Die Legata betrugen zusammen, (alles mit eingeschlossen, was nicht zu den beyden folgenden Classen gehörte, z. B. neunzehn silberne Kelche für so viele Kirchen, wovon doch jeder noch nicht drey Mark wog,) 1440 Livres Parisis, oder 1800 Livres Tournois, welche nach jetzigem Gelde 12234 Liv. 15 Sols oder etwa 3058 Thaler ausmachen. Wäre auch dieses alles bar vorhanden gewesen, so war es denn für einen wohlhabenden Bürger nichts außerordentliches, und es würde kaum seyn bemerket worden, wenn er

es an zwey bis drey Personen vermachet hätte; aber da er es unter so viele Personen und Stiftungen vertheilte, so mußte es nothwendig Aufsehen machen. Aber auch das fand sich nach seinem Tode nicht einmahl, indem das vorhandene bare Geld, und die aus den Mobilien gelöfete Summe kaum hinreichte, den vierten Theil der Legaten zu bezahlen, daher die Executores die Grundstücken mit zu Hülfe nehmen mußten.

Wenn man der hermetischen Legende glaubt, so haben Flamel und seine Frau vierzehn Kirchen und eben so viele Hospitäler in Paris gebauet, und mit reichlichen Einkünften versehen. Nun wenn das wahr wäre, so würde man bald an den Schmelztiegel glauben müssen. Doch die vielen aus seiner Zeit noch vorhandenen und zum Theil ihn selbst betreffenden Urkunden wissen kein Wort davon; aber das Testament gibt den Schlüssel zu diesem Mährchen. Er vermachte in der That an vierzehn Orten, und zwar theils Kirchen theils Hospitäler, — — und was denn? — — jedem einen jährlichen Zins von 10 Sols. — In der That ein großer Abschlag. Und auch dieses nicht einmahl umsonst, alle Jahr sollte jeder dieser 14 Orte an einem bestimmten Tage einen Kapellan in die Jacobi-Kirche schicken, welche eine Messe für ihn lesen sollten. Vierzehn Geistliche, die alle an einem Tage in die eine Kirche kamen, und für einen Verstorbenen Mes-

se lasen, mußten freylich Aufsehen machen. Der Pöbel staunte und glaubte, das geschehe aus Erkenntlichkeit für die unermeßlichen Reichthümer, die der glückliche Mann den vierzehn Kirchen und Hospitälern vermacht habe. Der Goldmacher hört das, nimmts auf Treu und Glauben an, vergrößerts auch noch ein bischen und pflanzt das Mährchen fort. Doch was Wunder? Die Herren bringen ja ihre Tage unter dem Blasebalge zu, daher der Wind nothwendig ihr liebstes Element ist.

Eine andere Verordnung in dem Testamente zielte gleichfalls darauf ab, Geräusch zu machen. Dreyzehn Blinde aus der Stiftung der Quinze-Vingts sollten alle Monathe im Jahre von einem Geistlichen mit vorgetragenem Kreutze in Prozession in die Jacobi-Kirche ziehen, und eine Messe für ihn anhören, und dafür bekam die ganze Gesellschaft jedesmahl 2 Liv. 7 Sols Parisis.

Nachdem nun Flamel auf diese und andere Arten reichlich so wohl für seine Eitelkeit, als auch für seine Seligkeit gesorgt hatte, so starb er den 22ten März vor Ostern 1417 d. i. nach unserer Jahrrechnung 1418, wie aus den noch vorhandenen Rechnungen hinlänglich erhellet. Sein Tod war das Signal zu vielen und langwierigen Streitigkeiten und Prozessen, welche theils von seinem zerstreueten in lauter kleinen Renten bestehenden Vermögen,

theils von der Menge seiner kleinen Vermächtnisse, theils aber auch von dem Zustande seines Vermögens selbst herrührten, wobey ich mich aber nicht lange aufhalten werde.

So lange Flamel lebte, konnte das Testament der Pernelle, wegen der gegenseitigen Schenkung nicht vollzogen werden. So bald er aber verstorben war, war die Vollziehung ihres Testamentes das erste, woran die beyderseitigen Executores dachten. Man fand sogleich Lücken in dem von der Pernelle hinterlassenen Vermögen, welche Flamel durch seine Schwindeley in dem Ankaufe ungangbarer Erbzinsen verursacht hatte, und wegen welcher man die Executores der Pernelle in Anspruch nehmen wollte. Mit Flamels Vermächtnissen ging es nicht viel besser; denn ein Theil der Erbzinsen, auf welchen sein Vermögen beruhete, ging noch während der Zeit, da die Executores mit der Vollziehung beschäftiget waren, verlohren, weil sie auf ruinirten Grundstücken hafteten, und die meisten übrigen verschwanden in der Folge, so daß 20 Jahr nach seinem Tode das wenigste von seinen Vermächtnissen mehr im Gange war. Da Andacht und Eitelkeit die herrschenden Leidenschaften dieses Mannes waren, so würde er für die Befriedigung beyder gewiß besser gesorget haben, wenn er andere Mittel besessen hätte, zu Reichthümern zu gelangen, als jeder anderer gewöhnlicher Mensch hat.

Die Prozesse, welche nach seinem Tode über eine Verlassenschaft entstanden, dauerten wenigstens bis 1440, denn bis dahin gehen die noch vorhandenen Acten.

Unter den noch vorhandenen und diese Erbschaft betreffenden Stücken ist das Hauptinventarium, welches die Testaments-Vollzieher gleich nach seinem Tode aufnahmen, nicht mehr vorhanden; allein man kann sein Vermögen, welches er bey seinem Tode hinterließ, aus andern Umständen sehr genau bestimmen. 1426 legten die Executores Rechnung ab, was sie in den sieben Jahren aus Flamels Vermögen eingenommen hatten, und dieses betrug in allem 2052 Liv. 10 Sols Pariſis; theilet man diese in sieben Theile, so kommt auf das Jahr ungefähr 280 Liv. Allein, da unter der obigen Summe auch der gefundene baare Vorrath, und die aus den Mobilien gelöſete Summe, welche beyde Posten doch nicht bekannt sind, mit begriffen sind, so wird man das von Flamel für seinen Theil verlassene Vermögen nicht über 250 Liv. jährliche Renten annehmen können. Das ist nun das so oft gerühmte ungeheure Vermögen dieses Wundermannes, welches in erdichteten Zahlen so oft mit dummen Erstaunen ist angegaffet worden. Und noch dazu ruheten diese Einkünfte größtentheils auf sehr unsichern Grundstücken,

daher sie auch von Jahr zu Jahren abnahmen bis sie fast völlig verschwanden.

Man siehet nunmehr von selbst, wie Flamel in den Verdacht eines ungewöhnlich grossen Vermögens gekommen, woraus denn ganz natürlich die fernere Muthmaßung floß, daß er dieses Vermögen auf einem außerordentlichen Wege müsse erlanget haben. Er besaß ein für seinen Stand zwar ansehnliches Vermögen, welches aber doch immer nichts außerordentliches war. Allein er verstand die Kunst, mit diesem Vermögen ein ungewöhnliches Geräusch zu machen, und es weit größer darzustellen, als es wirklich war. Der große Hause, der sich immer nur an den äußern Schein hält, nimmt nicht allein diesen für wahr an, sondern vergrößert ihn auch noch aus der ihm eigenen Liebe zum Wunderbaren, und da man ihm einmahl ein ungeheures Vermögen beylegte, wenigstens ein Vermögen, dessen Erwerb aus seiner Hanthirung nicht begreiflich war, so war es ganz natürlich, ihn für einen Mann auszugeben, der Gold machen könne. Macht es doch der Pöbel noch in unsern Tagen so; siehet er einen Mann, der sich durch Haushältigkeit und Fleiß mehr erwirbt, als sein stumpfer Kopf begreifen kann, so hat er entweder einen Bund mit dem Gott sey bey uns! oder er hat einen Schatz gefunden, oder er muß auch Gold machen können.

Al

Alles das ist sehr natürlich; auch das ist nicht unbegreiflich, daß die Zunft der Goldhasen diese Volksmährchen ergreift, sie weiter ausschmücket, und für baare Münze verkauft, weil diese Herren sich an Verstande und Einsichten selten von dem großen Haufen unterscheiden. Aber daß auch Schriftsteller besserer Art, wie z. B. Borel in seinem Thresor des Recherches et Antiquités Gauloises, solche Erdichtungen für wahr halten, und sie weiter fortpflanzen können, würde unbegreiflich scheinen, wenn man nicht die Macht der Einbildungskraft unter dem Monde kennete.

Indessen scheinet es, daß selbst der große Haufe nicht einig gewesen, woher Flamel sein großes Vermögen bekommen habe, denn es muß schon eine sehr alte Ueberlieferung seyn, daß er sich nicht sowohl durch den Stein der Weisen als vielmehr durch allerley mit den eben damahls aus Paris vertriebenen Juden gespielten Betriegereyen bereichert habe. Unter den Neuern hat Gabriel Naude' (in den Naudaeanis, und in den Observatt. Ital.) dieses Vorgeben vor andern wahrscheinlich zu machen gesucht. Flamel sagt er, war ein Schreiber oder Notarius und war den Juden 1393 und 1394 in ihren Prozessen bedient. Da sie damahls aus ganz Frankreich vertrieben, und ihre Güter confiscirt würden, Flamel aber alle

Schulden, die sie ausstehen hatten, wußte, so verglich er sich insgeheim mit ihren Schuldnern, nahm von jedem eine Summe Geldes, wogegen er sie bey dem Könige nicht angab, und dadurch kam er in kurzem zu einem so großen Reichthume.

Die Sache ist nicht unmöglich, klingt wenigstens wahrscheinlicher, als das Vorgeben seiner Geschicklichkeit Gold zu machen, daher auch alle, welche nicht an hermetische Geheimnisse glauben, diese Erzählung weiter fortgepflanzet haben. Allein, zum Unglücke ist sie eben so sehr ein Mährchen, als das erste Vorgeben; denn in seiner obigen Geschichte, von welcher sich jeder Umstand mit noch vorhandenen Urkunden belegen läßt, findet sich keine Spur einiges mit den Juden gehabten Verkehres. Selbst der Grund, aus welchem seine Verbindung mit den Juden allenfalls begreiflich werden könnte, ist erdichtet. Flamel war kein Notarius, sondern ein bloßer Abschreiber oder Copist, und als ein solcher konnte er keine Prozesse führen. Aus den noch vorhandenen Urkunden erhellet, daß er sich in seinen eigenen Rechtshändeln immer anderer Personen zu Advocaten und Notarien bedienet, und ein so haushältiger Mann, als er war, würde diese Kosten gewiß erspart haben, wenn er es konnt hätte.

Daß Pernelle und ihr Mann endlich ge-
storben, würde für jeden nur halb gesunden
Verstand keines weitern Beweises bedürfen, weil
noch ein jeder Mensch sterben muß. Zum
Ueberflusse sind in dem gegenwärtigen Falle
Zeit, Ort und übrige Umstände aus Urkunden
zweislich. Aber für die hermetische Zunft, de-
ren ehernen Glaube selbst Brocken der ersten
Größe verschlingt, gelten alle solche Beweise
nichts. Diese weidet sich mit dem Mährchen,
daß beyde noch wirklich leben, und noch meh-
rere Jahrhunderte zu leben haben. Pernelle,
sagt die Legende, stellete sich krank und starb
dem Vorgeben nach, da man denn an ihrer
Statt ein hölzernes Bild auf den Gottesacker
der Unschuldigen begrub. Sie selbst reisete muns
ter und gesund nach der Schweitz, wo sie ih-
ren theuren Nicolaus erwartete, der nach einis
ger Zeit eben dieselbe Komödie spielet, ein lan-
ges Testament und große Stiftungen macht,
und sich ein feyerliches Leichenbegängniß halten
läßt; aber in der Stille zu seiner Pernelle
reiset, und mit ihr die Welt durchwandert,
indem beyde vermöge des vollkommenen Elexirs,
der der Universal-Medicin von der höhern
Art die Kraft haben tausend Jahre zu leben.

So abgeschmackt auch das Vorgeben ist,
ist es doch wirklich noch Bescheidenheit ge-
gen die fast ganz unbegreifliche Unverschämt-

heit, mit welcher Paul Lucas, der auch wegen anderer Mährchen so berüchtigte Reisebeschreiber, behauptet, einen seiner Collegen selbst gesprochen, und von ihm dessen wahre Geschichte erfahren habe. Wunders halber will ich die ganze Mähre hersetzen; sie stehet in seinem Voyage de la Grece, Th. 2. S. 106 f. In Brousse lernte der Windbeutel einen Usbeckischen Dervis kennen, dessen äußeres Ansehen gleich etwas besonderes versprach; und das war denn kein Wunder, weil er schon weit über hundert Jahr alt war. Er sagte dem Franzosen, es wären ihrer sieben, welche in der Welt herumwanderten, um immer vollkommner zu werden. Wenn sie von einander gingen, so nähmen sie Abrede, in welcher Stadt sie sich wieder treffen wollten, und dahin kämen sie denn nach 20 Jahren zusammen. Diesmahl war Brousse der Sammelplatz der sieben Weisen, und ihrer vier waren bereits zugegen. In dem Gespräche mit dem Dervis kamen sie auch auf den Stein der Weisen, dem der Türke eine prächtige Lobrede hält und unter andern auch sagt, daß man vermittelst desselben sein Leben auf 1000 Jahre bringen könne. Lucas lacht, und führt den Flamel an, der ungeachtet seines philosophischen Steines doch wie andere Menschen sterben müssen. Der Dervis läugnet das, und versichert, daß er ihn mit seiner Frau noch vor drey Jahren in Indien gesehen habe, und daß Beyde seine ver

trauteſten Freunde wären, und nun folgt ihre ſchöne Geſchichte.

Unſere Weiſen, ſagt der Dervis, finden ſich in allen Secten. Zu Flamels Zeiten lebte ein ſolcher in der Jüdiſchen Nation, der aus Neigung ſeine Glaubensbrüder in Frankreich zu beſuchen, aus Aſien nach Paris ging, und daſelbſt einen Rabbiner kennen lernte, der auch an der Goldkrankheit darnieder lag, die er ihm heilte, indem er ihm 90 Pfund Bley in ſo viel feines Gold verwandelte. Der Rabbiner wird hitzig, und ſucht den Tauſendkünſtler bey ſich zu behalten; da aber dieſer auf ſeinen Vorſatz, wieder nach Aſien zu gehen, beſtehet, ſo ermordet er ihn, und erobert auf dieſe Art alle ſeine Geheimniſſe. Allein die Sache wird verrathen, und der Rabbiner wird lebendig verbrannt. Kurz darauf werden die Juden aus Frankreich vertrieben. Flamel, der menſchlicher geſinnet war, als andere Pariſer, nahm ſich ihrer unter der Hand an, daher viele derſelben ihm ihre Geſchäfte anvertraueten. Unter andern gab auch ein Jüdiſcher Kaufmann ihm alle ſeine Schriften und Handelsbücher in Verwahrung, und unter dieſen befanden ſich auch die Schriften des ermordeten Weiſen. Flamel ſchloß aus den Figuren ſogleich auf hermetiſche Geheimniſſe, reiſet nach Spanien und läßt ſich die Schriften von den daſigen Juden überſetzen. Hiermit gehet er wieder nach Pa-

rig, fängt mit seiner Frau an zu arbeiten, entdeckt das Geheimniß und erwirbt große Reichthümer. Seine Freygebigkeit, und die großen Gebäude, die er aufführen läßt, machen Aufsehen, und er befürchtet in Verhaft genommen zu werden. Er beschließt also Frankreich zu verlassen; seine Frau stirbt zum Scheine, reiset aber nach der Schweitz. Bald darauf bestiche Flamel die Aerzte und Geistliche, läßt sich ein Leichenbegängniß halten, und reiset seiner Frau nach. Von dieser Zeit an haben Beyde ein philosophisches Leben geführet, und halten sich bald in diesem, bald in einem andern Lande auf. — So geschickt wußte Lucas, oder wer sonst Erfinder dieser Geschichte ist, alle Volksmährchen von dem Flamel in ein einziges zusammen zu schmelzen.

Da nun, wie aus dem obigen erhellet, Flamel nichts weniger, als ein Adeptus war, so folget ganz natürlich, daß er auch nicht Verfasser der vielen alchymystischen Schriften seyn kann, welche ihm beygeleget werden, und welche alle Goldköche noch jetzt mit großer Ehrfurcht anstaunen. Er ist es auch gewiß nicht, und alle, welche unter seinem Nahmen herumschleichen, sind ihm zuverläßig untergeschoben. Indessen hat man in Ansehung dieses Punctes doch wirklich einigen Schein gehabt, wenigstens mehr, als bey den übrigen Erzählungen die man auf dessen Rechnung verbreitet hat.

Einige dieser Schriften sind in der That von seiner Hand, wie aus seinem beygefügten Nahmen, und der Zeit, wenn er die Schrift vollendet, deutlich genug erhellet. Das ist nun wohl nicht zu läugnen; aber wenn sie auch wirklich alle von seiner Hand wären, und alle seinen Nahmen aufzuweisen hätten, so würde daraus doch noch nicht folgen, daß er auch Verfasser derselben ist. Er war ein Abschreiber, schrieb also alles ab, was ihm abzuschreiben gegeben wurde, ohne sich um den Inhalt zu bekümmern, und da war denn nichts gewöhnlicher, als daß die Abschreiber ihren Nahmen, und die Zeit, wenn sie die Abschrift vollendet, darunter setzten. Da Flamel geschworner Abschreiber der Universität war, so scheinet diese Unterschrift seines Nahmens um der Glaubwürdigkeit der Abschrift willen, noch nothwendiger gewesen zu seyn. Wer mit den Handschriften der mittlern Zeit nur ein wenig bekannt ist, dem darf man alles das nicht beweisen. Es ist also ganz natürlich, daß Flamel allerley Bücher abschreiben mußte. Naude versichert zu Rom, in der Bibliothek des Cardinals Bagnio den Roman de la Rose des Johan de Mehun und des Clopinel gesehen zu haben, welchen Flamel abgeschrieben, und solches mit seinem Nahmen bestätiget habe. In den Bibliotheken Frankreichs werden solcher Bücher gewiß noch mehrere seyn. Unter diesen von ihm abgeschriebenen Büchern werden

nun ohne Zweifel auch alchymistische gewesen seyn, weil die hermetische Thorheit schon lange vorher durch die Araber unter den Christen war verbreitet worden, und man mehrere genannte und ungenannte Goldmacher dieser Zeit kennet. Es kann auch seyn, daß Flamel aus Geitz mit Büchern dieser Art einen besondern, ihm einträglichen Handel getrieben, weil es zu allen Zeiten Thoren gegeben hat, welche dergleichen Unsinn theuer bezahlen. Aber daraus folgt wieder nicht, daß er alle diese Bücher auch selbst verfertiget hat, wie der gemeine Irrthum will. Wer weiß indessen, ob nicht eine oder die andere solcher von ihm bloß copiirter Schriften zu dem ganzen Mährchen von seiner hermetischen Weisheit Anlaß gegeben, oder dasselbe doch wenigstens mächtig unterstützet hat. Doch dem sey, wie ihm wolle, so sind mir folgende Schriften bekannt geworden, welche man theils früher, theils später ihm beygeleget hat.

1. Sommaire philosophique, welches unter den Kunstliebhabern auch unter dem Nahmen des Roman de Flamel bekannt ist. Es ist ein altes hermetisches Gedicht, welches aus 656 Versen bestehet, und der Sprache nach gar wohl in die Zeiten Carls 6 gehöret. Es schließt sich so:

Dont prierai l' Haut Createur
Qu' il doint la grace à tout bon coeur

D' Alchymiſtes qui ſont ſur terre,
Briévement le poulet conquerre,
Pour puis en être alimenté
Nourri et très-bien ſubſtanté,
Comme ce peu qu' ici déclare
Me vient du haut Dieu notre Pere
Qui pour ſa bénigne bonté,
Le m' a donné en charité:
Donc vous fais ce préſent petit
Afin que meilleur appetit
Ayés cherchans et ſuivans train,
Qu' il vous montre ſoir et matin:
Lequel j'ai mis ſous un Sommaire,
Afin qu' entendiez mieux l'affaire
Selon des Philoſophes ſages,
Les dits, qu' entendez d' avantage.
Ie parle un peu ruralement:
Par quoi je vous prie humblement,
De m' excuſer et en gré prendre
Et à fort chercher toujours tendre.

Weder hier noch in dem ganzen Werke kommt die geringſte Spur vor, aus welcher man etwas zur Entdeckung des Verfaſſers ſchließen könnte. Auch der Titel Sommaire philoſophique iſt neu; denn nach dem Borel ſoll es, ein Auszug aus der ähnlichen Schrift des Trevisan, eines andern berühmten Goldkoches ſeyn. Aber was brauchte ein Adept, der in dem Werke ſelbſt verſichert, daß er das große Geheimniß drey Mahl gemacht habe, ſich mit

fremden Federn zu ſchmücken? Ohne Zweifel fand ein Fantaſt die Handſchrift in einer alten Bibliothek und glaubte ihr dadurch einen höhern Werth beyzulegen, wenn er ſie dem Flamel zuſchrieb, den die Mährchen des Volkes bereits zu einem Goldmacher erhoben hatten. Dieſer Fantaſt war nun allem Anſehen nach Jacob Gohorry, ein Pariſer; wenigſtens iſt er der erſte, welcher dieſe Schrift herausgegeben, und ſie zugleich dem Flamel beygelegt hat. Er geſellete ihr noch zwey ähnliche Schriften anderer Verfaſſer zu, und ließ alle drey unter folgendem Titel drucken; La transformation metallique, trois anciens traités en rime Françoiſe; ſavoir: la Fontaine des Amoureux de ſcience, par I. de la Fontaine. Les remonſtrances de nature à l' Alchymiſte, par Jean de Meung. Le Sommaire philoſophique de Nic. Flamel, Paris 1561, 8. Seit dieſer Zeit iſt das Ding mehrmahls gedruckt, und in mehrere Sprachen überſetzt worden. Lateiniſch ſtehet es in dem Muſeo hermetico reformato et amplificato. Frankfurt, 1677, 1678. in 4. Deutſch in Flamels Chymiſchen Werken an das Licht geſtellet von G. A. (Fridrich Rothſcholz,) Nürnberg in 8.

2. Le Livre des Figures hieroglyphiques de Nic. Flamel, ainſi qu' elles ſont en la quatrième arche du Cymetiere des Innocens à Paris — traitant de la transmuta-

tion metallique, non jamais imprimé. Traduit de Latin en François par P. Arnauld, Sieur de la Chevallerie, Gentilhomme Poictevin. Diese Schrift erschien mit noch zwey andern zuerst unter folgendem Titel: Trois traitez de la Philosophie naturelle, du très-ancien Philosophe Artephius. Lat. Franc. Plus les Figures Hieroglyphiques de Nic. Flamel et le vrai Livre de la Pierre philosophale du docte Synesius. Paris, 1612, 4; und mit einem bloß neuen Titel, eben daselbst, 1659, und abermahls, 1682, 4. S. davon Clement Bibl. cur. Th. 2, S. 149. Deutsch stehet es: Zwey auserlesene Chymische Büchlein, 1. das Buch der hieroglyphischen Figuren Nic. Flamelli, und 2. das wahrhafte Buch des gelahrten Griechischen Abts Synesii. Ohne Ort, 1680, 8. Man läßt den Flamel hier nicht allein die vorgegebenen hieroglyphischen Figuren an dem von ihm gebauten Schwibbogen auf dem Kirchhofe der Unschuldigen beschreiben, sondern auch die ganze Geschichte erzählen, wie er zu dem Steine der Weisen gekommen. Ich habe bereits oben bemerket, daß alles die albernste Erdichtung von der Welt ist, von welcher der vorgegebene Uebersetzer ohne allen Zweifel der Urheber ist, zumahl da das lateinische Original noch von niemand ist gesehen worden.

3. Quelques remarques ou maximes chymiques de Nic. Flamel et de Bernard Tre-

visan; befand sich handschriftlich in Thevenots Bibliothek, mit welcher es in die königliche zu Paris gekommen ist. Vermuthlich ist es auch gedruckt und in mehrere Sprachen übersetzt, wenn es anders mit folgenden eine und eben dieselbe Schrift ist: Annotationes Chymicae ex Democrito, Gebro, Lullio Villanovano, aliisque autoribus. Basel, 1600, 8; ingleichen mit Bernh. Trevisani Schrift de chymico miraculo. Basel, 1583, 8, und Strasburg, 1613, 8, in dem ersten Theile des Theatri chymici.

4. Kleinod der Philosophie oder das Original der Begierde. Ohne Ort, 1669, 8; ist mir nur aus der Uebersetzung bekant.

5. Der Abbt Pernety will in der gleich anfangs gedachten Widerlegung des Villain einen von dem Flamel 1414 eigenhändig geschriebenen Psalter gesehen haben, welcher an dem Rande mit einer alchymischen Schrift in einer sehr dunkeln allegorischen Schreibart beschrieben sey. Pernety gibt zwar nicht an, wo dieser Psalter befindlich sey; allein, da Flamel ein Schreiber war, so ist es sehr möglich, daß er mehr als einen Psalter abgeschrieben hat. Allein, daß er zugleich Verfasser der an dem Rande geschriebenen alchymistischen Possen sey, ist nach dem vorigen wenigstens höchstens unwahrscheinlich. Die Sache wird dadurch noch unwahrscheinlicher, daß diese Schrift zu so

der Frauen Schwesterſohn, Colin, gerichtet ſeyn ſoll, deſſen Glück er dadurch machen wollen; ein ſonderbares Glück, einen armen Menſchen mit einem unverſtändlichen Geſchwätz zu beſchenken, den er, wenn er wirklich die goldne Kunſt verſtanden hätte, auf eine weit leichtere und beſſere Art hätte glücklich machen können. Aus der wahren Geſchichte erhellet, daß Flamel ſich nach dem Tode ſeiner Frau um ihre Schweſterkinder nicht weiter bekümmert; wenigſtens kommen ſie in den vielen vorhandenen Urkunden mit keiner Sylbe weiter vor.

6. Annotationes ad Dionyſium Zachariam. Ohne Ort, 1602, 8; auch in dem Theatro chymico, Strasburg, 1613, Th. 1; ingleichen in des Joh. Jac. Manget Bibliotheque Chymique. Genf, 1702. Dieſe Schrift führet den Beweis ihrer Erdichtung ſo gleich an ihrer Stirn, indem Zacharias um 1550, alſo über anderthalb Jahrhunderte nach dem Flamel lebte.

7. Borel und Lenglet du Fresnoy in der Hiſtoire de la Philoſ. Hermet. führen noch mehrere Schriften von ihm, welche vermuthlich nur in den Handſchriften herumſchleichen, z. B. La vraye Pratique de la noble ſcience d' Alquimie ou les Laveures de Flamel; La Muſique Chymique de Flamel; Le grand Eclairciſſement de Flamel, welches doch dem Borel zu Folge bloß ein Stück eines größern Wer-

les eines gewiſſen Chriſtophe Pariſien ſeyn ſoll; Le Deſir deſiré, ou le Livre des ſix paroles, und andere mehr, welche, wenn ſie wirklich aus ſeinem Zeitraume ſind, und ſeinen Nahmen am Ende führen, allenfalls von ihm können ſeyn abgeſchrieben, aber wohl ſchwerlich verfertiget worden. Denn wenn er auch Fantaſt genug dazu geweſen wäre, ſo hatte doch der Mann, wie aus ſeinem Leben erhellet, theils mit ſeinem Gewerbe, theils mit der Verwaltung ſeines Vermögens zu viel zu thun, als daß er für ſolche betrügliche Poſſen hätte Zeit übrig behalten können; der Nahme betrügliche Poſſen iſt gewiß nicht hart, denn noch hat keiner aus dieſen und andern ähnlichen Stücken Gold machen gelernet, wohl aber haben viele tauſend ſchwache Köpfe Verſtand, Vermögen und Gemüthsruhe dadurch verlohren.

8. Nichts deſto weniger ſind die ihm beygelegten Schriften mehr als einmahl zuſammen gedruckt worden, wenigſtens in Deutſcher Sprache. So gab Johann Lange ſie zu Hamburg zweymahl heraus, nehmlich 1673 und 1681, in 8, und Friedrich Rothſcholz, der eifrige Verehrer ſolches Unſinnes ließ ſie zu Nürnberg, ohne Meldung des Jahres, aber um 1730, in 8 gleichfals wieder auflegen. Da ich keine dieſer Sammlungen geſehen habe, ſo weiß ich auch nicht, was von den im vorigen angezeigten Schriften darin befindlich iſt.

36. Pierre de Montmaur,

ein Niederträchtiger. *)

Hat je die Satyre ihre muthwillige Geiſſel über einen Elenden geſchwungen, haben je die größten Köpfe ihrer Zeit ihren Witz und Laune über einen Niederträchtigen ergoſſen, und hat je ein Menſch alle ſolche Anfälle mit der dümmſten Gleichmüthigkeit ertragen und dabey ſeine Diſteln mit langöhriger Unempfindlichkeit gekäuet, ſo war es Pierre de Montmaur. Vielleicht rührte dieſe Verläugnung ſeiner ſelbſt von dem Bewußtſeyn her, daß dieß das einzige Mittel war, ſeinen Nahmen zu verewigen, der ohne dieſe Denkmahle des bitterſten Spottes gewiß nicht würde auf die Nachwelt gekommen ſeyn.

Montmaur gleicht mehrern großen Männern wenigſtens darin, daß ſein Vaterland ungewiß iſt. Menage ſagte im Scherze, er ſey in regione Pedana, in dem Lande der Pedanterie gebohren. Der Verfaſſer der Hiſtoire de la Vie et

*) Bayle in ſeinem Dictionn. vornehmlich aber: Hiſtoire de P. de Montmaur par M. de Sallengre. Haag, 1715, zwey Bänden in 8, wo doch die zuſammen gedruckten Satyren auf den Montmaur den größten Theil des Werkes ausmachen.

de la Mort du Grand Mogor läßt ihn aus Cahors herſtammen, und ſagt, daß ſeine Mutter daſelbſt als eine feile Weihsperſon gelebt habe. Auch Feramus gibt Quercy für ſein Vaterland aus. Montmaur ſelbſt ſoll Cahors für ſeine Vaterſtadt ausgegeben haben, vielleicht nur, ſeinen wahren Urſprung zu verbergen, denn Baluze, der es ſehr wohl wiſſen konnte, verſicherte den Sallengre, daß Bekaille, ein Dorf in Unter-Limouſin, zwiſchen Tulle und Brive, ſein wahrer Geburtsort geweſen.

Daß er von dem niedrigſten Stande geweſen, würde man ſchon aus ſeiner niedrigen Denkungsart und ungebildeten Sitten ſchließen können, wenn es auch ſonſt nicht bekannt wäre. In der Marmitodeificatione ſagt Mercur zur Lucina: „du weißt zuverläſſig nicht, „wer ſeine Mutter war, und ſelbſt Jupiter, der doch „alles weiß, hat ſeinen Vater nie gekannt.„ Doch was Jupiter nicht wußte, das wußte Baluze, der den Sallengre verſicherte, daß ſein Vater ein Bauer geweſen. Dieſe geringe Abkunft würde ihm gewiß nicht zum Nachtheil gereichet haben, wenn er ſie nicht durch ſeine Sitten ſein ganzes Leben hindurch verrathen hätte. Kein Schriftſteller hat das Jahr ſeiner Geburt aufgezeichnet, und Sallengre erfuhr bloß durch Umwege, daß er 1576 geboren worden.

Nachdem er ſeine Mutter verlohren hatte, kam er nach Bourdeaux und ſtudierte daſelbſt

selbst bey den Jesuiten; allein, da er blutarm war, so mußte er seinen nothdürftigen Unterhalt damit erwerben, daß er den übrigen Schulkindern die Bücher nachtrug. Da die Jesuiten ein gutes Gedächtniß an ihm bemerkten, so machten sie sich viele Hoffnung von ihm, nahmen ihn in ihrem Orden auf, und schickten ihn nach Rom, wo er die Grammatik drey Jahre mit Beyfall lehrete. Allein die Freude war von keiner langen Dauer, denn ehe man es sich versieht, ist Montmaur nicht mehr in dem Orden. Er gab vor, die Jesuiten hätten ihn seiner schwächlichen Gesundheit wegen entlassen; allein wer den Geist des Ordens kennet, wird das nicht sehr wahrscheinlich finden. Ueberdieß verrieth Montmaur in der Folge den stärksten und dauerhaftesten Körper, so wie man ihn von einem Menschen von seiner geringen Herkunft nur erwarten konnte. Andere behaupteten daher, er habe falsche Empfehlungsschreiben ausgegeben, und dabey das Siegel des Provinzials nachgemacht, daher man ihn aus dem Orden gejagt habe.

Was nun auch die Ursache seiner Entlassung aus dem Orden gewesen seyn mag, so begab er sich nach Avignon, wo er das Handwerk eines Charlatans trieb, und sich damit viel Geld erwarb. Allein, der Magistrat jagte ihn und alle Fremden aus der Stadt, daher er sich nach Tou-

louse und nach einigem Aufenthalte nach Paris begab. Was er in Toulouse angegeben, wird nicht gemeldet; allein in Paris legte er sich auf die Rechtswissenschaft, ward Advocat, und fing an fremde Prozesse zu führen. Allein da er zu ungeschickt, und vielleicht auch zu ungesittet war, so wollte niemand ihm seine Rechtshändel anvertrauen, daher gab er auch dem Justinian den Abschied. In der Ungewißheit, womit er nunmehr sein Brodt erwerben sollte, hörte er, daß der Cardinal Richelieu den Dichtern viel Gutes erweise, und sogleich ward er ein Poet, verfertigte Anagrammen, Akrostiche und andere poetische Tändeleyen. Zuweilen hob er sich bis zur Elegie, wovon noch eine übrig ist.

Ob der Cardinal seine hungrige Muse gefüttert habe, ist nicht bekannt. Man weiß nur, daß er 1617 Lehrer des Roger de Choiseul, ältesten Sohnes des Carl de Choiseul, Marquis de Praslin ward, welcher zwey Jahre darauf die Würde eines Marechal de France erhielt. Montmaur muß sich früh mit einiger Kenntniß der Griechischen Sprache gebrüstet haben, denn man pflegte ihn damahls nur den Griechen zu nennen; indessen wird aus dem folgenden erhellen, daß seine Kenntniß dieser Sprache von keiner großen Bedeutung war. Zwar ward er 1623 wirklich königlicher Professor der Griechischen Sprache zu

Paris; allein er hatte diese Beförderung nicht seinen Verdiensten, sondern bloß dem bey dem Marquis de Praslin ersparten Gelde zu danken, indem er diese Stelle dem Hieronymus Goulu abkaufte. Montmaur bekleidete diese Stelle 25 Jahr, und starb den 7ten Sept. 1648 in einem Alter von 74 Jahren. Die eigentlichen Umstände seines Lebens sind also sehr kurz und unbedeutend; allein zum Glück ist sein Charakter für den Geschichtschreiber desto fruchtbarer.

Er war nicht ohne Fähigkeiten; besonders besaß er ein außerordentliches Gedächtniß, daher er zu den Sprachen geschickt war, vieles gelesen hatte, und das Gelesene nicht selten an den schicklichsten Orten wieder anzubringen wußte. Er besaß auch Witz; nur Schade, daß er von der boshaftesten Art war, und seiner schlechten Erziehung wegen nicht selten in das Niedrige fiel. Bey diesen Umständen hätte er immer ein guter, mittelmäßiger Professor seyn können, dergleichen es so viele gibt, hätte nicht sein niederträchtiger Geiz das wenige Gute in ihm ganz verdorben, und ihn sehr frühe zu einem Gegenstande des Spottes und der Verachtung gemacht. Er konnte, da er unverheirathet war, von seiner Professur sehr gemächlich leben, indem er überhaupt 5000 Livres jährliche Einkünfte gehabt haben soll; allein er

lehrte lieber auf anderer Kosten, und machte aus dem Schmarotzen sehr bald ein ordentliches Handwerk, welches ihm desto besser gelang, da man ihn wegen seines boshaften verläumderischen Witzes gern an den Tafeln der Großen hatte, zumahl da er für eine gute Mahlzeit gern einen Spaß mit sich machen ließ. In solchen Gesellschaften war es auch leicht, mit ein wenig sehr seichter Gelehrsamkeit zu glänzen, denn daß des Montmaur Kenntnisse von dieser Art waren, erhellet aus seinen Werken, welche Adrian de Valois unter dem Nahmen Quintus Januarius Fronto heraus gab, und welche noch tief unter dem Mittelmäßigen sind, und den schwachen Kopf und unverschämten Schwätzer in seiner ganzen Größe darstellen.

Daß auch sein Witz gerade von der unwürdigsten Art war, erhellet daraus, weil er immer nur in Anagrammen und Anspielungen bestand, welche letztere oft schmutzig, allemahl aber boshaft waren. Seine Ausschweifung in solchen Kindereyen machte, daß man dergleichen Wortspiele in Frankreich lange Zeit Montmorismes nannte, so wie man in Griechenland, solche Wortspiele vorbringen, γοργιαζειν nannte, weil der Redner Gorgias darin sehr stark war.

So unbedeutend nun auch seine Gelehrsamkeit, und so groß seine Abneigung vor allen gelehrten Beschäftigungen war, so unbe-

gränzt war doch seine Ruhmredigkeit und Prahlerey, welche desto unerträglicher war, je weniger sie mit ein wenig Geschmack gewürzt war. Da er aber dem Schmarotzen auch seine Vorlesungen versäumte, und daher befürchten mußte, daß man ihm seine Professur nehmen möchte, so ließ er einmahl anschlagen, daß er über den Hesychius lesen wollte. Hier ist sein Anschlag selbst, welcher den Windbeutel in seiner ganzen Größe darstellet.

Cum Deo Petrus de Montmaur, Graecarum Litterarum Regius Professor, Hesychii recondita eruditione refertas Glossas visendas, fruendas proponet, lectissimis parenchiresibus earundem praestantiam patefaciet; auctorem eximium non fuisse alienum a Christianis pietatis nostrae sacris praefationis epicheremate demonstrabit; arduis vocibus explanationem asseret, vetustis novitatem, novis auctoritatem, obsoletis nitorem, obscuris lucem, fastiditis gratiam, dubiis fidem, in omnibus vero Deum quaeret et in Deo omnia, quo digna (ipso faciente) proferentur, ne quid piis cogitationibus, his praesertim sacris statis ceremoniis et esurialibus feriis pereat. Τα καλα ἐξω. Die Martis hora 7 antemeridiana, in auditorio Franciae novo.

Man bemerke, daß er die Woche nur eine Stunde lesen will, und noch dazu zu einer Stunde, in welcher die ganze Pariser Welt

noch schläft. Es war daher kein Wunder, daß er keine Zuhörer hatte, und man ihn nur die Stimme dessen, der da schreyet in der Wüsten nannte.

Am besten erhellen seine Gelehrsamkeit, seine Prahlerey und seine Unverschämtheit aus folgender Geschichte, welche Nicolaus Bourbon dem Claude de Mesmes, Grafen d' Avaux, in einem lateinischen Briefe erzählet. Bourbon kam einmahl mit dem Montmaur bey dem Kanzler zusammen, und der Unhold hatte daselbst, wie gewöhnlich das große Wort, und citirte bey Gelegenheit einer Stelle Pauli, worin er auf die Fechter und Verdammten anspielet, eine Menge Griechischer und lateinischer Schriftsteller. Bourbon setzte ein Mißtrauen in seine Anführungen, und rieth der Gesellschaft, ihm nicht eher zu glauben, bis er die angeführten Stellen vorwiese; und dabey hatte es damahls sein Bewenden. Als Bourbon nach Hause gekommen war, schlug er die vorgegebenen Stellen nach, und fand, daß von allem, was der Wintbeudel vorgegeben hatte, auch nicht ein Wort wahr war. Als dieser zwey Tage darauf, wie gewöhnlich, wieder zu dem Kanzler zu Tische kam, zog man ihn mit seinen angeführten Stellen auf; allein er war unverschämt genug, die Wahrheit seines Vorgebens zu behaupten, und schrie, ehe noch die Tafel geräumet war, gebt mir den Hesychius, den Man-

lange Weile. Da sich die verlangte Stelle immer nicht finden wollte, so schmähete er bald auf sich selbst, bald auf das Buch, bald auf die Ausgabe. Endlich forderte er die Baseler Ausgabe, (eine seiner gewöhnlichen Behelfe;) allein man sagte ihm, daß Gersons Werke niemahls in Basel wären gedruckt worden. Nun schreyet er, so geben sie mir die mit der alten Gothischen Schrifft. — Sie kommt, er blättert und blättert — ha! schreyt er endlich triumphirend, εὕρηκα, εὕρηκα, hier ist sie, legt die Finger auf die eine Stelle des Buches und zeiget sie von weiten. Die Bischöfe erschrecken zum zweyten Mahle, und stehen auf, sich durch den Augenschein von der demüthigendem Wahrheit zu überzeugen, — aber auf einmahl fällt dem Windbeutel das Buch aus der Hand, die Stelle verblättert sich, und so viel er auch von neuem sucht, so kann er sie doch nicht wieder finden. Er wird böse, beißt sich in die Nägel, und stampft mit dem Fuße, und sucht auf diese Art seinen Betrug zu verbergen. Allein die Bischöfe bemerkten nunmehr den Kniff, lasen ihm den Text und schalten ihn einen Betrieger. Doch das focht ihn weiter nicht an, wenn er damit nur eine Mahlzeit Essen erkaufen konnte.

Da seine ganze Gelehrsamkeit entweder Wind, oder wenn es hoch kam, bloßer seichter Gedächtnißkram war, so darf man sich nicht

wundern, daß er bey einer gewissen Gelegenheit die Stelle in Virgilius,

— Est mollis Flamma medullas,

nicht exponiren konnte, und behauptete est stehe hier für habet; daß er den Dio mit dem Dionysius verwechselt; daß er einmahl ein ganzes Capitel aus einem Briefe Pauli las, und glaubte, daß er ein Capitel aus dem Marco läse, und bey jedem Worte den schönen Styl des Evangelisten bewunderte, u. s. f.

Da er sich an den Tafeln der Großen immer gern mit Stellen aus Griechischen Schriftstellern brüstete, weil er wußte, daß immer die wenigsten Anwesenden diese Sprache verstanden, daher er hier ungestraft lügen konnte: so pflegte man ihn nur den Griechen zu nennen. Indessen kann es seyn, daß man ihm diesen Beynahmen gegeben, um ihn von dem Requeten-Meister Montmor, der mit ihm zu einer Zeit lebte, zu unterscheiden.

Montmaur wohnte in dem Collegio Boncour, welches auf einem Hügel liegt, und dieser Umstand ward von der Laune seiner Spötter vortreflich genutzt, denn man sagte, er habe sich bloß darum in dem höchsten Theile der Stadt einquartiret, um den Rauch aus den Feuermauren desto besser beobachten zu können. Sehr schön druckt den Gedanken Feramus folgender Gestalt aus:

lange Weile. Da sich die verlangte Stelle immer nicht finden wollte, so schmähete er bald auf sich selbst, bald auf das Buch, bald auf die Ausgabe. Endlich forderte er die Baseler Ausgabe, (eine seiner gewöhnlichen Behelfe;) allein man sagte ihm, daß Gersons Werke niemahls in Basel wären gedruckt worden. Nun schreyet er, so geben sie mir die mit der alten Gothischen Schrift. — Sie kommt, er blättert und blättert — ha! schreyt er endlich triumphirend, εὕρηκα, εὕρηκα, hier ist sie, legt die Finger auf die eine Stelle des Buches und zeiget sie von weiten. Die Bischöfe erschrecken zum zweyten Mahle, und stehen auf, sich durch den Augenschein von der demüthigenden Wahrheit zu überzeugen, — aber auf einmahl fällt dem Windbeutel das Buch aus der Hand, die Stelle verblättert sich, und so viel er auch von neuem sucht, so kann er sie doch nicht wieder finden. Er wird böse, beißt sich in die Nägel, und stampft mit dem Fuße, und sucht auf diese Art seinen Betrug zu verbergen. Allein die Bischöfe bemerkten nunmehr den Kniff, lasen ihm den Text und schalten ihn einen Betrieger. Doch das focht ihn weiter nicht an, wenn er damit nur eine Mahlzeit Essen erkaufen konnte.

Da seine ganze Gelehrsamkeit entweder Wind, oder wenn es hoch kam, bloßer seichter Gedächtnißkram war, so darf man sich nicht

Ich habe schon bemerkt, daß dem Montmaur keine Niederträchtigkeit zu groß war, wenn er nur damit die Füllung seines Wanstes erkaufen konnte. Er war daher das gewöhnliche Ziel des Spottes und der Laune an denjenigen Tafeln, welche er zu brandschatzen pflegte. Indessen ist nicht zu läugnen, daß er seinen Witz in solchen Fällen oft sehr gut anzubringen wußte. Er speisete einmahl bey dem Kanzler Seguier, und als das Essen aufgetragen wurde, schüttete der Bediente eine Schüssel Brühe über ihn her. Montmaur sahe wohl, daß die Sache angestellet war, ließ sich aber nichts merken, sondern sahe bloß den Kanzler an, und sagte: Summum jus, summa injuria. Man bemerke hier das Wortspiel mit dem Worte jus, auf welchen sein Witz fast immer gestimmet war.

Menage hatte ihn in einer seiner Satyren auf das unbarmherzigste herum genommen, und ihn unter andern in einen Papagey verwandelt. Man las ihm das Stück vor, um ihn zu kränken; allein er antwortete ganz kaltblütig: „gut, so wird es mir wenigstens nicht „an Wein fehlen mich zu baden, noch an ei„nem Schnabel, um mich zu vertheidigen.“ Und als man die Verwandlung sehr schön fand, so erwiederte er: „was ist es denn nun für „ein Wunder, daß ein so großer Schwätzer,

Quæ posuit stabiles Parisina academia sedes
In monte excelso mons eminet altior. Illic
Exigua parvos habitat mercede penates
Non illic studia, et docti vicinia Phoebi
Pellexere hominem, sed ut hinc toti incubet urbi,
Majoresque alto speculetur vertice famos,
In tua jejunus ruiturus prandia, *Memmi*,
Vel famose tuae, *Bonelli*, fercula mensae,
Seu vestras, *Hanequine*, dapes tanta arte paratas,
Et quicunque alii mensa praestatis opima
Luculli illustres, Maecenatesque beati.

Allein, wenn er von dieser Lage den Vortheil hatte, daß er aus seiner Höhe jeden Tag die geschäftigsten Küchen wittern konnte, so hatte sie wieder den Nachtheil, daß er von denjenigen Tafeln, an welchen er gewöhnlich schmarotzte, zu entlegen war, daher er sich ein Pferd zulegen mußte, und dieses Pferd war unter den witzigen Köpfen seiner Zeit eben so berühmt, als der Rossinante des Don Quixote, vermuthlich weil es viele Aehnlichkeit mit demselben hatte. Aus Geiz gab er demselben nichts zu fressen, sondern der arme Gaul mußte warten, bis er seinen Herrn zu einer wohlbesetzten Tafel trug, und dann kam es auf den Wirth oder dessen Leute an, ob sie aus Mitleiden auch seinen Gaul füttern wollten oder nicht. Oft war er auch dreist genug ausdrücklich zu verlangen, daß man sein Pferd nicht vergessen möchte.

Ich habe schon bemerkt, daß dem Montmaur keine Niederträchtigkeit zu groß war, wenn er nur damit die Füllung seines Wanstes erkaufen konnte. Er war daher das gewöhnliche Ziel des Spottes und der Laune an denjenigen Tafeln, welche er zu brandschatzen pflegte. Indessen ist nicht zu läugnen, daß er seinen Witz in solchen Fällen oft sehr gut anzubringen wußte. Er speisete einmahl bey dem Kanzler Seguier, und als das Essen aufgetragen wurde, schüttete der Bediente eine Schüssel Brühe über ihn her. Montmaur sahe wohl, daß die Sache angestellet war, ließ sich aber nichts merken, sondern sahe bloß den Kanzler an, und sagte: Summum jus, summa injuria. Man bemerke hier das Wortspiel mit dem Worte jus, auf welchen sein Witz fast immer gestimmet war.

Menage hatte ihn in einer seiner Satyren auf das unbarmherzigste herum genommen, und ihn unter andern in einen Paydgey verwandelt. Man las ihm das Stück vor, um ihn zu kränken; allein er antwortete ganz kaltblütig: „gut, so wird es mir wenigstens nicht „an Wein fehlen mich zu baden, noch an einem Schnabel, um mich zu vertheidigen.“ Und als man die Verwandlung sehr schön fand, so erwiederte er: „was ist es denn nun für ein Wunder, daß ein so großer Schwätzer,

„als Menage ist, einen guten Papagey ge„macht hat!“

Unter vielen andern Untugenden hatte Montmaur auch diese, daß er in jeder Gesellschaft von Anfang bis zu Ende das große Wort haben wollte. Da der beissendste Spott, und selbst die niedrigste Behandlung nicht im Stande war, ihn zu erzürnen oder ihn nur aus seiner unempfindlichen Gleichgültigkeit zu bringen: so beredeten sich einige Spötter, ihn bey dieser schwachen Seite zu fassen, und ihn nicht zum Worte kommen zu lassen. Der Streich sollte an einem Tage ausgeführet werden, da sie mit dem Montmaur bey dem Präsidenten de Mesmes speisen mußten. Die Verschwornen begaben sich sehr zeitig zu dem Präsidenten, damit ihr Gegner nicht Zeit hätte, sich vor ihnen des Gespräches zu bemeistern, und beredeten sich, daß so bald einer aufgehöret hätte, zu reden, der andere anfangen, und allenfalls den Montmaur, wenn er das Wort nehmen wollte, überschreyen sollte. Der Urheber des Streiches war ein Advocat, dessen Vater Gerichtsfrohn war, und dieser Umstand verdarb den ganzen Spaß. Nachdem sich die Gesellschaft auf das Beste auf ihre Rollen vorbereitet hatte, trat Montmaur herein, und der Advocat rief ihm sogleich entgegen: Krieg! Krieg! Montmaur antwortete ganz gelassen: „sie sind ein sehr „ausgearteter Sohn, wenn ihr Vater schreyet

„nur Friede! Friede!“ Die Bosheit erregte ein allgemeines Gelächter, die Verschwornen kamen aus aller Fassung, und der verschämte Advocat konnte die ganze Mahlzeit kein Wort vorbringen, dagegen der Schmarotzer es sich desto besser schmecken ließ, und die ganze Tafel mit seinem gewöhnlichen Geschwätz unterhielt.

Man hat noch einige andere Einfälle von ihm aufbehalten, welche ihm den Nahmen eines witzigen Tischgastes erwerben könnten, wenn nicht seine Niederträchtigkeit ihn ein Paar Grade tiefer setzte. Er speisete einmahl in einer großen Gesellschaft seiner Freunde, wovon einige plauderten, andere sangen, und andere lachten. „Ey, meine Herren, sagte er, seyn sie „doch ein wenig stille, man weiß ja sonst nicht, „was man isset.“

Allein nur selten war sein Witz so unschuldig; gemeiniglich war er bitter und beleidigend, und noch dazu waren es die meisten Mahle mehr Schmähungen und Verläumdungen als Witz; denn eine seiner liebsten Unterhaltungen bestand darin alles das zu verachten, was andere hochschätzten, und jeden der besser war, als er, und wie viele waren deren nicht? über seine boshafte Zunge springen zu lassen. Sein Geitz, sein Schmutz, sein niederträchtiges Schmarotzen, konnte ihn verächtlich machen; allein die unbegränzte Verachtung anderer, die Ruhmredigkeit bey aller seiner Un-

wissenheit machte ihn verhaßt, und war die wahre Ursache, welche ihn zu dem Ziele des Spottes aller witzigen Köpfe seiner Zeit machte.

Baile sucht die Ursache dieser Erscheinung in einem Grunde, der dem Montmaur ein wenig zu viel Ehre macht. Er sagt, dieser Unhold hätte durch seine Belesenheit, und durch seinen Witz alle übrige schönen Geister in den glänzenden Gesellschaften verdunkelt, und dieß habe sie denn bewogen, sich gleichsam wider ihn zu verschwören, und ihn gemeinschaftlich lächerlich zu machen. Allein diejenigen Männer, welche den Unhold an ihren Tafeln duldeten, wie z. B. der Kanzler Seguier, der Präsident de Memes u. s. f. waren selbst grundgelehrte Männer, und ihre Gesellschaft war immer die ausgesuchteste. Hier konnte nun Montmaur mit seiner seichten Belesenheit gewiß eben so wenig glänzen, als mit seiner Unverschämtheit, und es ist gewiß, daß sie ihn nicht wegen seiner Gelehrsamkeit zur Tafel zogen, sondern um an ihm einen lustigen Rath zur Beförderung der Verdauung zu haben. Und dann waren diejenigen, welche sich wider ihn vereinigten, insgesammt solche Männer, die den Montmaur wahrlich weder wegen seines Witzes, noch wegen seiner Gelehrsamkeit zu beneiden Ursache hatten, wie sogleich erhellen wird.

Heu! male jejunum laſſatumque arduus ille
Iupiter aſpexit, ſed non occurrit egenti;
Tu melior Memmi, perituroque aequior unus,
Speratam ſpondes demum indulgere ſalutem
Et ſervare duos vis exoratus in uno.
Sic fatur, vinoque humentia lumina terſit
Pro lacrimis; riſit Paraſiti rhetoris artem
Memmius et riſu ſanxit ſua vota roganti.

Montmaur fängt nunmehr an die Alten, ſo wie die Neuern, die Lebendigen und die Todten über ſeine boshafte Zunge ſpringen zu laſſen, bis endlich der Präſident ihn ſchweigen heiſſet, und ihm drohet, daß er ihm ſonſt ſeine Tafel auf immer verbiethen wolle. Zweiter Theil. Die Tafel wird aufgehoben, und man ſtehet auf; aber zum großen Verdruſſe des Montmaur, der immer mehr Appetit bekommt, je mehr er iſſet. Plötzlich ſchlägt ihn ſein Gewiſſen wegen ſeiner Verläumdungen; doch nur, weil er, befürchtet, künftig nicht mehr angenommen zu werden. Zu dem Ende bittet er den Präſidenten auf das demüthigſte um Vergebung, und da er ſie erhält, ſo iſt er vor Freude auſſer ſich; er will dem Präſidenten zu Füſſen fallen, ſtolpert aber und fällt ſich das Geſicht blutrünſtig. Dritter Theil. Montmaur gehet aus dem Zimmer, ſich das Blut in dem Geſichte abzuwiſchen, und ſiehet bey dieſer Gelegenheit nach ſeinem Gaule. In dem Stalle findet er das Stallgeſinde eſſen, ſetzt ſich zu demſelben und iſſet mit einem ſolchen Heißhunger, daß in kurzem nichts mehr übrig iſt. Zugleich trinkt er ſo viel und ſo lange, daß er endlich

umfällt, und wie ein Sack da liegt. Die Stallknechte fangen an, um ihn herum zu tanzen und zu singen; aber, wer nicht erwacht, ist Montmaur, der nur desto stärker schnarcht. Vierter Theil. Endlich fangen sie an, ihn mit ihrem Harne zu benetzen, und würden ihn noch benetzen, wenn nicht ein alter Eseltreiber ihn aus Mitleiden auf die Seite geschaffet hätte. Dies ist der Inhalt des Gedichtes, welches sehr schöne Stellen hat, und größten Theils in einer reinen, fließenden und dichterischen Sprache geschrieben ist.

2. Vita Gafsendi Manarrae Paradisitopaedagogi &c. Leben des Erzschmarotzers Montmaur. Aegid. Menage verfertigte dieses Leben bereits 1630. Es scheinet, daß es anfänglich nur handschriftlich herum gegangen ist, bis Valois es in der oben gedachten Sammlung 1643. abdrucken ließ, und Menage es nachmals auch in seine Melanges, Paris 1652. 4. aufnahm, aber viele Veränderungen und Zusätze darin anbrachte. Es war dies des Menage erstes Werk, der damals nur 24 Jahr alt war; nichts desto weniger ist es so voll Witz und Laune, daß man es immer für des Menage Meisterstück gehalten hat. Die Ironie wird darin vom Anfange an bis zu Ende auf das vollkommenste unterhalten, und es enthält keine Zeile, ja kein Wort, welches nicht seine Wirkung thäte. Witz und Gelehrsamkeit gehen darin in gleichem Schritte, und die Sprache ist so rein, daß man einen Schriftsteller aus dem goldnen Zeit-

Heu! male jejunum lassatumque arduus ille
Iupiter aspexit, sed non occurrit egenti;
Tu melior Memmi, perituroque aequior unus,
Speratam spondes demum indulgere salutem
Et servare duos vis exoratus in uno.
Sic fatur, vinoque humentia lumina tersit
Pro lacrimis; risit Parasiti rhetoris artem
Memmius et risu sanxit sua vota roganti.

Montmaur fängt nunmehr an die Alten, so wie die Neuern, die Lebendigen und die Todten über seine boshafte Zunge springen zu lassen, bis endlich der Präsident ihn schweigen heisset, und ihm drohet, daß er ihm sonst seine Tafel auf immer verbiethen wolle. Zweiter Theil. Die Tafel wird aufgehoben, und man stehet auf; aber zum großen Verdrusse des Montmaur, der immer mehr Appetit bekommt, je mehr er isset. Plötzlich schlägt ihn sein Gewissen wegen seiner Verläumdungen; doch nur, weil er, befürchtet, künftig nicht mehr angenommen zu werden. Zu dem Ende bittet er den Präsidenten auf das demüthigste um Vergebung, und da er sie erhält, so ist er vor Freude ausser sich; er will dem Präsidenten zu Füssen fallen, stolpert aber und fällt sich das Gesicht blutrünstig. Dritter Theil. Montmaur gehet aus dem Zimmer, sich das Blut in dem Gesichte abzuwischen, und siehet bey dieser Gelegenheit nach seinem Gaule. In dem Stalle findet er das Stallgesinde essen, setzt sich zu demselben und isset mit einem solchen Heißhunger, daß in kurzem nichts mehr übrig ist. Zugleich trinkt er so viel und so lange, daß er endlich

umfällt, und wie ein Sack da liegt. Die Stallknechte fangen an, um ihn herum zu tanzen und zu singen; aber, wer nicht erwacht, ist Montmaur, der nur desto stärker schnarcht. Vierter Theil. Endlich fangen sie an, ihn mit ihrem Harne zu benetzen, und würden ihn noch benetzen, wenn nicht ein alter Eseltreiber ihn aus Mitleiden auf die Seite geschaffet hätte. Dies ist der Inhalt des Gedichtes, welches sehr schöne Stellen hat, und größten Theils in einer reinen, fließenden und dichterischen Sprache geschrieben ist.

2. Vita Gargilii Mamurrae Paradisitopaedagogi &c. Leben des Erzschmarozers Montmaur. Aegid. Menage verfertigte dieses Leben bereits 1630. Es scheinet, daß es anfänglich nur handschriftlich herum gegangen ist, bis Valois es in der oben gedachten Sammlung 1643 abdrucken ließ, und Menage es nachmals auch in seine Melanges, Paris 1652. 4. aufnahm, aber viele Veränderungen und Zusätze darin anbrachte. Es war dies des Menage erstes Werk, der damals nur 24 Jahr alt war; nichts desto weniger ist es so voll Witz und Laune, daß man es immer für des Menage Meisterstück gehalten hat. Die Ironie wird darin vom Anfange an bis zu Ende auf das vollkommenste unterhalten, und es enthält keine Zeile, ja kein Wort, welches nicht seine Wirkung thäte. Witz und Gelehrsamkeit gehen darin in gleichem Schritte, und die Sprache ist so rein, daß man einen Schriftsteller aus dem goldnen Zeit-

älter zu lesen glaubt. Es ist keines von denn Stücken, deren größtes Verdienst die Neuheit ist; je öfter man es lieset, desto schöner findet man es. Vor dem Boden stehet ein Kupfer, worauf man einen großen Kochtopf siehet, in welchem Montmaur stehet, und den um ihn her versammelten Köchen und Küchenjungen ein Collegium über die Kochkunst lieset. Darüber stehen die Worte aus dem Virgil: Illa se jactet in aula. Aula und Olla sind einerley, wie aus der Aululatia des Plautus erhellet.

3. Gargilii Macronis Parasitosophistae Metamorphosis, d. i. Verwandlung des Schmarotzers Montmaur in einen Papagey. Ein sehr schönes lateinisches Gedichte, von welchem Menage gleichfalls Verfasser ist. Montmaur höret, daß man nur auf den Parnaß klettern dürfe, wenn man ein vortreflicher Dichter werden wolle, und so gleich macht er sich auf den Weg. Nachdem er lange herum geirret ist, kommt er endlich da selbst an, und bittet die Musen um Erlaubniß, den Berg besteigen zu dürfen, die ihm aber abgeschlagen wird. Montmaur will den Berg mit Gewalt ersteigen, und ob er gleich mehrmals zurück gestoßen wird, so fängt er doch immer wieder von vorne an, bis sich endlich Jupiter darein mischt, den Unhold zu Boden stürzet, und ihn in einen Papagey verwandelt. Ausser diesen bey den Stücken hat Menage noch verschiedene kleinere Gedichte und Epigrammen sowohl in Griechischer als Lateinischer Sprache auf den Mont-

munkt gemacht, worunter manche nicht ohne Verdienst sind.

4. Petri Monmauri Graecarum litterarum Professoris Regii opera in duos Tomos divisa, quorum unus solutam orationem, alter versus complectitur. Iterum edita et notis illustrata a Quirino Ianuario Frontone. Lutetiae, 1643. 4. Das war einer der bittersten Streiche des Hadrian von Valois, der sich unter dem auf dem Titel angenommenen Namen verborgen hatte. Die ganzen Werke seines Helden machen kaum sieben bis acht Octav-Seiten, und mit den Anmerkungen etwa vier Bogen aus. Der erste prosaische Theil ist theils ein unbedeutender Brief, theils ein kleiner Aufsatz wider den Busbec, der von dem Parlamente übel gesprochen hatte. Er gab sie 1632 heraus, da Busbec schon gestorben war, daher er sich nicht verantworten konnte. Der poetische Theil bestehet aus einem Gelegenheitsgedichte auf den Tod des Prinzen Eleonore von Orleans, Herzogs von Fronsac. Alle drey Stücke sind noch unter dem Mittelmäßigen. Die Ironischen Anmerkungen drehen jeden Gedanken des armen Montmaur auf das Lächerliche. Der prächtige Titel hat manchen Bibliographen verleitet, diese Opera für sehr wichtige und ernsthafte Werke zu halten.

5. Attici Secundi C. Orbilius Musca, sive Bellum Parasiticum. Johann Franciscus Sarrasin, Intendant des Prinzen von Conti, ist Verfasser dieses Schmarotzerkrieges, worin Gelehrsamkeit und Laune sehr glücklich vereiniget

sind. Der Verfasser beschreibt darin eine Verschwörung, von welcher Orbilius, d. i. Montmaur, das Haupt ist. Er wirbt eine Armee, welche aus lauter Schmarotzern bestehet, den Parnaß zu bestürmen, und alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, um sich dadurch an den Dichtern zu rächen, durch deren Schuld er von so vielen fetten Tafeln war verwiesen worden. Aber ein einziger Blick von dem Hunger, den diese Herren ärger als den Tod selbst scheuen, zerstreuet die ganze zahlreiche Armee. Orbil wird mehr todt als lebendig gefangen gemacht, und nach Urtheil und Recht gehenket.

6. Monmori Parasitofycophantofophistae ἐποχυτραποθέωσις. Dieses überaus seltene Stück, welches zu Paris, ohne Meldung des Jahres, in Octav gedruckt wurde, ist von einem ungenannten Verfasser; aber eben keines der vorzüglichsten, indem es eine mittelmäßige Nachahmung des Spieles des Seneca über den Tod des Kaisers Claudius ist. Indessen hat es einzelne gute Stellen, und liefert zugleich manche Anekdoten zu dem Leben des Montmaur. Der Inhalt ist dieser. Montmaur, der seiner Gewohnheit zu Folge, bey einem der Großen in Paris speisen will, schleicht sich in die Küche, um zu sehen, wie sie bestellet ist. Da er einen großen Topf mit drey Füssen über dem Feuer stehen siehet, so will er hinein gucken, plumpt aber selbst hinein, und wird mit dem Dampfe gen Himmel gehoben. Unter Weges begegnet

ihm Jupiter, Saturn und Merkur, die ihn fragen, wer er sey. Nachdem er seinen Namen gesagt, fängt er an, auf den Merkur zu schimpfen, und verlangt von dem Jupiter einen Platz in dem Himmel. Hierauf versammeln sich die Götter, darüber zu rathschlagen, und Merkur nimmt das Wort zuerst, schildert die Unverschämtheit und Laster des Schmarotzers, und verlangt, daß man ihn wie den Tantalus bestrafen sollte, nur daß anstatt des Wassers Wein genommen und Schinken, Bratwürste und andere Gerichte vor ihn gesetzet würden. Da der Schmarotzer, sagt Neptun, jederzeit ein Feind von meinem Reiche gewesen ist, so will ich, daß ihm ein Trichter in den Mund gesetzet werde, und er alles Wasser trinken müsse, was die Danaiden hinein gießen werden. Aber Bacchus dachte anders. Weil, sagt er, Montmaur sein ganzes Leben hindurch auf meinen Altären gepfert hat, so verdient er einen Platz in dem Himmel. Apollo, Momus und Komus geben ihre Stimme auch, und da Jupiter siehet, daß seine Sanduhr ausgelaufen ist, so wäget er die Stimmen; aber da die Wage im Gleichgewichte stehet, und die Sache an sich sehr schwer ist, so verschiebt er das Urtheil bis auf einen andern Tag, und befiehlet dem Montmaur, indessen in dem Luftraume zu warten.

7. Metamorphosis Parasiti in Caballum. In diesem Gedichte, welches über 200 Verse enthält, wird Montmaur in seinen Gaul, und die

ser in den Montmaur verwandelt. Die Verse sind leicht, rein und voller Feuer. Der Verfasser ist Abraham Remi, Professor der Beredsamkeit zu Paris, welcher 1646 starb, aber eigentlich Ravaud hieß, ob man ihn gleich von seinem Geburtsorte, einem Dorfe in Beauvais, nur Remi nannte. Er gab seine Lateinischen Gedichte, 1646, in 12. noch selbst heraus. Er besaß überaus viel Witz, eine feine Lebhaftigkeit, und dabey einen feinen und richtigen Geschmack. Der Vers, worin Remi die zänkischen, streitbaren Philosophen

Gens ratione furens, et mentem pasta chimaeris

nennt, gefiel dem Menage so wohl, daß er seine beste Pfründe darum geben wollte, wenn er ihn gemacht hätte. Sehr gut wird der Contrast geschildert, da der an die fetten Tafeln gewöhnte Montmaur, nachdem er in seinen Gaul verwandelt worden, strenge Diät halten muß, sein ausgemergeltes Pferd aber an seine Statt an volle Tafeln kommt.

8. Monmori Rhetoris de auctorum Satyra et janitorum fuste conquerentis umbra; ein kleines Gedicht eines Ungenannten, der den Schatten des Montmaur citiret. Dieser beklaget sich bitterlich über die wider ihn bekannt gemachten Satyren, über die Prügel, welche er von den Thürstehern bekommen, und über die Unbarmherzigkeit, mit welcher man ihn von den reich besetzten Tafeln vertrieben habe.

9. Iulii Pomponii Dolabellae in Panphagum Dipnosophistam; ein noch kleineres Gedicht von dem Johann Sirmond, dem Neffen des P. Sirmond, Beichtvaters Ludwigs 13, der sich in seinen Streitschriften Jul. Pompon. Dolabellam zu nennen pflegte.

10. Basilii Storgae in Brattidium Epigramma; ein Epigramm von acht Zeilen, von einem Unbekannten.

11. Marci Natalis in Suillium Cupiennionem ad Sextum; auch ein Epigramm von 8 Zeilen, wovon entweder Abraham Remy oder auch Johann Sirmond Verfasser seyn soll.

12. Iani Ursini Mantuani Elegia in Porcium Latronem; ein sehr witziges Gedicht, dessen wahrer Verfasser gleichfalls unbekannt ist. Montmaur wird darin redend eingeführet, wie er den Wein und das Wohlleben der Tafel erhebt. Er erkläret, daß Bacchus sein Apoll, und Ceres seine Muse ist, und daß er keine andere Gottheiten kenne.

13. Horatii Gentilis Perusini de Mamurio Dictatore Epigrammata duo. Wer dieser Horatius Gentilis ist, ist gleichfalls unbekannt.

14. Funus Parasiticum sive L. Biberii Curculionis Parasiti mortualia etc. Ein überaus witziges prosaisches Stück des Nicolaus Rigault, der es schon 1596 zu Poitiers verfertigte, worauf es 1601 zu Paris in 4 ge-

1648, 8, zuerſt heraus, und iſt ſeitdem mehr mahls wieder aufgelegt worden.

6. Le Paraſite Mormon, Hiſtoire comique. Es erſchien zu Paris, 1650, 8 und der Abt de la Mothe le Vayer, der Sohn des berühmten Zweiflers dieſes Nahmens, iſt der Verfaſſer. Es iſt in Proſa und die ſtärkſte unter allen wider ihn heraus gekommenen Schriften.

* * *

Das ſind die in des Gallengre Sammlung befindlichen Stücke; aber ſie ſind bey weitem nicht alles, was wider dieſen Elenden zu ſeiner Zeit heraus kam. Viele Stücke ſind vergeſſen worden und verlohren gegangen; viele mochten auch nicht des Aufhebens werth ſeyn. Unter die guten Stücke dieſer Art gehören noch drey Franzöſiſche Gedichte des Scarron, voller Witz und bitterer Laune, und ein Epigramm von Furetiere, welches ich ganz herſetzen will:

Montmaur ne trouve dans la Bible
Rien d' incroyable ou d' impoſſible,
Si non quand il voit que cinq pains
Raſſaſierent tant d' humains,
Et que pour comble de merveilles
Il en reſta douze corbeilles,
Bon Dieu, dit il, pardonne moi,
Ce miracle excede ma foi,
Sans doute le texte en ajoute,
Que n' etois-je la pour le voir?
Ie ne crois pas que ſon pouvoir
En eut fait reſter une croute.

ferner ein lateinisches Epigramm von d'Espeisses, zwey lateinische Gedichte des berühmten Nicol. Heinsius, und noch ein Epigramm des verkappten Horatius Gentilis. Alle diese Stücke hat Sallengre noch seiner Vorrede einverleibt. In dem letzten wird ihm Schuld gegeben, er habe den Thorwärter in dem Collegio Harcourt ermordet, daher er geraume Zeit im Verhafte gesessen, und sich nur vermittelst des Geldes von dem Stricke befreyet habe. Da von seinen übrigen Gegnern keiner dieses Umstandes gedenket, welchen sie wohl schwerlich würden verschwiegen haben, wenn er gegründet wäre, so ziehet man ihn billig so lange in Zweifel, bis er besser bewiesen wird; denn man muß auch dem Teufel sein Recht widerfahren lassen. Eben so verhält es sich mit der Beschuldigung mit der Sodomiterey, welche in einer von dem Bayle angeführten Schrift wider ihn vorgebracht wird.

Diese Schrift ist in Französischen Versen und hat den Titel: Histoire de la Vie et de la mort du grand Mogor. Außer dem führt er noch ein anderes Gedicht wider den Montmaur an, welches den Titel hat: Eloge historique du Sr. Gomor. Und dergleichen Stücke mögen noch mehrere in den Bibliotheken verborgen seyn.

Ich wiederhole es, was ich bereits zu Anfange dieses Lebens gesagt habe: ich kenne keinen Privat-Menschen, mit welchem sich die Satyre so viel zu schaffen gemacht, oder auf

welchen sie von allen Seiten so viele in Bitterkeit getauchte Pfeile abgeschossen hätte; daher er es denn freylich wohl sehr arg gemacht haben muß. Was ihm dabey noch zum Trost gereichen konnte, war dieß, daß die größten Gelehrten und witzigsten Köpfe seiner Zeit seine Gegner waren.

Hoc tamen infelix miseram solabere mortem
Aeneae magni dextra cadis.

Aber wie verhielt sich der Unhold dagegen? Er, der ungereitzt, die ganze Welt verläumdete, dem es weder an Witz, noch an Unverschämtheit fehlte, sich zu vertheidigen? — Er schwieg und stellete sich, als wenn er alle diese Angriffe verachtete, entweder, weil er sich seinen Gegnern nicht gewachsen fühlte, und dann könnte ihm sein Stillschweigen noch zu einiger Ehre gereichen; oder auch, welches wahrscheinlicher ist, weil er zu unempfindlich war, und keiner dieser Pfeile, so sehr er auch in Galle getaucht war, durch die dicke Haut dringen konnte, welche sein Gefühl umgab.

Um diese seine Unempfindlichkeit abzubilden, mahlte man daher einen Esel, der bis an dem Bauche in Distein ging, mit der Ueberschrift: Pungant dum saturent.

Bayle wundert sich, daß keiner von der Universität sich seines so verfolgten Mitbruders nur auf einige Art angenommen habe. Ich glaube, man kann daraus den gegründeten Schluß machen, daß er bey allen eben so ver-

haßt und verächtlich war, als außer der Universität. Abraham Remi, der ihn in seinen magern Gaul verwandelte, war sogar sein eigener College; denn er war königlicher Professor der Beredsamkeit.

Eine andere Frage ist freylich, ob sich die bittern Angriffe seiner Feinde auf ihn nach den Grundsätzen einer vernünftigen Moral vertheidigen lassen, und ob sie, wenn er ja die Geißel der Satyre verdiente, die Sache nicht übertrieben haben.

Der Präsident Cousin, der dem Menage nach seinem Tode eine Lobrede hielt, tadelt ihn wegen seiner Satyren auf den Montmaur nicht undeutlich; allein er war auch kein Freund des Menage, denn ob sie gleich eine Zeitlang auf einem sehr guten Fuße lebten, so war doch die Freundschaft von keiner Dauer, denn Menage war einer von den unglücklichen Köpfen, die keinen witzigen Einfall unterdrücken können, sollte er auch den besten Freund kosten. Als Cousin heirathete, machte Menage folgendes Epigramm auf ihn:

Le grand Traducteur de Procope
Faillit à tomber a syncope
Au moment qu' il fut ajourné
Pour consommer son mariage;
Ah! dit il, le pénible ouvrage,
Et que je suis infortuné!
Moi qui fais de belles harangues,
Moi qui traduis en toutes Langues,
A quoi sert mon vaste savoir,

Puisque par tout on me diffame
Pour n' avoir pas eu le pouvoir,
De traduire une fille en femme.

Und von dieser Zeit an wurden sie die unversöhnlichsten Feinde.

---

37. David Joris,

ein Mystiker.

Hat je ein aufrichtiger Schwärmer zu der Klage Ursache gehabt, daß ihm von den herrschenden Kirchen zu viel geschehen, so ist es gewiß dieser. Zwar war er noch glücklich genug, daß er in Frieden alt werden und sterben konnte; allein desto grausamer wüthete man nach seinem Tode wider seine Asche und wider seinen Nahmen. Drey Jahre nach seinem Tode ward sein Körper zu Basel ausgegraben und unter dem Galgen verbrannt, und von dieser Zeit an gibt es kein Schmähwort, mit welchem man ihn nicht begrüßet, und keinen Fluch, mit welchem ihn nicht Katholiken eben so sehr als Lutheraner und Reformirten beleget hätten. Es sey ferne von mir, daß ich sein Vertheidiger werden wollte; er war allerdings ein Schwärmer,

mer, aber ein myſtiſcher oder wenn man lieber will, ein theoſophiſcher Schwärmer, ein Schwärmer von der unſchädlichern Art, wie Jacob Böhm, und ſo viele tauſend andere in allen Religionspartheyen zu allen Zeiten geweſen ſind, und noch ſind; und in ſo fern verdiente er Mitleiden und Belehrung, vielleicht auch Spott und Verachtung, aber nicht den hohen Grad von Wuth, mit welchem man wohl noch jetzt in theologiſchen und ſelbſt in litterariſchen Schriften ſein Andenken zu verfolgen pfleget.

Das Leben dieſes Mannes wartet noch auf einen verſtändigen und unpartheyiſchen Geſchichtſchreiber, der mit den nöthigen Nachrichten hinlänglich verſehen iſt, beſonders was ſeinen Aufenthalt in den Niederlanden vor ſeiner Niederlaſſung in Baſel betrifft, der noch am meiſten einer Aufklärung bedarf. Denn was wir bis jetzt von ihm haben, rühret theils von ſeinen Freunden, gröſtentheils aber von ſeinen Feinden her, die ſich mehr mit ſeinen irrigen Meinungen, welche ſie, wie aus dem folgenden erhellen wird, nicht einmahl verſtanden, oder wohl gar vorſetzlich verdrehen, als mit den Umſtänden ſeines Lebens abgeben, und was ſie davon haben, aus Volksſagen und Verläumdungen zuſammen raffen. Ich liefere in der gegenwärtigen Nachricht, was ich kann, finde aber für nöthig, zuvörderſt diejenigen Quellen anzugeben, welche bis jetzt vorhanden ſind, weil daraus die Beſchaffenheit der bisher von ihm verbreiteten Nachrichten begreiflich wird.

Die erſte Nachricht von ihm machte die Universität zu Baſel drey Jahre nach ſeinem Tode bekannt. Sie iſt in lateiniſcher Sprache abgefaßt und hat die Aufſchrift: Dav. Georgii Holandi Haereſiarchae vita et doctrina, quamdiu Baſileae fuit; tum quid poſt ejus mortem, cum cadavere libris ac reliqua ejus familia actum ſit. Per Rectorem et Academiam Baſilenſ. in gratiam ampliſſimi Senatus ejus urbis conſcripta. Baſel 1559, 7 Bog. in 4; worauf ſie noch in eben demſelben Jahre zu Wittenberg in 8 nachgedruckt, und auch mit in Schardii Script. rer. Germ. Th. 3 geſetzt ward. Zu gleicher Zeit, als die lateiniſche Ausgabe in Baſel erfolgte, kam daſelbſt auch eine deutſche Ueberſetzung in 4 heraus, welche eben daſelbſt, 1596, in 8, wieder aufgelegt ward. Vermuthlich iſt es eben dieſelbe Ueberſetzung, welche zu Ulm, 1717, 8, wiederholet ward. Eine andere Ueberſetzung befindet ſich in den deutſchen Actis litterar. Th. 3, S. 139, (Leipzig, 1715, 8.) Eine franzöſiſche Ueberſetzung erſchien zu Baſel, 1560, 8, und eine Holländiſche in den Niederlanden. Dieſe Nachricht iſt in Anſehung der hiſtoriſchen Umſtände ſehr zuverläſſig; nur Schade, daß ſie nur den letzten Theil ſeines Lebens betrifft. Allein in Anſehung der ihm beygemeſſenen Irrthümer verräth ſie eben ſo wenig Kenntniß und Einſicht als alle nachfolgende; daher gab ein ungenannter Anhänger des David Joris noch in dem Jahre 1559, verwüthlich in holländiſcher Sprache, ei-

ne Widerlegung der baselschen Schrift heraus, welche ich nur aus der Uebersetzung in Gottfr. Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie kenne, wo sie die Aufschrift führet: Gegenbericht auf eine Lästerschrift, genannt, David Georgen aus Holland, des Erzketzers, wahrhaftige Historie seines Lebens und verführerischen Lehre. Sie stehet daselbst zweymahl, nach einer fehlerhaften Uebersetzung, Th. 2, S. 300, und nach einer verbesserten, Th. 4, S. 247.

Als nach des David Joris Tode der Prozeß gegen ihn und seine Schriften erhoben ward, gab die Universität die letztere dem Johann Acronius, einem Medico, der dabey Professor der Mathematik war, sie zu untersuchen, und Bericht darüber zu erstatten, weil er, als ein Friesländer von Geburt, der holländischen Sprache am besten kundig war. Dieser schrieb den 28sten Jul. 1559 einen weitläufigen Brief an einen ungenannten Landsmann, worin er ihm alles, was ihm von dem Joris bekannt war, berichtigte, und ihm zugleich die 45 Irrthümer meldete, die er in dessen Schriften gefunden habe, die denn freylich sehr ungeheuer klingen, weil Acronius die Sprache der Mystik und Theosophie eben so wenig verstand, als des Schwärmers übrige Gegner. Indessen enthält dieser Brief manche sonst unbekannte Umstände, und verdient in Ansehung derselben desto mehr Glauben, weil der Verfas-

ser mit dem Joris umgegangen war, auch seinem Begräbnisse beygewohnet hatte. Er stehet in des Simon Abbes Gabbema Epistolis illustr. et claror. viror. Harlingen, 1663, 8, und mit blos verändertem Titelblatte, Gröningen, 1666, S. 140-167, und ist auch deutsch in Arnolds Zusätzen zu seiner Kirchen- und Ketzerhistorie, Frankfurt, 1703, 4, S. 299 zu finden. In den Athenis Rauricis wird S. 334 unter Acronii Schriften eine Historia Davidis Georgii cum argumento ejus doctrinae 45 aphorismis expresso, ohne weitere Umstände der Ausgabe angegeben. Das ist unstreitig der jetzt erwähnte Brief; denn eine andere Geschichte hat Acronius vermuthlich nicht heraus gegeben.

Der Zeit der Abfassung nach würde nunmehr Nicol. Blesdiks Schrift folgen müssen; allein, weil sie erst 1642 gedruckt worden, so will ich ihrer weiter unten gedenken. Genug, seit der baselischen Schrift ward öffentlich geraume Zeit lang nichts Erhebliches von dem Joris bekannt. Allein als gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts, die Streitigkeiten mit den Wiedertäufern und Jorissten in den Niederlanden und Ostfriesland eine neue Lebhaftigkeit bekamen, ward auch des Joris Andenken erneuert, und ihre Gegner unterließen nichts, sein Andenken auf das schimpflichste zu brandmarken. Anton von Dewenter, Prediger zu Uttermoer bey Lehr in Ostfriesland, hatte sich Joristischer Irrthümer verdächtig gemacht, wenigstens des Joris Wunder-

buch erhoben und empfohlen, daher die Geistlichkeit von Ostfriesland 1590 eine Versammlung hielt, und dreyen Predigern, Johann Brummelkamp, Petrus Gellius, und Johann Mercator, und dem Ubbo Emmius, der damahls Rector zu Lehr war, auftrug, das Wunderbuch zu untersuchen. Die drey Geistlichen überließen die Sache dem Schulmanne, und dieser zog die Sätze, welche ihm irrig schienen, heraus. Allein, Anton fand darin die Meinung seines Freundes nicht, sondern behauptete, daß Emmius den Joris nicht verstanden, und ihm daher Irrthümer angedichtet habe, die ihm nie in den Sinn gekommen wären. Emmius fing seine Untersuchung von neuem an, las auch andere Schriften des Joris und gab nunmehr heraus: Ein grundlick Bericht van der Lere und Geist des Erzketters David Ioris. Ohne Ort, 1597, 8; und mit dem etwas veränderten Titel: Grondelicke Onderrichtinghe u. s. f. Middelburg, 1599, 8. (S. davon Clement Bibl. cur. Th. 8, S. 25, und Baumgartens hall. Bibl. Th. 5, S. 258.) Was Emmius in dieser Schrift von des Joris Leben bekannt machte, war, ausser dem, was er aus der Baseler Schrift hatte, sehr unzuverlässig, und zum Theil aus Volksnachrichten und Gerüchten hergenommen; die irrigen Meinungen aber waren lauter aus dem Zusammenhange gerissene Sätze.

Da auch zugleich ein Arminianer Caspar Grevinchovius 1599 in holländischer Sprache einen

gründlichen Bericht von der Taufe und Wiedertaufe herausgab, worin des David Joris gleichfalls nicht zum Besten gedacht wurde, und auch mehrere in den Schriften dieser Zeit sein Andenken verunglimpften, so gab einer seiner Anhänger, der sich unter dem Nahmen D. Andreas Huygelmumzoon verbarg, in holländischer Sprache eine Widerlegung der groben, unverschämten und greiflichen Lügen des Ubbo Emmen — wider das Leben und Lehre des David Jorisſoon, heraus, wobey zugleich auch Entdeckung der Lügen und Unwahrheiten des Caſparis Grevinchovii und anderer Läſterer — widerlegt werden Ohne Ort, 1600, 12; welche Schrift Gottfr Arnold in einer Ueberſetzung ganz in ſeine Kirchen- und Ketzerhiſtorie, Th. 4. S. 262 eingerücket hat. In Baumgartens hall. Bibl. Th. 5, S. 249, wo dieſer Schrift bey Gelegenheit der obigen Schrift des Emmius gedacht wird, heißt es, Emmius habe nie erfahren können, wer der Verfaſſer dieſer Schrift ſey. Dagegen wird in Joh. Andr. Schmids Introd. Sagittariana in Hiſtor. eccleſ. Th. 2, S. 679 verſichert, Emmius habe in der folgenden Gegenantwort ausdrücklich verſichert, daß des Joris Schwiegerſohn, Doct. Bernhard Kirchen unter dem angenommenen Nahmen verborgen ſey.

Emmius, der war in dieſer Schrift zu bitter widerlegt worden, als daß er hätte ſchweigen können. Er gab demnach heraus: Den David-Joriſchen Gheeſt in Leven ende Leere u. ſ. f.

Haag, 1603, 8; worin er seines Gegners Gründe zu widerlegen, und die dem Joris Schuld gegebenen Laster und Irrthümer weitläuftiger zu behaupten sucht. Aber ohne auch hier auf den Grund seiner ganzen Schwärmerey zu gehen, und die Quelle und den Umfang derselben zu zeigen, läßt er es wieder bey einzelnen, theils wahren, theils mißverstandenen und übertriebenen Irrthümern bewenden, und begnügt sich zu zeigen, daß Joris alle Ketzereyen der ersten Kirche in sich vereiniget habe. S. von dieser Schrift: Baumg. hall. Bibl. Th. 5, S. 250 und Clement Bibl. cur. Th. 8, S. 27.

Auf diese Art hätte der Streit ewig dauern können; allein da der Gegentheil nunmehr schwieg, so blieb er vor der Hand liegen. Doch da die Secte in Niederdeutschland fortdauerte, und es folglich mit der orthodoxen Kirche immer etwas zu streiten gab, so kamen in der Folge von Zeit zu Zeit ähnliche Schriften heraus. Eine der bekanntesten ist die, welche Jacob Stolterfoth, Prediger zu Lübeck, unter dem Titel herausgab: Historia von David Georgen, einem heillosen Mann und gotteslästerlichen Ketzer, aus Jac. Aug. Thuano, Jobe Fincelio, Ad. Henric-Petri, Joh. Wigando und Luc. Osiandro zusammen gezogen, mit angefügten Notis und Erinnerungen. Lübeck, 1635, 19 Bog. in 4; und mit Weglassung der Anmerkungen und Ausschweifungen, auch in Thomasii Hist. der Weisheit und Thorheit, Th. 1, S. 60 f. Man

würde sich sehr irren, wenn man hier neue, so wohl historische als dogmatische Aufklärungen erwarten wollte, indem Stolterfoth ausser den auf dem Titel angezehenen Schriften, die doch nur beyläufig von dem Joris gehandelt haben, ganz der Baselschen Schrift folgt; man findet hier folglich nichts, als die alten bereits bekannten Beschuldigungen in die plumpesten Schmähungen eingewickelt. Die Anmerkungen des Verfassers sind so elend als möglich, und bestehen nicht einmahl aus Widerlegungen des Schwärmers, sondern aus einem allgemeinen überall zusammen gerafften, und mit Schmähungen gewürzten Allerley. Hier ist der Anfang seiner Anmerkung zu der Baseler Execution, S. 99, zur Probe. „Daß „Gotteslästerer billig mit Ernst zu strafen, und „ein Exempel an ihnen zu statuiren sey. Die „Obrigkeit zu Basel erkennet das für billig und „recht, und wird demnach mit dem verstorbenen „David Georg und seinen Schriften und Conterfey ein solcher Prozeß angestellet, daß andre „für solchen Greuein einen Abscheu haben mögen. „So befahl Gott der Herr selbst, daß man jenem „Lästerer mußte hinaus für das Lager führen, und „mit Steinen zu todt werfen, und machte dabey „die ernstliche Verordnung: welcher des Herren „Nahmen lästert, der soll des Todes sterben, die „ganze Gemeine soll ihn steinigen. Welches Urtheil auch an den Naboth und Stephano vollzogen, welche man für Gotteslästerer gehalten und angeklagt, wiewohl ihnen daran groß

„Unrecht geſchehen", und ſo gehet das Gemäſch noch Paar Seiten fort.

Ein Paar Jahre darauf machte ſich ein Prediger im Eyderſtädtiſchen, Chriſtian Moldenit, in deſſen Gegenden ſich des Joris Anhänger damahls gleichfalls ſehr ausbreiteten, viel mit ihnen zu ſchaffen. Er ſchrieb zwiſchen 1633 und 1643 ſo wohl eine Hiſtorie des Lebens und der Schriften des David Joris in zwey Theilen; als auch einen kurzen und ſummariſchen Inhalt der Lehre und des Glaubens des David Joris, 1642, und auch in Arnolds Kirchenhiſt. Th. 4, S. 232; ingleichen ein Bedenken, was von der ſuſpecten David Joriſten ihrer zweifelhaft geſetzten Confeſſion zu halten. Einige andere ähnliche Schriften hinterließ er bey ſeinem Tode handſchriftlich. Ich kenne die erſte Schrift nur aus Mollers Cimbriam litteratam, habe aber Urſache, zu zweifeln, daß ſie einige neue Aufklärung ſollten gewähren können.

Während der Unruhen, welche dieſe Secte in dem vorigen Jahrhunderte erregte, erſchien auch eine Schrift, welche allem Anſehn nach das beſte Licht in der Geſchichte dieſes Mannes hätte anzünden können. Ich meine die Schrift des eigenen Schwiegerſohnes des Joris, des Nicolaus Blesdijk, welche er bereits 1559 und 1560 aufgeſetzet hatte, welche aber erſt jetzt unter dem Titel herauskam: Hiſtoria vitae, doctrinae ac rerum geſtarum Dav. Georgii, Haereſiarchae, conſcripta ab ipſius genero, Nic. Blesdikio.

Nunc primum prodit in lucem ex muſæo Ioa. Revii. Deventer, 1642, 8, wo ſie 189 Seiten ausmacht. Blesdik hieß eigentlich Nicolaus Mainardi oder Mainerits, bekam aber von ſeinem Geburtsorte Blesdik bey Steenwich, der Gewohnheit dieſer Zeit zu Folge, den Namen Blesdik. Er hatte, wie es ſcheint, ſtudieret, mochte aber in den Wiſſenſchaften nicht weit gekommen ſeyn, indem er ſich zu den niederdeutſchen Wiedertäufern hielt, und bey dieſer Gelegenheit dem Joris bekannt wurde, der ihn mit nach Basel nahm, und ihm wenige Jahre vor ſeinem Tode ſeine Tochter zur Ehe gab. Allein, entweder mochte er ſeines Schwiegervaters Schwärmerey einſehen, oder als ein Gelehrter auf die Ehre, das Haupt der Secte zu ſeyn, Anſpruch machen; genug, er entzweyte ſich mit ſeinem Schwiegervater, der ihn denn förmlich in den Bann that, in welchem Banne er ſich noch befand, als das Ungewitter in Basel über des Joris Familie ausbrach. Da er alſo bereits mißvergnügt war, ſo gab er entweder aus Rache, oder um ſich bey dem Rathe zu Basel ein Verdienſt daraus zu machen, 1559 eine Schrift ein, worin er alle Irrthümer des verſtorbenen Joris entdeckte, ſich aber dabey ausbedang, daß man ſie nicht bekannt machen ſollte*). Dieſer Aufſatz ſcheinet die erſte Grundlage zu der gegenwärtigen Schrift geweſen zu ſeyn, denn S. 61 heißt es,

*) Ich entlehne alle dieſe Umſtände aus des Acronii oben genannten Briefe.

nachdem er seines Schwiegervaters Irrthümer erzählet hatte: Scripta vel potius in chartis annotata fuerunt haec in inclyta Basilea, a. 1559, et nunc denuo ex schedis non modo disjectis et laceratis et situ obductis recollecta, mense Aug. 1576; woraus erhellet, daß er damahls noch gelebt haben müsse. Er ward nach dem Vorgange in Basel, und nachdem er sich von der Secte losgesagt hatte, Prediger in der Pfalz, wo er auch gestorben ist. Indessen war diese Schrift nur ein Theil eines grössern Werkes, worin er die ganze Geschichte der Wiedertäufer vorgetragen hatte, welches aber verlohren gegangen ist. Blesdik wollte, aus einiger Achtung vor seinem Schwiegervater, diese Schrift bey seinem Leben nicht drucken lassen, obgleich Abschriften davon bekannt geworden zu seyn scheinen. Eine derselben kam nach seinem Tode an den Ubbo Emmius, der sie in seinen oben gedachten Schriften nützte und heraus zu geben versprach, aber nicht Wort hielt, bis sie nach dessen Tode an den Jacob Revius kam, der sie endlich herausgab. Blesdik hätte freylich die besten Nachrichten von dieses Mannes Leben geben können; allein es scheinet doch, daß er sich in Ansehung seiner frühern Jahre mit Gerüchten und Volkssagen behelfen müssen. Die Schrift ist selten, aber sonderbar ist es freylich, daß Arnold in seiner Ketzergeschichte, der den Joris eben so sehr, als alle übrige Schwärmer unter seine Flügel nimmt, von dieser Seltenheit einen Grund hernimmt, ihr ganzes Daseyn zu bezweifeln. S.

von diesem Buche Baumg. hall. Bibl. Th. 5, S. 255, und Clement Bibl. cur. Th. 4, S. 293.

Von geringerer Bedeutung sind: Historia Davidis Georgii, welche aus der baselschen Historie, Ubbone Emmio, Blesdikio und andern kürzlich zusammen getragen. Ohne Ort und Jahr in 4; Fridrich Jessens, damahligen Diaconi zu Tönningen, aufgedeckte Larve David Georgii. Kiel, 1670, 8; worin er, wie er selbst gestehet, seines Schwiegervaters, des obigen Moldenitii Schriften vorzüglich gebraucht hat; und endlich, Carl Gottl. Zeidlers Disp sistens historiam Dav. Georgii ejusque affectarum. Wittenberg, 1701, 4. Der kurze Auszug aus des berufenen Ketzers David Georgii Lehr und Leben, ohne Ort, 699, 8, soll von einem Anhänger des Schwärmers, und eine versteckte Vertheidigung desselben seyn.

Gottfried Arnold handelt in seiner Kirchen- und Ketzergeschichte zweymal von dem Joris; einmahl Th. 2, S. 286 - 292, wo er dessen Geschichte und Irrthümer aus den bisher gedachten Quellen, doch mit sichtbarer Theilnehmung, erzählet, und darauf von S. 293 - 311 verschiedene Vertheidigungsschriften desselben ganz einrückt und das zweytemahl, Th. 4, S. 232 - 433, wo er verschiedene Schriften theils David Joris selbst, theils seiner Anhänger und Gegner abdrucken lassen. Das wichtigste darunter ist die Uebersetzung des Lebens Dav. Joris aus einer

niederländiſchen Handſchrift, deſſen Verfaſſer ſich war nicht genannt hat, aber ſeinen Held genau ekannt zu haben ſcheinet. Er iſt freylich ein Anänger und Verehrer deſſelben, daher er auch alle Umſtände in ein myſtiſches Licht ſtellet, und an lle ſeine Offenbarungen von ganzem Herzen glaubt; llein es enthält doch viele bisher unbekannte Umſtände, und iſt ſehr ausführlich, nur Schade, aß es nur bis 1539 geht.

Auſſer dieſen fehlt es auch nicht an Schriftellern, welche beyläufig, mit mehr oder weniger Umſtändlichkeit von ihm gehandelt haben, wohin uſſer den Verfaſſern der Kirchengeſchichte, und eſonders der Geſchichte der Wiedertäufer, beſonders folgende gehören: Chriſtian Wurſtiſen oder Urſtiſius in ſeiner Baſeler Chronik, S. 632 f. David Gerdes in Miſcellan. Groening. Th. 2, S. 688 f. Gerh. Brandt in der Hiſtoire de la Reformation des Païs-Bas, Th. 1, S. 65 f. Joh. Franc. Foppens in der Bibl. Belg. und andere mehr.

Ich liefere hier aus den vornehmſten der eht genannten Quellen ſein Leben ſo umſtändlich, ls es meine gegenwärtige Abſicht verſtattet.

David Joris oder vollſtändiger Joriſſon, at. Georgii war ein Niederländer von Geburt nd bekam den Zunahmen, nach niederdeutſcher Art von ſeinem Vater Jörge oder George von lmersfort. Bey ſeinem nachmahligen Aufenhalte zu Baſel, nannte er ſich Johann von Brügge, und in dem Prozeſſe des Rathes zu Baſel

gegen seinen Leichnam machte man ihm aus dieser Veränderung seines Nahmens ein Verbrechen. Allein in des verkappten Hugenmunt Zoons Apologie wird versichert, daß er diesen Nahmen bereits in seiner Jugend geführet habe, indem er ihm nach catholischer Art in der Firmelung nach seinem Großvater sey ertheilet, er auch bey seiner Verheurathung zu Delft öffentlich unter demselben sey aufgebothen worden; welches auch in dem von Arnold heraus gegebenen ungedruckten Leben bestätiget wird.

Der Stand seines Vaters wird sehr verschieden angegeben. Seine Gegner machen einen Spielmann oder Schwerttänzer, seine Anhänger aber einen klugen Kaufmann aus ihm. In dem ungedruckten Leben bey Arnold heißt es, er sey ein Krämer zu Delft gewesen. Nach eben demselben Leben war seine Mutter, welche mit dem Vornahmen Maria hieß, in diesen Gegenden fremd, und war von ihren Aeltern und Freunden flüchtig geworden, wovon aber die Ursache nicht angegeben wird.

Diesen seinen Aeltern ward er zu Delft 1501 gebohren. Er hatte in seiner Jugend mit vielen Krankheiten zu kämpfen, und verrieth sehr frühe einen Hang zur Schwermuth, daher er immer niedergeschlagen war, und sich in sich selbst zu ziehen suchte; ein Temperamentsfehler, der erste und vornehmste Grund seiner nachmahligen Schwärmerey war. Er wurde wie andere seines Alters zur Schule ge-

halten, und war, wie es scheinet, zum Studieren bestimmt; allein er hatte nicht die geringste Neigung dazu, sondern mahlte in der Schule Männerchen; auch ein Umstand der einen andern Schlüssel zu seiner nachmahligen Rolle gibt, indem daraus erhellet, daß die Einbildungskraft bey ihm vorzüglich stark gewesen. Eine lebhafte Einbildungskraft und ein dickes schwarzes Blut sind die besten Ingredienzien, einen Schwärmer der ersten Classe zu bilden, und aus allen Umständen erhellet deutlich, daß sich diese in reichem Maaße bey ihm fanden. Dazu kam noch eine starke Dosis Ehrgeiz, denn der vornehmste Grund, der ihn bestimmte, sich den bildenden Künsten zu widmen, war ausser seiner eigenen Neigung die Betrachtung, von der vorzüglichen Achtung, in welcher Künstler bey den Großen der Erde stehen.

Unter den Zweigen der Kunst wählte er sich die Glasmahlerey, und ward daher von seinen Aeltern zu einem Künstler dieser Art in die Lehre gethan. Allein nach ein Paar Jahren veruneinigte entweder er oder sein Vater sich mit seinem Lehrherrn, daher er denselben verließ, und wieder zu seinen Eltern ging, die ihn in ihrem Kramhandel gebrauchten. Bald darauf verlohr er seinen Vater nebst zwey Brüdern und vier Schwestern an der Pest, und da er in seinem väterlichen Hause nunmehr einen Vorschmack von der Handlung be-

kommen hatte, so kam er um 1520 zu einem sehr reichen Kaufmann, der von seiner Treue und seinem stillen, frommen Betragen so eingenommen, daß er ihm auch seine einzige Tochter versprach, wenn er bey ihm bleiben und ihm treulich dienen wollte. Allein David hatte keine Neigung, weder zur Handlung, noch zu der Tochter, und sein ganzes Herz hing an der Kunst, daher er unter dem Vorwande, seiner Mutter in ihrem Krame beyzustehen, seinen Gönner verließ, sich aber sogleich wieder zu einem Glasmahler begab, bey welchem er so viel Eifer und Geschicklichkeit zeigte, daß er bereits nach einem Jahre losgesprochen werden konnte.

Man sagt, daß Joris in seiner Kunst vortreflich gewesen, und bey der Stimmung, welche die Fähigkeiten seines Geistes bekommen hatten, ist solches sehr begreiflich. Indessen ist mir noch nicht ganz deutlich, was für einen Zweig der Kunst er eigentlich bearbeitet habe. Der gemeinen Versicherung nach war er ein Glasmahler, und dieses könnte seyn, indem zu der damahligen Zeit die Glasmahlerey noch in Flor und Ansehen stand. In dem von Arnold aus dem Holländischen übersetzten Leben Joris, worin der frühere Theil seines Lebens am umständlichsten bearbeitet wird, heißt es gleichfalls, daß seine Neigung auf „die Kunst auf Gläser „zu schreiben oder zu mahlen gegangen; beson-

„ders

„ders weil portrefliche reiche Leute, die einen „großen Nahmen hätten, selbige ihre Kinder „lerneten, ja solche Künstler auch bey Kaisern, „Königen und Bischöfen, Päpsten und Cardi„nälen, die diese Kunst gelernet, sehr lieb und „werth wären, und sie an ihrer Seite mit „den Edelsten sitzen, und auf ihren Kleidern „Gold, Seide und Juwelen tragen könnten.“ Bald darauf heißt es eben daselbst von seinem Aufenthalte in England, er hätte nebst seinen Gehülfen bey dem Lord Schatzmeister geschnitten, aus welcher Stelle zu erhellen scheinet, daß er ein Juwelier oder Steinschneider gewesen. Indessen wüßte ich doch nicht, daß weder die Glasmahler- noch Steinschneiderkunst zu dieser Zeit so beliebt gewesen, daß Fürsten und Herren selbige ihre Kinder hätten lehren lassen.

Dem sey nun wie ihm wolle, Joris war in seiner Kunst geschickt, und ging, nachdem er von seinem zweyten Meister war losgesprochen worden, auf die Wanderschaft. Er nahm seinen Weg nach Frankreich, und ging von Antwerpen nach Valenciennes, und Calais, wo er sich mit einem andern von seiner Kunst zu dem Lord Schatzmeister von England in Dienste begab, der sie auf sein Gut nach Basingstock, 55 Meilen von London schickte, wo sie für ihn schneiden mußten. Der Lord Schatzmeister wird zwar nicht genannt; allein

der Zeit nach zu urtheilen, kann es kein anderer gewesen seyn, als der berühmte Thomas Howard, Herzog von Norfolk, welcher nach geleisteten vieljährigen getreuen Diensten beynahe ein Opfer der Eifersucht Heinrichs 8 geworden wäre, wenn nicht der Tod des Tyrannen ihn noch zu rechter Zeit von dem Blocke befreyet hätte.

Joris blieb nebst seinem Kameraden nicht lange bey dem Schatzmeister; denn er gerieth in einen Streit, (man sagt nicht mit wem und warum,) und ging mit seinen Gehülfen nach London, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, und viel Geld verdiente, aber weil er die Englische Luft nicht vertragen konnte, 1524 wieder nach Antwerpen, und von da nach Delft ging.

Hier ließ er sich nun noch in eben demselben Jahre nieder, heirathete eine Diertgen (Dorothea) Willems, von welchem Stande sie war, wird nicht gemeldet, und fing an, seine Kunst auf seine eigene Rechnung zu üben. Wie wohl hätte er gethan, wenn er dabey geblieben wäre!

Joris hatte bey seinem natürlichen Hange zur Schwermuth bis dahin eingezogen und tugendhaft gelebt, und alle Kräfte seines Geistes bloß auf seine Kunst gerichtet, daher es mich scheinet, daß er bis dahin der Religion eine größere Aufmerksamkeit gewidmet hatte, als bey einem jeden andern katholischen Christen gewöhnlich ist, und als zu einem äußerlich

tugendhaften Wandel erfordert wird. Alleln nunmehr bekam seine Seele plötzlich eine andere ihr bisher unbekannte Richtung. Die wenig Jahre vorher in Sachsen angefangene Reformation spannete alle Geisteskräfte in und außer Deutschland auf die Religion. Diese war unter der Leitung des Römischen Stuhles seit vielen Jahrhunderten zu einer Menge bloßer kalter Uebungen herab gesunken, woran nicht nur das Herz keinen Theil nahm, sondern welche gerade so gestimmet waren, daß sie alle Thätigkeit des Herzens unterdrückte und tödtete. Der Mensch war eine bloße Maschine geworden, welche nichts weiter empfand, that und glaubte, als was seine ehrgeitzigen und eigennützigen Hirten für gut befanden. Endlich erwachte der menschliche Geist, der so lange geschlummert hatte; er lernte einsehen, daß die Religion zu etwas bessern bestimmt sey, als zu einem ehernen Glauben an das, was andere ihm vorzuschreiben gut fanden, und zu einer kalten Werkheiligkeit, welche das Herz ungebessert ließ. Man lernte einsehen, daß die Religion vornehmlich um der untern Kräfte des Geistes willen da sey, und diese in Bewegung setzen, auf diese wirken müsse.

Die schwere Frage war nur, wie weit diese Einwirkung gehen könne und müsse. In der Römischen Kirche war sie theils ganz gehemmet, theils auf Gegenstände gerichtet, wel-

che für das gesellschaftliche Leben ganz unfruchtbar waren, und nur den Seckel des Heiligthumes bereicherten. Jedermann sahe, daß dieser Mißbrauch abgestellet, und der Religion eine andere Richtung auf das Herz gegeben werden müsse. Aber welche? und in welchem Grade? Diese Frage war allerdings sehr schwer zu beantworten, und noch schwerer, wo nicht gar unmöglich, das gehörige Maß in der Ausübung zu treffen und zu erhalten. Das Buch, welches die Vorschrift der Religion enthalten sollte, und welches nunmehr Freund und Feind um Rath fragte, gab nur einzelne unbestimmte Winke, worin ein jeder seine Befriedigung zu finden glaubte. Was Wunder, daß der menschliche Geist, nachdem er die willkührlichen Fesseln des Aberglaubens einmal zerbrochen hatte, eine Zeitlang in der Irre herum streifte, und wie in allen ähnlichen Fällen den ganzen Kreislauf des Irrthums durchlief, ehe er die goldene Mittelstraße fand, auf welcher er nur allein zu dem Ziele gelangen konnte. Daher waren denn die ersten Jahre der Reformation so stürmisch, in jedem Verstande stürmisch, bis der menschliche Geist die Hefen, die er in der langen trägen Ruhe gesammelt hatte, durch die heftige Gährung ausgestoßen hatte, und nunmehr wieder auf eine Zeitlang zur Ruhe kam.

Alle diejenigen, welche die Nothwendigkeit einer Reformation einsahen, kamen darin

überein, daß die Religion bisher mit einer Menge falscher Lehrsätze sey überlassen und daher von der wahren Thätigkeit auf das Herz abgelenket worden. Allein der Erkenntnißgrund dieser irrigen Lehren brachte die erste große Trennung hervor, indem einige die heilige Schrift nach einer vernünftigen Auslegung, andere aber die eigne innere Empfindung für den Erkenntniß- und Bestimmungsgrund des Glaubens und des Lebens annahmen. Zu jener Parthey bekannten sich die weisesten, vernünftigsten und gelehrtesten im Volke, zu dieser aber die minder aufgeklärten, bey welchen die Einbildungskraft und Begierden der schwachen Vernunft den ohnmächtigen Zügel entrissen, und diese machten nun alle die Arten von Schwärmer aus, welche zur Zeit der Reformation so vieles Unheil anstifteten, und sich wieder in sehr viele Unterarten theilten, je nachdem die herrschenden untern Kräfte mehr oder weniger aufgeklärt wären. Eine der gröbsten Art waren die Wiedertäufer, welche in dem Herzen von Deutschland entstanden, sich aber in kurzem auch in den benachbarten Ländern ausbreiteten, und da sie den großen rohen Haufen auf ihrer Seite hatten, unter dem Vorwande des innern Lichtes die schwärzesten Grausamkeiten und Bubenstücke verübten.

Als sich Joris im Delft 1524 häuslich niederließ, machte die Reformation bereits in

dieser Stadt und den umliegenden Gegenden viele Bewegungen. Joris ward bey seinem zur Schwermuth geneigten Charakter und bey seiner lebhaften Einbildungskraft sehr bald auf dieselbe aufmerksam, und fing an, selbst zu prüfen und zu untersuchen, daher er seine Predigt versäumte, und sich unaufhörlich in ein langes Nachdenken vertiefte. Ohne Zweifel würde seine Seele eine bessere Stimmung bekommen haben, wenn sie besser wäre geleitet worden; allein da er ungelehrt war, alles las was ihm vorkam, worunter denn vermuthlich auch schwärmerische Schriften gewesen seyn müssen, woran es damahls nicht fehlte, und den Eindrücken folgte, welche andere auf ihn zu machen gut fanden: so mußte er nothwendig auf Abwege gerathen. Sein eigener trübsinniger Charakter wirkte sehr mächtig mit dazu bey, indem er das, was seine lebhafte Einbildungskraft ihm als wahr schilderte, mit dem hartnäckigsten Eifer verfolgte.

Eine Zeitlang hing Joris seinen Empfindungen für sich allein nach, und begnügte sich, in seinem Hauswesen, welches bey seiner vielen und vorzüglichen Arbeit zahlreich war, nach seinen Einsichten Tugend und Frömmigkeit zu verbreiten. Allein da er dabey seine Einbildungskraft und Empfindungen immer mehr anstrengte, so ward sein Eifer immer nach und nach lebhafter, und endlich fühlte er sich gar gedrungen, die Mißbräuche in der Römischen

Kirche öffentlich zu mißbilligen und zu tadeln. Besonders eiferte er wider die Prozessionen, und da er das sogar auf öffentlicher Straße that, so brachte er ganz natürlich die Geistlichkeit, welche in diesem Stücke nicht mit sich spaßen läßt, auf das heftigste wider sich auf. Er ward gefangen gesetzt, und würde vielleicht den Scheiterhaufen haben besteigen müssen, wenn er nicht, nachdem er eilf Wochen in dem Gefängnisse zugebracht hatte, auf vieles Vorbitten seiner Freunde mit der bloßen Landesverweisung davon gekommen wäre.

Blesdik und andere von seinen Gegnern versichern, er sey bey dieser Gelegenheit zur Staupe geschlagen, und ihm von dem Henker die Zunge durchbohret worden. In dem Holländischen Leben eines Ungenannten bey dem Arnold, welchem ich hier vornehmlich folge, wird dieser Vorgang umständlich erzählet, aber von dieser Strafe nichts gesagt. Es heißt nur, weil Joris wegen seiner Frömmigkeit, Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit in der ganzen Stadt, und besonders bey den Armen sehr beliebt gewesen, so hätte man sich nicht getrauet, die Strafe an ihm öffentlich zu vollziehen, sondern hätte ihn vor der Sonnen Aufgang aus der Stadt verwiesen. Das Jahr, wenn solches geschehen, wird nicht gemeldet; allein es scheinet, daß es sich um oder kurz vor 1530 zugetragen habe. Wo er sich von dieser Zeit an bis 1535 aufgehalten, wird nicht gemeldet;

einmal finde ich ihn in dem Haag, allein gewiß ist, daß er sich diese Zeit über in Holland aufgehalten hat.

Joris war bisher bloß seinen eigenen Einsichten gefolget, ohne sich zu einer von den vielen Secten zu bekennen, mit welchen die Niederlande damahls eben so überschwemmet waren, als andere Gegenden. Da er indessen nach der Wahrheit begierig war, so hatte er mit den besten Gliedern von allen Umgang, erforschte ihren Geist, hing sich aber an keine, sondern folgte seiner Ueberzeugung, und suchte dabey andere sowohl mündlich als schriftlich zur Frömmigkeit, Tugend und zu einem thätigen Christenthum zu ermahnen. Unter allen Secten machten damahls die Wiedertäufer in den Niederlanden die meiste Bewegung, und es konnte nicht fehlen daß er nicht häufigen Umgang mit ihnen haben sollte, zumahl da sie sich, wegen seines Ansehens, guten Rufes, und seiner guten Einsichten viele Mühe gaben, ihn zu ihrer Parthey zu ziehen. Allein, ob ihm gleich manches an ihnen gefiel, so war ihm doch mehreres anstößig. Besonders mißfielen ihm die vielen Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten, welcher sich der große Haufe unter ihnen unter dem Nahmen der Religion schuldig machte. Aber er war auch nicht mit allen ihren Lehrsätzen einig, besonders was die Gottheit Christi betraf, welche Joris auf das eifrigste verfolgte. Er hatte daher mehrere Unterredun

gen mit ihren vornehmsten Lehrern, welche sich aber immer fruchtlos zerschlugen, obgleich Joris in seinem Gemüthe immer unruhiger ward, besonders nachdem sich viele von seinen Verwandten zu den Wiedertäufern geschlagen hatten. Er hörete daher, wie der ungenannte Verfasser seines Lebens sagt, nicht auf, zu beten und zu flehen, daß Gott ihn nicht verlassen, sondern ihm den Weg zeigen möchte, den er gehen sollte. Alles das kann dem Manne, den die rechtgläubige Kirche immer mit den schwärzesten Farben schildert, die sie nur finden kann, bey jedem Unpartheyischen zur Entschuldigung dienen, beweiset wenigstens, daß er nach dem Maße seiner Einsichten, und nach der Stimmung, welche seine Seelenkräfte nun einmahl bekommen hatten, nach seiner wahren Ueberzeugung gehandelt habe.

Bey einem Menschen von so lebhafter Empfindung und Einbildungskraft, als Joris war, sind die Gründe immer die stärksten, welche am mächtigsten auf diese wirken, und einer von dieser Art machte endlich seiner Unschlüssigkeit ein Ende. Er befand sich einmal in einer Gesellschaft von Wiedertäufern und gerieth gar bald mit ihrem Lehrer in eine der gewöhnlichen Streitigkeiten. Um den übrigen kein Aergerniß zu geben, ging er mit demselben allein, und fragte ihn, was für Gründe ihn bewögen, so zu lehren und zu handeln, als er

thäte. Der Wiedertäufer führte sehr schwache Gründe an, welche dem Joris keine Genüge thaten, schloß aber mit der Versicherung, der Herr habe es ihm befohlen, er wolle es auf dessen Wort wagen, und sey bereit, seine Lehre mit seinem Blute zu bestätigen. Dieser letzte Ausdruck hatte eine solche Wirkung auf die Fantasie des Mannes, daß er die Schwäche der vorigen Gründe vergaß, und sich gleich darauf förmlich zu den Wiedertäufern bekannte. Nach dem Blesdik ward er von ihrem Vorsteher, Obbe Philipps umgetauft. Das Jahr wird nicht gemeldet; allein es scheinet, daß solches 1533 oder 1534 geschehen.

Die Wiedertäufer waren damahls wegen der Zügellosigkeiten, die der große Hause von ihnen begangen hatte, überall verhaßt, und daß Joris, nach so langem Zaudern, gerade zu einer Zeit zu ihnen trat, da sie in allen Städten Hollands mit Feuer und Schwerdt verfolget wurden, zeiget wenigstens, daß er seiner Ueberzeugung folgte, und derselben alle übrige Betrachtungen nachsetzte. Sein Zutritt war Triumph für die Wiedertäufer, wenigstens in Ansehung aller derer, welche bisher eben so unschlüssig gewesen waren, als er. Allein, er fing auch gar bald an, die üblen Folgen des von ihm gethanen Schrittes ihrem ganzen Umfange nach zu empfinden. Seine gegenwärtigen Glaubensgenossen wurden jetzt in allen Städten verfolget, und wohin sie nur kamen, da

warteten der Galgen und das Henkerbeil auf sie. Joris wanderte eine Zeitlang von einer Stadt zur andern, aber da er nirgends Sicherheit fand, so beschloß er die Niederlande völlig zu verlassen. Er glaubte, in Strasburg Ruhe zu finden, und reisete daher um Pfingsten 1535 dahin; allein da Leute von seiner Secte hier noch weniger öffentlich geduldet wurden, und ihm, wie er sagte, das wüste lasterhafte Leben aller Arten von Einwohnern anstößig war, so beschloß er über Wießingen in Seeland nach England zu gehen, denn in der Provinz Holland durfte er sich nicht sehen lassen.

Er kam auf dem Rheine in Wießingen an, begab sich auf ein Schiff, welches eben nach London segeln wollte, aber wegen eines heftigen Sturmes wieder umkehren mußte. Joris erfuhr indessen von zwey Fremden, die eben aus England kamen, daß es für Leute seiner Art auch dort nicht sicher sey, und daß man nicht einmal einen Fremden, ohne ihn genau ausgeforscht zu haben, in das Reich lasse. Das bewegte ihn, seinen Entschluß zu ändern, weil er aber wegen seines Unterhaltes in Verlegenheit war, so begab er sich heimlich nach Gorckum, wo er mit Mühe und Noth Arbeit bekam, aber bey aller seiner Geschicklichkeit, für einen so geringen Lohn, daß er als ein Knecht arbeiten mußte. Er hielt sich hier einige Monathe auf, obgleich nicht ohne mehr-

mahlige Gefahr, entdeckt zu werden, daher er sich auch einmal in einem Pesthäuschen verbergen mußte. Allein da seine Frau eben schwanger war, und er ihr in seiner gegenwärtigen Lage nicht die geringste Bequemlichkeit bey ihrer Entbindung verschaffen konnte, so bewegte die eheliche Liebe ihn, wieder nach Delft zu gehen, wo sich seine Mutter aufhielt, so gefährlich es auch für ihn war, weil er bey Leib und Lebensstrafe aus diesem Orte war verwiesen worden. Er kam in der Nacht unerkannt daselbst an, brachte seine Frau zu seiner Mutter, und begab sich zu einem bekannten Künstler, der ihn heimlich in sein Haus nahm, und ihn mit Arbeit versorgte, wobey er sich aber sehr verborgen halten mußte.

Eine der vornehmsten Ursachen, warum Joris so lange Bedenken getragen hätte, zu den Wiedertäufern zu treten, waren die heftigen und gewaltsamen Maßregeln, zu welchen so viele derselben nicht allein geneigt waren, sondern die sie auch so oft verleiteten, alles mit Aufruhr, Blutvergießen und Verheerung anzufüllen. Joris war von der Unrechtmäßigkeit dieses Verfahrens überzeugt, billigte auch, da er wirklich zu ihnen getreten war, dasselbe nie, sondern gab sich vielmehr alle Mühe, ihnen gemäßigtere Gesinnungen einzuflößen; allein er predigte tauben Ohren, und ward vielmehr von allen heftigen und brausenden Köpfen in seiner eigenen Secte gehaßet und verfolget. So verbor-

gen er auch vor der Obrigkeit in Delft leben mußte, so bekannt war er doch den Gliedern seiner Secte, und sie machten jetzt mehr wie einen Versuch, seine glimpfliche Denkungsart zu überwinden, und ihn zu bewegen, gemeine Sache mit ihm zu machen. Man nennet besonders den Johann Dieterich Batenberg, Bürgermeister zu Steenwik, der mehrere Unterredungen, oft zu ganzen Nächten mit ihm hatte, aber ihn nicht wankend machte, so sehr er ihm auch mit der Rache seiner ganzen Parthey drohete. Joris blieb bey seiner Ueberzeugung, lebte tugendhaft, arbeitete bey Tage und schrieb in der Nacht eine Menge kleiner fliegender Blätter, worin er seine Glaubensgenossen zur Frömmigkeit und zu gelinden Maßregeln ermahnete, und welche insgesammt ohne seinen Nahmen, und ohne Meldung des Ortes und Jahres des Druckes heraus kamen. Dadurch machte er sich bey allen von seiner Secte, welche von keiner Mittelstraße wissen wollten, eben so verhaßt, als er bereits außer derselben war, und Batenberg nannte ihn einen naseweisen Schriftgelehrten, der immer Recht haben wollte. Doch Joris ließ sich das nicht anfechten; er hielt sich zu keiner von den vielen Partheyen, worein die Wiedertäufer um diese Zeit getheilet waren, folgte seinen Einsichten im Stillen, wollte auch keinen Lehrer unter ihnen vorstellen, ob er gleich mehrmals dazu gewählet, und mit Auflegung der Hände dazu bestellet ward.

Am weiteſten trieben die Batenbergiſchen und Münſterſchen Wiedertäufer um dieſe Zeit ihren Unfug, ſowohl in Gewaltthätigkeiten, als auch in abenteuerlichen Meinungen, welche deſto ausſchweifender ſeyn mußten, da der allergrößte Theil von ihn unwiſſende Leute waren, welche alle Bande der bürgerlichen Geſellſchaft zerriſſen hatten, daher jeder ſeinem Kopfe und ſeinem Willen folgte. Joris gab ſich viele undankbare Mühe, ſie zu vergleichen, und ſie zur Ordnung und Mäßigung zurück zu führen, und da er ſich dadurch ſowohl, als durch ſeine vielen Schriften, welche er von Zeit zu Zeit unter ihnen bekannt machte, als einen verſtändigen und gemäßigten Mann bekannt gemacht hatte, ſo ward er mehrmals verlangt, ihre innern Streitigkeiten zu entſcheiden. Beſonders ward er 1536 nach Boekholt im Bisthum Münſter verlangt, wo viele Abgeordneten von den Wiedertäufern aus Elſaß, England, den Niederlanden und Niederdeutſchland zuſammen gekommen waren, über verſchiedene ſtreitige Lehrpuncte, beſonders über die Wiederbringung der Dinge zu rathſchlagen. Joris reiſete mit vieler Gefahr zu ihnen, fand aber ſo viele wüſte und unbändige Köpfe, daß er ſehr bald alle Hofnung aufgab, ſie unter einen Hut zu bringen. Endlich gelang es ihm durch ſeine Mäßigung, daß er ſie verglich und ein Formular aufſetzte, welches ſie zwar unterſchrieben, aber nachmals nicht hielten. Er kam mit vieler

Gefahr und Beschwerlichkeit und durch große Umwege endlich glücklich und unerkannt wieder in Delft an.

Gleich nach dieser Reise ging in seinem Gemüthe eine merkwürdige Veränderung vor, und aus dem gemäßigt frommen Manne, dessen Frömmigkeit allenfalls einen starken Anstrich von Mystik hatte, ward nunmehr auf einmal ein ausschweifender Schwärmer, der Träume, Gesichte und Offenbarungen bekam. Ich will diese Veränderung zuvörderst mit den Worten seines ungenannten Biographen bey dem Arnold erzählen, doch so, daß ich seine ermüdende Weitschweifigkeit abkürze. „Joris, heißt es daselbst, „bekam nunmehr am ersten ein Einsehen in das „Wort, Gott genannt, wie alle Menschen den „heiligen Nahmen Gottes des Tages über so „liederlich und leichtfertig im Munde führten, „dabey schwuren, sungen, sprachen und fluchten, wie sie wollten. Das fiel ihm nun so „schwer, daß er an alle seine Bekannten schrieb, „sie sollten doch den großen heiligen Nahmen „Gottes bedenken u. s. f. Und als der Eifer „in dem Manne nicht gelöschet war, sondern „er mit Bitten und Flehen, über sich selbst anhielt, auch um Christi Art, Geist und Kraft „herzlich bat, ist er auf eine Zeit, als er sich „vor zwey oder drey Lichtern, dabey er allezeit „saß und arbeitete, niedersetzen wollte, entzückt „worden, daß er nicht wußte, ob er lebendig „oder todt war, und lange Zeit unbeweglich da

„stand.“ In dieser Entzückung nun sahe er im Gesichte ein großes Getümmel auf Erden, und ein heftiges Zusammenlaufen und Niederfallen der Fürsten und Mächtigen der Erde. Als dieß Gesicht vorbey war, schien es ihm als wenn die Wände um ihm her voll nackter Männer und Weiber wären, und da merkte er gleich den Verstand dieses Gesichtes, nehmlich, daß seine Augen so rein seyn müßten, daß er sich an keinem geschaffenen Werke Gottes ärgern dürfe. Als er wieder zu sich selbst kam, war er so abgemattet und müde, als wenn er mehrere Meilen zu Fuße gegangen wäre, nahm aber doch eine Feder und schrieb: „Fahret „weg alle fleischliche Gedanken, ihr seyd der „Tod, ihr nehmet mir das Leben, und verun„reiniget, was heilig und gut ist. Werdet „blind ihr Menschen der Sünde, nicht an den „leiblichen Augen, sondern die Begierde muß „ferne von euch seyn, so daß ihr nicht mehr „durch sie sehet, u. s. f.“ Von dieser Zeit an hatte er mehrere solche Gesichte, verlohr alle bisherige Furcht und Niedergeschlagenheit, und bewies in allen Fällen eine ungewöhnliche Freudigkeit.

Wer mit der menschlichen Natur und dem Gange ihrer Fähigkeiten nur ein wenig bekannt ist, wird sich diesen Vorgang sehr leicht erklären können. Joris, ein von Natur schwermüthiger Mensch mit einer lebhaften Einbildungskraft,

kraft, der aber von Hause aus schüchtern und furchtsam war, hatte bisher mit mancherley Sorgen und Widerwärtigkeiten kämpfen müssen. Er mußte sein Brodt für sich und seine Familie, die er geliebt zu haben scheinet, kümmerlich erwerben, und dabey, um nicht erkannt zu werden, unter dem Dache und in den verborgensten Winkeln des Hauses seines Wohlthäters arbeiten. Dazu kam die beständige Anstrengung, worin sowohl seine eigene Andächteley, als auch der Zustand seiner Secte, seine Fantasie und Empfindungen erhielt, die ihm auch um alle nächtliche Ruhe, indem er sie zu den vielen kleinen Schriften anwandte, welche er nachmahls verbreitete. Nun nehme man noch dazu die beschwerliche, mit so vieler Gefahr und Unbequemlichkeit verbundene Reise, so wird man sich nicht wundern, daß zwey oder drey brennende Lichter auf seine zerrüttete Einbildungskraft eben dieselbe Wirkung hatte, als hundert Jahr nach ihm der Glanz einer geschweerten zinnernen Schüssel auf den eben so schwachen Kopf des Jacob Böhm that. Einerley Ursachen haben unter einerley Umständen auch einerley Wirkungen.

Er hatte nach dieser ersten Erscheinung noch ungefähr drey Monathe lang immer den vorigen Glanz vor den Augen, und sein Gemüth war nunmehr wie ein Kind, das nichts arges denket, und durch keinen äußern Anblick

zur Wollust gereitzet werden kann. Doch zeugte er in diesem Zustande mit seiner Frau noch einen Sohn, der den Nahmen Gideon bekam; aber er that noch mehr, er schrieb nunmehr fleißiger als vorher, unter andern ein Werk, worin viele unerhörte Dinge vorkamen, und welches gedruckt ist, obgleich bey dem Drucke viele Stellen ausgelassen wurden, weil sie dem Buchdrucker zu unverständlich waren. Vielleicht ist es das Wunderbuch, wo freylich unerhörte Sachen genug vorkommen, denn ob es gleich erst 1542 gedruckt worden, so kann es doch wohl früher geschrieben seyn. Unter andern schrieb er auch häufige Briefe an seine Brüder nach England, Deutschland, Strasburg und Friesland, und alles das schrieb er in der Hitze, wenn er von dem Geiste getrieben, und von dem innern Lichte erleuchtet war.

Vermuthlich gehöret in diese Zeit auch der Brief, welchen er an Luthern schrieb, und welcher sich mit in den Werken des letztern befindet. Er lautet so: „In dem Nahmen „meines Herrn! Höret Martin Luther, ein „Knecht des Herrn, berufen und gestellet zu einem Licht, und Vorgänger des Volks des „Herrn. Sehet, daß ihr euch wohl hüthet, „damit ihr durch eure eigene Weisheit und „Vernunft, auch nicht in krummen Wegen verirret. Seyd nicht stolz darin, sondern widerstehet dem Teufel, dem Eigendünkel, und hüthet euch, daß ihr nicht dem Volke ein Ver-

„führer, eine Finsterniß und ein Satan werdet,
„und nicht der Strafe Gottes ausetzet, welcher
„euch und mich noch härter strafn und verdammen
„wird, als andere. Wenn wir nicht in dem klei-
„nen aufrichtig und getreu, und mit zerbrochenem
„und gereinigtem Herzen und demüthigen Geiste
„erfunden werden, so wird uns auch nicht das
„größere gegeben und vertrauet werden. Ge-
„bet wohl Acht darauf und überwindet das
„Böse mit dem Guten, auf daß ihr es besitzen
„und leben möget. Hüthet euch vor bösen,
„verkehrten und teuflischen Gedanken, ihr alle,
„die ihr den Engeln des Herrn gleich zu werden
„verlanget. Gott befohlen!“

Da es ganz natürlich ist daß Fähigkeiten der Seele, welche vorzüglich grübet werden, auch eine vorzügliche Stärke erlangen, so nahm auch Joris in der Schwärmerey mit jedem Tage zu. Damit man sehe, von welcher Art sie gewesen, so will ich seinen gegenwärtigen Gemüthszustand mit den Worten des Ungenannten bey dem Arnold hierher setzen. „Jo-
„ris erfuhr von dieser Zeit an viele Wunder
„von innerlichen Träumen, Gesichten und an-
„dern Erscheinungen; ja den ganzen Tag hin-
„durch sahe und hörte man nichts anders von
„ihm, als des Herrn Wort und Geist, und
„wozu es noch kommen müßte, ehe alles nach
„Gottes Herz und Sinn wäre. Gott ver-
„neuete um diese Zeit alle Dinge nach ihm und

„in ihm, daß er von allem Fleische einen voll„kommnen Abschied nahm; alle sinnliche Lüste „und Begierden verschwanden, und der Geist „trieb ihn so heftig, daß er oft auf dem Bo„den vor Mattigkeit niederfiel, und vor Furcht „und Schrecken vor dem strengen Richter wie „todt da lag. Aber dabey hatte er auch oft sehr „angenehme Empfindungen, und ward von dem „Geiste ermahnet, sich von diesem abgeschiede„nen Sinne nicht wieder trennen oder zur „Sinnlichkeit verleiten zu lassen. Mit einem „Worte, er ward von allen Schlacken und „fleischlichen Begierden völlig gereiniget und „ward wie ein Kind u. s. f.“

Schon an dieser Sprache erkennet man einen hohen Grad der Mystik oder Theosophie, und da diese zur Bezwingung der Begierden eine strenge Mäßigkeit erfordert, so beobachte Joris auch diese, und aß eine Zeitlang nichts als Sallat. Allein da sein durch die unaufhörliche Anstrengung der Einbildungskraft ohnehin schon entkräfteter Körper, dadurch nur noch mehr abgemattet ward, so mußte er, um nicht ganz zu einem Gerippe zu werden, sich zu einer nahrhaftern Kost entschließen, welches denn dem Schwärmer freylich hart einging.

So sehr nun auch sein Gemüth Tag und Nacht mit überirdischen Gegenständen beschäftiget war, so legte er doch seine Kunst nicht bey Seite, oder vielmehr sein und seiner Familie Bedürfniß zwang ihn, dieselbe nicht zu ver-

nachlässigen. Zwar machte er sich zuweilen deswegen Vorwürfe, und bildete sich ein, die Sorge für das Zeitliche gehörte noch zu den Schlacken der Sinnlichkeit, daher er denn auch zuweilen beschloß, alles fahren zu lassen, und sich allein auf Gott zu verlassen. Aber der Hunger predigte lauter als die Einbildungskraft, und das wahre Bedürfniß überwand sehr bald das eingebildete.

Bey dem allen finde ich doch nicht, daß Joris jetzt an den gewaltsamen Maßregeln einiger Wiedertäufer, und besonders des Batenburgischen Anhanges mehr Theil genommen, als vorher; vielmehr blieb er, ungeachtet seines Wachsthumes in der Schwärmerey, in diesem Stücke bey seinen gemäßigten Grundsätzen, mißhilligte alle Gewaltthätigkeiten, und suchte allen übrigen Wiedertäufern ähnliche Gesinnungen einzuflößen. Vermuthlich machte er dadurch manche, welche noch nicht ganz verderbt waren, von des Batenburg Anhang abspänstig; wenigstens warf dieser jetzt einen solchen Haß auf ihn, daß Joris sich auch verbergen mußte, wenn er nicht auf dessen Anstiften wollte ermordet werden. Bey den Mennonisten, den Münsterschen Wiedertäufern, und den Anhängern des Melchior Hofmann um Strasburg war er nicht besser angeschrieben, weil er wider ihre Ausschweifungen eiferte, und sich sowohl mündlich als schriftlich keine Mühe verdrießen ließ, sie zur Ruhe und Stille zu bewegen.

Es scheinet, daß er sich um diese Zeit noch immer zu Delft aufgehalten, wo seine Frau sich bey seiner Mutter befand, er sich aber bald bey diesem oder jenem Freunde verborgen hielt, und entweder arbeitete, oder schrieb und seiner Schwärmerey nachhing. Er ließ sich um diese Zeit bewegen, mit einigen von seiner Secte, die eben so gemäßigt dachten, als er, in das Oldenburgische zu gehen, die Uneinigkeiten unter den Münsterschen Wiedertäufern beyzulegen, und sie zur Ruhe zu vermögen. Die Reise war mit vieler Beschwerde und Gefahr verbunden, weil man den Wiedertäufern überall nachspürete; aber die Reise war vergeblich, weil diese zügellose Rotte von keiner Mäßigung hören wollte, daher Joris unverrichteter Sache wieder nach Delft ging. Da er indessen wegen seiner Friedfertigkeit, Klugheit und Beredsamkeit von den gemäßigsten Anhängern aller Partheyen der Wiedertäufer geschätzt ward, so ward er 1538 nach Strasburg verlangt, die Streitigkeiten unter Melchior Hofmanns Anhang beyzulegen. Allein die Unterredung lief eben so fruchtlos ab, als die übrigen, jeder blieb bey seiner Meinung, und so schied man, ohne etwas ausgerichtet zu haben, aus einander.

Indessen begingen die schon gedachten Wiedertäuferischen Partheyen in Niedersachsen und Oberdeutschland die gröbsten Ausschweifungen, und Batenburg machte es in der Provinz Hol-

land kein Haar besser. Es war daher kein Wunder, daß die Obrigkeit überall Jagd auf sie machte, und sie, wo sie ihnen überlegen war, einzog und hinrichten ließ. Man machte dabey keinen Unterschied unter aufrührischen und gemäßigten Wiedertäufern, sondern was sich nur zu dieser Secte bekannte, ward auf einerley Art behandelt. Joris gab sich zwar alle Mühe den Zügellosigkeiten des Batenburgischen Haufens Einhalt zu thun, und hinderte in der That vieles Böse. Ja, wenn dem ungenannten Verfasser seines Lebens zu glauben ist, so machte sich Joris sogar einen Anhang wider Batenburg, strite wider ihn, entzog ihm viele Leute, und rettete dadurch manche Stadt, in Holland, Friesland und Gröningen von der Verwüstung. Dadurch ward er dem Batenburg so verhaßt, daß als derselbe gefangen ward, und hingerichtet werden sollte, er alle Schuld auf den Joris schob, ihn als den Urheber aller Verwüstungen angab, und sich erboth, ihn der Obrigkeit in die Hände zu liefern, wenn man ihm Leben und Freyheit schenken wollte; allein man nahm sein Anerbiethen nicht an, sondern gab ihm den verdienten Lohn.

In Delft war wenigstens die Obrigkeit von des Joris Unschuld an solchem Frevel überzeugt, denn ob es gleich dem Stadtschultheiß mehrmahls angezeiget ward, daß er sich in der Stadt befinde, und ihm auch der Ort gemeldet wurde, wo er sich aufhielt, so trug er doch Be-

denken, ihn in Verhaft nehmen zu lassen. Desto strenger verfuhr er dagegen gegen andere, von welchen man wußte, daß sie zu dem Batenburgischen Anhange gehöret hatten, und darin befand sich des Joris eigene Mutter. Daß sie zu des Batenburg Anhang gehöret habe, ist nicht wahrscheinlich; allein sie muß sich doch vorzüglich vergangen haben, weil man eben so strenge mit ihr umging, als mit andern offenbaren Aufwieglern, ungeachtet sie eine der angesehensten Personen in der Stadt war. Kurz, man nahm sie gefangen, sperrete sie in ein Kloster, und gab ihr die Wahl, ob sie sich nach Oeffnung aller Adern zu Tode bluten wollte, oder ob sie wollte ersäuft, oder endlich mit dem Schwerte hingerichtet werden. Sie wählte das letzte, und ward daher enthauptet, ihr ganzes Vermögen aber, welches ansehnlich gewesen seyn soll, ward eingezogen. Gemeiniglich wird die Hinrichtung seiner Mutter in das Jahr 1537 gesetzt; allein nach der Ordnung zu urtheilen, in welcher der ungenannte Lebensbeschreiber bey dem Arnold, der freylich nicht der ordentlichste ist, die Begebenheiten vorträgt, muß sie 1539 geschehen seyn.

Es scheinet, daß die Obrigkeit zu Delft aus Achtung gegen das ruhige Betragen des Joris sich gestellet, als wenn sie seine Anwesenheit in Delft nicht wüßte. Indessen ward es auf das schärfste verbothen einen Wiedertäufer in der Stadt zu beherbergen, daher er sich

mit seiner Frau und Kindern, deren er jetzt dem Anscheine nach fünfe hatte, zu Schiffe setzte und Delft verließ. Wohin er sich gewandt, sagt sein Lebensbeschreiber bey dem Arnold nicht, dagegen er desto sorgfältiger ist, seine Träume, Gesichte, und Offenbarungen aufzubehalten. Diese waren jetzt desto häufiger bey ihm, je mehr sein Körper durch die bisherigen Kränkungen Sorgen und Beschwerden war entkräftet worden. Es ward damit so arg, daß er sogar Gott bitten mußte, ihn damit zu verschonen, weil sonst seine Kreatur ganz darauf gehen müßte.

Er ließ nach seiner Entfernung von Delft seine Frau in Utrecht, er selbst aber begab sich in eine andere Stadt, welche doch nicht genannt wird. Als er auch hier nicht länger sicher war, so begab er sich nach Deventer, wo aber seines Bleibens auch nicht lange war. Indessen ward seine Frau zu Utrecht in Verhaft genommen, man nahm ihre Kinder von ihr, und bedrohete sie mit der Tortur, wenn sie nicht den Aufenthalt ihres Mannes angeben würde. Da nichts aus ihr zu bringen, weil sie denselben damahls selbst nicht wußte, und der Weihbischof, der am meisten wider sie aufgebracht war, plötzlich starb, so ließ man sie los, da sie sich denn mit ihren Kindern wieder nach Delft begab, wo Joris sie auf einige Tage besuchte, sich aber bald wieder entfernen mußte.

Nach der Zerstreuung des Batenburgischen Anhanges, wurden die Wiedertäufer in allen Holländischen Städten auf das heftigste verfolgt, und so viel auch Joris mit seiner eigenen Sicherheit zu thun hatte, so nahm er sich doch seiner leidenden Brüder auf alle nur mögliche Art an. So schrieb er an den Rath von Holland, und warnete denselben, sich nicht an den in Haag gefangenen Wiedertäufern zu vergreifen; allein man ließ dem Bothen den Kopf abschlagen, und richtete deren 35 daselbst hin.

Joris konnte sich leicht vorstellen, daß es ihm nicht besser gehen würde, weil alle Wiedertäufer ohne Ausnahme für Aufrührer und Störer der öffentlichen Ruhe gehalten wurden, und man wußte, daß er einer der angesehensten unter ihnen war. Da er sich nun zum Märtyrer-Tode vermuthlich noch nicht reif fühlte, so mußte er sich kümmerlich verborgen halten, und streifte von einer Stadt zur andern. Er suchte noch im Jahre 1539 in Hessen für sich und seine Brüder Schutz und wandte sich in einem Schreiben an den Landgrafen selbst. Dieser versprach, ihn und seine Secte aufzunehmen, wenn sie sich zur Augsburgischen Confession bekennen würden; allein da sie sich dazu nicht verstehen wollten, so ward aus der Sache nichts. Er wandte sich hierauf mit seiner Familie nach Antwerpen, und höret sein Leben bey dem Arnold auf, daher ich bis zu

seiner Ankunft in Basel meinen vorigen Leitfaden verliehre, so verworren er auch an manchen Orten ist.

Allein es scheinet, daß man ihn auch hier nicht lange geduldet, denn in dem Jahre 1540 finde ich ihn bereits in Ost-Friesland. Hier hatte er den damahligen Superintendenten, den bekannten Johannem a Lasco gewonnen, von welchem noch verschiedene Briefe an ihn vorhanden sind, und nachdem er sein Glaubensbekenntniß daselbst 1540 eingegeben hatte, welches Arnold in seiner Kirchen- und Ketzergeschichte zweymahl hat abdrucken lassen, nehmlich Th. 2, S. 293 und Th. 4, S. 255, und dasselbe nichts anstößiges enthielt, so wurde er mit mehreren seiner Secte aufgenommen und geschützet. Hier lebte er einige Jahre in Ruhe, aber nicht lange, denn die Stände von Brabant brachten es durch ihre Vorstellungen bey der dgmahls regierenden Gräfinn Anna dahin, daß ihnen 1544 oder vielleicht noch das Jahr vorher anbefohlen ward, das Land zu räumen.

Ohne Zweifel befand sich Joris jetzt nicht in einer kleinen Verlegenheit. Er hatte eine zahlreiche Familie, welche er, wie aus allen Umständen erhellet, zärtlich liebte, und mit welcher er nicht lange unbekannt bleiben konnte; aber in ganz Niederdeutschland, und in einem großen Theile von Oberdeutschland, verfolgte der Haß, welchen die ausschweifenden Rot-

ten auf den Nahmen eines Wiedertäufers gela-den hatte, ihn so, daß er sich an keinem Orte durfte blicken lassen, wenn er nicht wollte ver-brannt oder wenigstens gehenket werden. Er reisete daher 1544 in der Stille nach Straß-burg, von da nach Basel, und von da nach Venedig, erkundigte sich nach der Gesinnung der Obrigkeit und den übrigen Umständen, und fand endlich, daß Basel der sicherste und be-quemste Ort für ihn seyn würde.

Er hielt daher bey dem Magistrat um Schutz und um Erlaubniß an, sich mit den Seinigen daselbst niederlassen zu dürfen, wobey er sich für einen Niederländer ausgab, der um der protestantischen Religion wegen in seinem Vaterlande verfolgt würde, welches er denn auch ohne Unwahrheit thun konnte, indem man da-mahls in den Niederlanden die Protestanten eben so sehr verfolgte als die Wiedertäufer. Da-mit auch der Nahme David Joris, unter wel-chem er überall verhaßt war, keinen Anstoß machen möchte, so nahm er den in der Firme-lung empfangenen Nahmen Johann von Brüg-ge wieder an, unter welchem man in Basel nichts weniger als einen so berüchtigten Wieder-täufer suchte. Der Magistrat sahe einen wohlge-bildeten sehr anständig gekleideten Mann vor sich, dessen Mine und ganzes Betragen nichts als Ernst, Würde und Frömmigkeit verkündigte, und weil der äußere Wohlstand, welchen man an seiner Familie erblickte, ein nicht geringes Ver-

mögen versprach, so trug derselbe kein Bedenken, in sein Verlangen zu willigen. Joris kam also mit seiner ganzen Familie und noch einigen vertrauten Personen nach Basel und ward den 25ten Aug. 1544 mit den Seinigen zu Bürgern angenommen. Er kaufte sich darauf in und um Basel an, lebte auf einem guten und anständigen Fuße, doch ohne Pracht und Schwelgerey, that allen Pflichten eines guten Bürgers eine völlige Genüge, hielt sich und die Seinigen im äußern zu der reformirten Kirche, und that sich durch Wohlthätigkeit gegen die Armen vor allen andern hervor. Kurz, er erwarb sich in den zwölf Jahren, welche er in Basel zubrachte, eine allgemeine Achtung und Liebe; ein Zeugniß, welches ihm selbst die Universität in ihrem nachmahligen Berichte von der Verbrennung seiner Gebeine nicht versagen kann.

So wie man an einem Manne, den man einmal hassenswürdig finden will, alles zu Bolzen drehet, so hat man ihm auch nach seinem Tode aus seinem Reichthume ein Verbrechen gemacht, und nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß er denselben wohl nicht auf eine rechtmäßige Art haben könne. Vielleicht hatte er ihn gar den Plünderungen zu danken, welche manche Wiedertäuferische Rotten in Ober- und Niederdeutschland verübten. Allein sein Reichthum ist noch nicht erwiesen; denn daß er mit dem Seinigen auf einem anständigen Fuße

gelebt, beweiset noch keinen Reichthum, wohl aber, daß er sein gutes Auskommen gehabt, und dieses läßt sich denn wohl noch erklären, ohne zu solchen liebloſen Vermuthungen ohne allen Grund seine Zuflucht nehmen zu dürfen. Seine Mutter besaß zu Delft ein ansehnliches Vermögen, und ob selbiges gleich bey ihrer Hinrichtung eingezogen ward, so konnte doch Joris noch manche ansehnliche Trümmer aus dem Schiffbruche gerettet haben. Es scheinet auch, daß seine Frau nicht ohne Mittel gewesen. Ueberdieß gingen verschiedene wohlhabende Personen mit ihm aus Holland, welche in Basel mit ihm nur eine Familie ausmachten, zumahl nachdem er manche seiner Kinder mit ihnen verheirathete, so daß ihr sämtliches Vermögen nur ein einziges ausmachte, und wenn dieses gleich nur mäßig war, so konnte es bey einer mäßigen und ordentlich eingerichteten Häushaltung, die man durchgängig von ihm rühmet, immer hinlänglich seyn, im äußern auf einem anständigen Fuße zu leben. Ob er dabey Handlung getrieben, oder seine Kunst geübt, finde ich nicht gemeldet; letzteres ist nicht wohl wahrscheinlich, weil es ihn leicht hätte entdecken können.

So still und eingezogen sich nun auch Joris zu Basel hielt, so daß er auch keinen von seiner Secte weiter nach Basel kommen ließ, so unterließ er doch nicht, selbige durch eine Menge von Schriften und auf andere nur mögli-

je Art zu unterrichten und unterstützen. Die Schriften, welche er während seines Aufenthaltes zu Basel drucken ließ, sind sehr zahlreich; klein sie bestehen immer nur aus wenig Bogen, ind in Holländischer Sprache abgefasset, und ämmtlich in Holland ohne seinen Nahmen gedruckt, daher sie in Basel nicht bekannt werden konnten. Sie sind insgesammt ascetischen und moralischen Inhaltes und predigen die Tugend und Verläugnung seiner selbst, in einer dunkelen mystischen Sprache.

Joris unterstützte nicht nur die von seinem Anhange, wo er nur konnte, sondern er nahm sich auch anderer an, welche damahls von den herrschenden Kirchen verfolgt wurden, wenn sie gleich nicht von seiner Parthey waren. Besonders suchte er das Schicksal des unglücklichen Servet zu mildern, denn als dieser sich im Jahre 1553 zu Genf im Verhafte befand, und man aus Calvins Heftigkeit leicht muthmaßen konnte, was für ein Schauspiel mit ihm würde aufgeführet werden; so schrieb er den 1ten Jul. an die evangelischen Städte in der Schweitz, beweiset, daß man keinen Menschen um des Gewissens Willen verfolgen dürfe, und bittet daher, den Geistlichen in ihrem Blutdurste Einhalt zu thun. Gesetzt, sagt er, daß Servet als ein Ketzer und eigensinniger Mensch gestrafet zu werden verdiene, so solle man ihn allenfalls aus der Stadt weisen, allein sein Blut zu vergießen, habe man kein Recht. Man

wird sich leicht vorstellen, daß eine solche Fürsprache, Servets Sache nicht verbessern können. Er ward auch wirklich im October lebendig gebraten, und sein Beyspiel war dem Joris eine Ursache mehr, sorgfältig auf seiner Hut zu seyn, damit er nicht entdeckt würde.

Vielleicht wäre solches dennoch nicht zu verhüthen gewesen, wenn ihn nicht der Tod zu rechter Zeit von aller geistlichen Rache befreyet hätte. Denn es brachen kurz vor demselben allerley Uneinigkeiten in seiner kleinen Familie aus, welche besonders sein Schwiegersohn der oben genannte Nicol. Blesdik anstiftete, der entweder aus Ueberzeugung oder aus andern Nebenursachen sich von seinem Schwiegervater trennen wollte, und nach verschiedenen fruchtlosen Unterredungen von ihm in den Bann gethan wurde. Es kam auch um diese Zeit ein Fremder aus den Niederlanden nach Basel, welcher den Joris persönlich kannte, und es unter der Hand mehrern sagte, daß der so gelobte Johan van Brügge kein anderer als dieser Schwärmer sey. In der Schrift der Baselschen Universität wird versichert, daß, ob zwar die Sache nicht ruchtbar geworden, dieser Umstand ihn und seine Frau so geschrecket habe, daß beyde bald darauf gestorben wären.

Dem sey nun wie ihm wolle, so starb Joris den 26ten Aug. 1556 nachdem seine Frau drey Tage vorher gleichfalls verschieden war.

war. Arnold hat uns in den Zusätzen zu seinem vierten Theile S. 6. seine letzten Reden aufbehalten, welche viele gute erbauliche Ermahnungen an die Seinigen und unter andern auch an den abtrünnigen Blesdik enthalten, und woraus erhellet, daß Joris in der festen Ueberzeugung eines aufrichtigen Mystikers aus dieser Welt gegangen ist.

Da er in ganz Basel in einem vorzüglich guten Rufe gestanden war, und jedermann ihn für ein würdiges Glied der reformirten Kirche hielt, so ward er sehr anständig und mit einem großen Gefolge begraben und in die Kirche S. Leonhard beygesetzet. Nach seinem Tode war es eine zeitlang stille, indem die Gerüchte, welche hier und da im Stillen gingen, nicht bekannt wurden, bis endlich die Uneinigkeit die Familie selbst trennete und Gelegenheit zu der ganzen Entdeckung gab. Des Joris gewesener Bedienter, Heinrich, von Geburth aus Geldern, war der erste, welcher Lärm machte, indem er jemanden entdeckte, daß der verstorbene Johann van Brügge kein anderer als der berufene Erzketzer David Joris sey, wie sich aus dessen Schriften, welche er in Verwahrung habe, beweisen lasse. Die Geistlichkeit, und besonders Doct. Amerbach, fing sogleich Feuer, und dieser kuhete nicht eher, als bis man den Heinrich auf das Rathhaus forderte, da er denn alles eidlich aussagen mußte, was er von dem Verstorbenen und seinen Irrthü-

mern wiſſe. Der Rath ſchien keine Luſt zu haben, die Sache weiter zu treiben, und war entſchloſſen, den ſchon halb verweſeten Mann den Würmern zu überlaſſen. Allein die Geiſtlichkeit, welche ſich einen ſolchen Braten nicht entgehen laſſen wollte, trieb die Sache deſto heftiger, und nahm die von der Joriſſiſchen Familie nach einander vor, welche ſich aber ſtellerten, als wenn ſie von nichts wüßten, und dabey blieben, ſie glaubten alles, was die Baſelſche Kirche glaube. Indeſſen fing dem Bledik, der ſich bisher ruhig verhalten hatte, an, bange zu werden, und um daher nicht mit in das Schickſal der übrigen verwickelt zu werden, ſo übergab er einem der Geiſtlichen ein Verzeichniß von den vornehmſten Irrthümern ſeines Schwiegervaters, bath ſich aber dabey aus, daß man alles geheim halten, und beſonders ihn nicht verrathen möchte. Aber der Schöps wußte nicht, daß die Beförderung der Ehre Gottes von allen übrigen Verbindlichkeiten frey ſpricht, daher ward er in der Folge nicht beſſer behandelt, als alle übrige.

Der Magiſtrat, der dem Zudringen der Geiſtlichkeit nicht länger widerſtehen konnte, ließ endlich die ganze Joriſſiſche Familie mit ihren Bedienten und Bekannten den 13ten März 1559 auf das Rathhaus fordern, und befahl ihnen, alles zu bekennen, was ſie von den Verſtorbenen wüßten. Sie blieben alle dabey, daß ſie um der evangeliſchen Religion aus dem Nieder-

landen vertrieben worden, wie sie auch nicht anders wüßten, hätte der Verstorbene nie anders als Johann van Brügge geheissen, und ihnen sey nicht bekannt, daß er etwas anders gelehret und behauptet habe, als was dem Reformirten Glaubensbekenntnisse gemäß sey. Der Rath ließ sie abtreten und vernahm hernach einen jeden von ihnen einzeln, und da sie auch hier bey ihrer vorigen Aeußerung blieben, so wurden sie insgesammt, eilf an der Zahl, in das Gefängniß geführet. Man schickte hierauf eine gerichtliche Commission in ihre Häuser, welche alles durchsuchen, und alles verdächtige wegnehmen mußten, worunter sich denn allerley Schriften, ingleichen das Bild des Verstorbenen befand. Die erstern wurden der Geistlichkeit übergeben, sie zu untersuchen, und da sich darunter niemand befand, welcher Holländisch konnte, so trug diese das Geschäft wieder dem Johann Acronius, einem Friesländer auf, der eigentlich Professor der Medicin und Mathematik war, aber sich doch auf Ketzereyen nebenbey auch ganz gut verstehen mußte.

Indessen wurden die Gefangenen dem Criminal-Gerichte übergeben, welches denn ein neues Verhör mit ihnen anstellte. Blesdik hatte gleich bey der ersten Verhaftnehmung gestanden, daß sein Schwiegervater der berüchtigte David Joris sey, und einige andere folgten ihm darin nach; allein die meisten blieben bey ih-

rer ersten Aussage. Aber auch die, welche gestanden, wollten doch von den ihnen vorgelegten Ketzereyen nichts wissen, welches denn kein Wunder war, weil sie in den von dem Acronius aus allem Zusammenhange herausgerissenen Sätzen, die Lehren ihres Meisters wohl schwerlich wieder erkennen konnten. Sie erstaunten, als man ihnen selbige vorlegte, und betheuerten, daß sie dergleichen Behauptungen jederzeit für höchst verdammlich gehalten hätten, und noch hielten. Man schickte nunmehr die Geistlichen über sie, welche aber auch weiter nichts heraus bringen konnten, als daß sie von allen diesen Ketzereyen nichts wüßten, sie nie gehöret hätten, und sie ohne Anstand von ganzem Herzen verdammeten.

Die vornehmsten Irrlehren, welche Acronius auf des Joris Schriften gezogen hatte, waren folgende: Alle bisher von Gott durch die Propheten, Apostel und durch Christum selbst gegebene Lehre sey unvollkommen und unnütz, nur des Joris Lehre sey vollkommen und im Stande, die Menschen selig zu machen. Er, Joris sey der wahre Christus und Messias, der liebe Sohn des Vaters, in dem er Wohlgefallen habe; er sey nicht aus dem Fleische, sondern aus dem heiligen Geiste gebohren, der seiner Seele ganz eingegossen sey. Er habe Gewalt seelig zu machen und zu verdammen, die Sünde zu vergeben und zu behalten. Christus sey bloß gesandt worden, die Men-

schen als unmündige Kinder vorzubereiten; er Joris aber sey gesandt, sie vollkommen zu machen; und was dergleichen Unsinn mehr war.

Während dieser Untersuchung ging in der Stadt ein Gerücht, daß David Joris nicht wirklich begraben worden, sondern daß man an dessen Statt ein Kalb oder einen Ziegenbock in den Sarg geleget, ihn selbst aber einbalsamiret habe, und ihn so aufbehalte und als einen Gott verehre. Der Magistrat, der sich einmal zu einem Werkzeuge in der Hand der Geistlichkeit hatte machen lassen, ließ sich durch dieses Volksmährchen zu dem unwürdigen Schritte verleiten, daß er den Verstorbenen wieder ausgraben ließ, da er denn zu seiner Beschämung kein Kalb, wohl aber den wahrhaften David Joris fand.

Man kann sich kaum vorstellen, was für abentheuerliche Possen um diese Zeit von dem Manne ausgestreuet wurden, und zwar nicht bloß von dem Pöbel, denn dem kann man es allenfalls verzeihen, sondern selbst von solchen, welche es sehr übel nehmen würden, wenn man sie zu dem Pöbel rechnen wollte. Der mehrmals gedachte Acronius erzählt in seinem Briefe sehr ernsthaft, Joris sey ein Hexenmeister gewesen, habe sich unsichtbar machen können, sey von den Seinigen als ein König angebetet worden, wobey er eine viereckige Krone getragen, auf welcher sich vorn ein Stern befanden habe, u. s. f. Ein solcher Mann war

freylich sehr geschickt, die Ketzereyen aus des Joris Schriften auszuziehen.

Nachdem man damit fertig war, versammelte sich den 26ten April die ganze Universität nebst der ganzen Geistlichkeit, da denn die obigen ketzerischen Artikel verlesen, und als gotteslästerlich einhällig verdammet wurden. Hierauf beschloß der Magistrat, erst den Gefangenen, und dann dem Verführer sein Recht anzuthun. Da sich keiner von den erstern zu irgend einem der ihnen Schuld gegebenen Ketzereyen bekennen wollte sondern sie selbige insgesammt verabscheueten, so wurde beschlossen, sie unter den Bedingungen wieder in Freyheit zu setzen, daß sie sich in Basel nicht weiter ankaufen, mit keinen Niederländern Gemeinschaft haben, alle noch bey ihnen befindliche Davidische Bücher und Schriften ausliefern, sich der reformirten Kirche in allem gemäß betragen, und endlich alle Davidische Irrthümer in der Kirche öffentlich verdammen, der christliche Kirche Abbitte thun, und sich eidlich zu dem reformirten Glaubensbekenntnisse verstehen sollten. Nachdem sie alles dieses eidlich versprochen hatten, wurden sie insgesammt wieder auf freyen Fuß gestellet.

Ehe man aber noch das letzte Schauspiel mit ihnen aufführte, wurde ein weit ärgerlicher Auftritt mit dem Verstorbenen vorgenommen. Es wurde nehmlich den 13ten May ein Blutgericht über ihn niedergesetzt, und er

von dem Fiscal der Stadt verklagt, daß er unter dem Scheine, als wenn er der reformirten Religion zugethan, und unter einem falschen Nahmen sich im Basel eingeschlichen, daselbst zwar äußerlich fromm und tugendhaft gelebt, aber insgeheim seine Irrthümer durch Schriften ausgestreuet habe. Das Hochnothpeinliche Halsgericht erkannte darauf zu Recht, daß diese Irrthümer noch mehr als gottlos und erzketzerisch wären, daher alle seine Schriften nebst seinem Bildnisse von dem Nachrichter verbrannt werden sollten. Auch sein Körper, der in der Lorenz-Kirche liege, sey nicht werth bey rechtgläubigen Körpern zu verfaulen und rechtgläubige Würmer zu füttern, daher derselbe wieder ausgegraben, und von dem Nachrichter unter dem Galgen verbrannt werden sollte, eben so wie geschehen müsse, wenn er sich noch wirklich am Leben befände. Dieses Urtheil ward denn bald darauf pünktlich vollzogen, sein Körper, nachdem er beynahe drey Jahre gefaulet hatte, wieder ausgescharret, an einen Pfahl gebunden, und mit seinem Bildnisse und Büchern verbrannt, zu einem lieblichen Geruche der Geistlichen in Basel und der ganzen Schweitz.

Nun war noch der letzte Act des Schauspieles übrig, der denn auch den 6ten Junii aufgeführet wurde, und wobey die Geistlichkeit eine der vornehmsten Rollen spielte. Man wählte dazu den Dienstag, da ohnehin in der

vornehmsten Pfarrkirche öffentlicher Gottesdienst war, welcher häufig besucht zu werden pflegte, und gerade um diese Zeit hatte die Geistlichkeit des Cantons einen förmlichen Synodum, daher denn dieser herrliche und göttliche Auftritt, wie es in der Baseler Schrift heißt, desto mehr Zeugen bekam. Den Sonntag vorher wurde die bevorstehende Feyerlichkeit von allen Kanzeln bekannt gemacht. Man kann sich leicht vorstellen, daß ein solches Gepränge die müssige Neugier in Menge würde herbey gelocket haben.

Nachdem sich außer derselben und der sämmtlichen Geistlichkeit, alle zu dem Jorissischen Hause gehörige Personen, an die dreyßig in der Kirche versammelt hatten, hielt der Oberpfarrer eine Predigt von dem guten Hirten. Nachdem sie zu Ende war, ward der 130te Psalm gesungen. Unter demselben trat der Geistliche nebst einem Deputirten des Rathes vor dem Altartisch und rief hierauf die Verbrecher nahmentlich auf. Als sie sich alle in einen Kreis gestellet hatten, hielt er eine Ermahnung an sie, verlas und erklärte die ihnen Schuld gegebenen Irrthümer, zu welchen sich doch keiner von ihnen bekannt hatte, ließ sie dieselben auf das christlichste verfluchen, und ein weitläuftiges Glaubensbekenntniß ablegen, worauf sie niederknien, Gott und die Kirche um Verzeihung bitten mußten, worauf sie endlich losgesprochen, und der ganze Act mit einer Ermahnung an das Volk beschlossen wurde.

Das war der Beschluß einer Geschichte, welche nebst den Geschichten eines Servet und so vieler anderer ein merkwürdiger Beweiß des theologischen Feuereifers selbst in den protestantischen Kirchen bleiben wird, und der hier desto weniger zu entschuldigen ist, da die dem Joris Schuld gegebenen Irrthümer ein auffallender Beweis von der tiefen Unwissenheit seinem Richter sind. Er war ein Schwärmer, noch mehr ein Schwärmer der ersten Art, und in so fern mag ich ihn nicht vertheidigen; aber er war kein fanatischer, sondern ein unschädlicher Schwärmer, ein Mystiker, oder wenn man lieber will, ein Theosoph, der also nicht mit Feuer und Schwert verfolgt zu werden verdiente. Mystiker hat es zu allen Zeiten in allen Kirchen gegeben, und wo wollte man Holz genug bekommen, wenn man sie alle verbrennen wollte. Ich habe bereits in dem vorigen Theile bey dem Leben Jacob Böhms bemerkt, worauf es bey dieser Schwärmerey ankomme. Sie gründet sich darauf, daß die menschliche Seele so wie die ganze Geisterwelt ein Ausfluß aus dem göttlichen Wesen ist, und mit demselben und der ganzen Geisterwelt nur ein und eben dasselbe Ganzes ausmacht; ein uralter Satz, der in der ganzen alten Theologie und Philosophie zum Grunde liegt, und von welchem selbst die christliche Religion so viele einzelne Lehren angenommen hat. In diesem mystischen Verstande sagte Joris, er sey Chri-

stus, d. i. die göttliche Seele in ihm sey, wo nicht eben dieselbe, doch ein Theil von eben derselben, welche ehedem Christum belebt hatte; und das war denn der Satz, welchen man ihm vorzüglich zum Verbrechen machte, aber blos, weil man ihn ganz die Quere verstand. Hatte doch schon Luther gelehret, daß ein jeder Gläubiger mit Recht sagen könne: ich bin Christus, und niemand hatte ein solches Geschrey darüber erhoben, und noch weniger ihn um deswillen des Scheiterhaufens würdig gehalten. Freylich brauchte Luther das Wort in einem andern Sinne, als der Theosoph, aber bey diesem fragte man gar nicht nach seinem Sinne, oder nach dem Zusammenhange des Ganzen, sondern nahm den Ausdruck, als wenn er sich zum Sohne Gottes im protestantischen Verstande gemacht hätte. Von eben der Art sind die übrigen ihm Schuld gegebenen Irrthümer, welche zwar immer Schwärmereyen bleiben, aber doch erträglicher erscheinen, wenn man sie in Verbindung mit dem Ganzen betrachtet. Aber das hat, so viel ich weiß, keiner von allen den vielen Gegnern des Joris gethan, sondern sie begnügen sich insgesammt damit, ihre Wuth durch die niedrigsten Schmähungen über ihn auszuschütten. So sagt z. B. noch Sagittarius, immer noch einer der glimpflichsten in seiner Introd. in Hist. eccles. Th. 1. S. 929. der Schmidischen Ausgabe: David — Georgiani sunt ii, qui pestilentissimas

nereses Davidis Georgii non dubitant approbare, et hominem maleficum, non pro Sancto, sed ipso Messia, pro quo se venditavit habere, etc. Unsere ganze Kirchengeschichte ist voll von ähnlichem Wuste und Unsinn, denn ihre Verfasser sind immer geneigter zu schmähen und zu verketzern, als zu prüfen und zu untersuchen. Die mystische und theosophische Schwärmerey hat allerdings viel Unfug in der Kirche und ganzen bürgerlichen Gesellschaft verursacht und verursacht dessen noch täglich; allein schon aus dem Umstande, daß so viele sonst vernünftige und gelehrte Männer sich zu demselben bekennen, konnte man schon schließen, daß kein solcher Unsinn darinn zum Grunde liegen könne, als man dem David Joris in den Mund legt. Das einzige wirksame Mittel gegen der Schwärmerey zu steuern ist eine gründliche aber auch jedermann faßliche Widerlegung des uralten Systemes der Emanation, welches der einzige Grund der Mystik, Theosophie, des Centralismus, Pantheismus und aller ähnlicher Schwärmereyen ist; aber das ist, so viel ich weiß, noch nicht geschehen, dagegen begnüget man sich mit Schmähen, Verketzern, Verfluchen, Steden und Braten, und das ist denn freylich weit leichter als Widerlegen.

Außer der Unwissenheit der Wächter Zions und ihrer Unbekanntschaft mit der mystischen Kunstsprache, hatte wohl das vorzüglich

den Joris verhaßt gemacht, daß er gewisser Maßen zu den Wiedertäufern gehöret hatte, welche von eben derselben Schwärmerey ausgegangen waren, aber gar bald in eine fanatische Wuth übergingen. Allein ich habe oben hinlänglich gezeiget, daß er ihre Ausschweifungen jederzeit gemißbilliget und als lasterhafte und fleischliche Ausschweifungen verworfen hatte, ja daß er selbst vielen Unfug gehindert hatte, und in so fern hätte er allerdings eine öffentliche Belohnung verdient. Als ein wahrer Mystiker, und das war Joris gewiß, konnte er auch keinen Theil daran nehmen, denn dieser ist vermöge seiner Grundsätze allemal der tugendhafteste Mann, so tugendhaft, als immer ein Rechtgläubiger seyn kann, und das Zeugniß hat auch der Magistrat zu Basel dem Joris und seiner ganzen Familie öffentlich gegeben, aber damit ein so verhaßter Ketzer ja nichts gutes haben dürfte, so war es lauter verdammliche und abscheuliche Heucheley, ungeachtet niemand seiner Natur nach weniger Heuchler seyn kann, als ein wahrer Mystiker.

Ich komme endlich auf die Schriften dieses Schwärmers. Diese sind überaus zahlreich, und insgesammt in Holländischer Sprache, und ohne des Verfassers Nahmen in Holland gedruckt. Einige ausgenommen, bestehen sie insgesammt aus wenigen Bogen, und da dergleichen

hen Schriften leicht unsichtbar werden, so sind sie auch überaus selten. Eine andere Ursache ihrer Seltenheit liegt in ihrem Inhalte, und in dem allgemeinen Hasse, womit das Andenken des Verfassers verfolget ward. Sie sind alle in einer sehr mystischen größten Theils planen und deutlichen Sprache geschrieben; nur das Wunderbuch und einige wenige andere, sind in einem allegorischen Style, der freylich sehr abentheuerlich ist, und worin er dann die Schriften Jacob Böhms, seines Glaubensbruders noch übertrifft; allein Joris hatte auch nicht, so wie Böhm, Gelehrte an der Hand, welche seine Einbildungskraft leiteten, und die gröbsten Auswüchse derselben wegschnitten, sondern er blieb ganz seinem eigenen ungelehrten Verstande überlassen. Um so viel nothwendiger ist es aber auch, sein System, welches mit der im zweyten Bande, in Böhms Leben geschilderten Theosophie völlig einerley ist, nicht aus den Augen zu verlieren, wenn man nicht, wie bisher immer geschehen ist, ihm Ungereimtheiten aufbürden will, deren nur ein Verrückter fähig ist, und welche ihm nie in den Sinn gekommen sind. Sein System ist das System aller alten und neuern Platoniker und Emanations-Philosophen, und da sich darunter sehr scharfsinnige Männer befinden, so sollte man wenigstens um deswillen einige Achtung für dasselbe haben; und nach diesem Systeme schloß und urtheilte Joris sehr richtig.

Ich will hier diejenigen seiner Schriften anführen, welche mir bekannt geworden sind, glaube aber nicht, daß ich sie alle werde angeben können. Da sie insgesammt ohne Meldung des Druckortes, viele auch ohne Bezeichnung des Jahres herausgekommen sind: so will ich erst die nennen, welche mit dem Jahre der Ausgabe versehen sind, und dann die, welche gar keine Zeitbestimmung haben.

I. Schriften mit dem Jahre der Ausgabe.

1. Hoort de Stimme des Heeren, die voor dat Aengesicht des Heeren uutgat. 1539; wieder aufgelegt, 1620, 8. Eine seiner frühesten Schriften; indessen hat er doch schon vorher dergleichen heraus gegeben, welche zum Theil mit unter den folgenden, die ohne Jahrzahl erschienen, begriffen sind. Aus der gegenwärtigen hat Arnold Th. 4, S. 240 einen Auszug gegeben. Es ist eine Ermahnung zur Frömmigkeit und Buße im mystischen Geschmacke. Er sagt darin ausdrücklich „Ich „bitte alle durch die Barmherzigkeit Gottes und „unsers Herren Jesu Christi, daß ihr von keinen hohen Worten, die von mir in dieß Buch „geschrieben wären, schließen wollt, als schienen „etliche von mir und auf mich zu kaufen, und „geneigt zu seyn. Sehet sie sind mir aus der „Feder durch den heiligen Geist geflossen, der

„mirs eingegeben, ihr glaubts denn oder nicht, „so ist der Herr mein Zeuge, u. s. f.“

2. Apologie seiner Lehre an die Gräfinn Anna von Ost Friesland. 1540. Er vertheidigt sich darin wider die von ihm ausgestreuten Verläumdungen, besonders in Ansehung der ihm Schuld gegebenen Vielweiberey und Gemeinschaft der Weiber, und legt zuletzt sein Glaubensbekenntniß ab, welches denn ganz orthodox ist. Aber man weiß schon, daß sich die Mystik mit allen Religionsbekenntnissen verträgt, und sie nicht aufhebt, sondern nur näher bestimmt. Das haben diejenigen nicht bedacht, welche ihm Schuld gegeben, daß er der abgefeimste Heuchler gewesen, der den Mantel immer nach dem Winde zu drehen gewußt. Arnold hat diese Apologie, Th. 2, S. 293. und richtiger, Th. 4, S. 255 f. geliefert.

3. Wonder Boeck wie een die ick, seyt die Here, senden sal ontfangt in minen naem, dy ontfangt my: wie my ontfangt, ontfangt den die my gesonden heft. Kleinfol. ohne alle Zeitbestimmung, aber zu Deventer, 1542; und vermehrt mit etwas verändertem Titel T' Wonderboeck, waer in dat van der Werldt, een versloten gheopenbaert is. Ohne Ort 1551, Fol. Die erste Ausgabe erschien zu Deventer, und da George Ketel die Ausgabe besorgt hatte, so ward derselbe 1544 hingerichtet, so wie auch der Buchdrucker Noth das Leben da-

von brachte. Es ist indessen weiter nichts als eine Mystik in einem höchst dunkeln, verworrenen und bildlichen Style, und nächst der Verklaaringh der Scheppenissen des Joris gröste, und wichtigste Schrift. Die zweyte Ausgabe wird in Baumgartens Hall. Bibl. B. 5, S. 262 kurz beschrieben; vollständiger werden beyde Ausgaben, nebst ihren Abweichungen von einander in Clement's Bibl. cur. Th. 9, S. 125 f. angegeben. Es enthält Klagen über das Verderben der Menschen in allen Ständen, Ankündigung einer großen Veränderung im Reiche Christi, Anpreisung seines neuen Apostelamtes und einer bessern Verfassung des Reiches Christi.

4. Ein klarer Bericht wie der Mensch von Gott gefallen, und auf was Art er wieder zu Gott gebracht werde, und was das Haupt und der rechte Leib Christi, sammt beyder jegliches Werk sey. In Holländischer Sprache, 1543, 4; in das Hochdeutsche übersetzt, im Arnold, Th. 4, S. 311.

5. Ernstelijcke Klage, Leere unde Onderwysinge, aen alle Regenten unde Overicheden, over den nydighen bloetdorstighen aardt Belials unde Antichristi, hare Dienaren unde Medeijenooten, die daer enichsins raden unde laeren, ijemanden om t' Geloof of die Weth haerder Conscientien te mogen vervolgen, oder de dooden etc. 1544, 8 Bog.

Bog. in 4. Er eifert darin wider die Verfolgung und Intoleranz, und sucht zu beweisen, daß jeder, der von dem Geiste und innern Worte getrieben werde, befugt sey, andere zu lehren, daher er alle Gelehrsamkeit bey gottesdienstlichen Lehrern verwirft, weil die wahre Weisheit nur den kleinen und Unmündigen offenbaret sey; eine Lieblingsneigung aller Mystiker und Schwärmer.

6. Cort Bericht unde schriftlyck Antwoort D. I. op den Brief des Eerwaerdigen Heeren J. A. L. 1544, 1½ Bogen in 4. Dieser Eerwaerdige I. A. L. ist der Ost-Friesische Superintendent Johannes a Lasco, der sich mit dem Joris in einem gemeinschaftlichen Briefwechsel eingelassen, und eine bestimmte Erklärung von demselben verlangt hatte. Er vertheidiget darinn seinen Beruf zu einem Lehrer, und räth dem a Lasco, sein Gemüth erst in die gehörige Fassung zu setzen, d. i. gleichfalls ein Schwärmer zu werden, wenn er von seinem Lehren nichteilen wolle. Er schließt mit den Worten: „Was ich durch die Offenbarung im Geist und in der Wahrheit kräftiglich über alle Sinnen des Herzens gesehen, gerochen, geschmeckt, betastet und gefühlt habe, davon ists unnöthig, meine Lehre und Worte mit Pauli zu bestätigen. Denn darum mir

„zu glauben, iſt der rechte Sinn oder Grund „des göttlichen Willens nun nicht; dieweil der „Mann angekommen iſt, ſollen wir die kindi„ſchen Sachen wegwerfen.“ Auch die gewöhnliche Sprache der Myſtik, welche das innere Licht (die Einbildungskraft,) dem geſchriebenen Worte vorziehet, und dieſes nur nach jenem beurtheilet und beſtimmet wiſſen will.

7. Von den gottloſen oder ungerechten, und von den frommen oder rechten Predigern. In Holländiſcher Sprache, 1544, 4; Hochdeutſch bey dem Arnold, Th. 4, S. 343.

8. Von dem rechten, wahren Zion und Jeruſalem, ein wahrhafter klarer Bericht, von welchem vorher geſagt, daß das Geſetz und Wort des Herrn davon ausgehen ſolle. 1544; wieder aufgelegt, 1614; in Hochdeutſcher Sprache, bey dem Arnold, Th. 4, S. 375.

9. Van die vreemde Tonghen of Talen der Menſchen, aen V myne Kinderen verſchreven. 1545, 3. Bog. in 4. Er verwirft in dieſer an ſeine fünf Kinder gerichtete Schrift, mit allen Myſtikern und Theoſophen, die ganze Sprach- und Schulgelehrſamkeit.

10. Von Gottes und des Menſchen Erkenntniß, ſammt ihrer beyder Früchten.

In Holländiſcher Sprache, 1545; Deutſch bey dem Arnold, Th. 4, S. 350.

11. Von der Schnödigkeit des alten und von der Tugend des neuen Menſchen, Holländiſch, 1545; deutſch bey dem Arnold, Th. 4, S. 356.

12. Wie ein Chriſt ſich ſelbſt durchbrechen, und in Chriſtum einfließen müſſe. Holländiſch, 1545; deutſch bey dem Arnold, Th. 4, S. 362.

13. Diſputatie, waerin die Grondt des godlijcken Religions tuſſchen twee concordeerende Perſoonen (als Pasquillus unde Religioos) am eerſten — verhandelt, unde ten laetſten deur en Jeſuit teghen een Groot-Meeſter claerder beſcheyden unde ontdeckt werdt. 1547, 4 Bog. in 4. Wo der Jeſuit als ein Menſch vorgeſtellet wird, der mit ſeinem ungelehrten aber inſpirirten Geiſte alle Gelehrten zu Schanden macht; ein Beweis daß Joris den kaum erſt entſtandenen Jeſuiter-Orden ganz verkannte.

14. Traurige Klage über des Menſchen Verderben. Holländiſch, 1547; deutſch im Arnold, Th. 4, S. 326.

15. Warnung vor dem ſchädlichen Betrug des menſchlichen Gutdünkels, Ehrgeiz und

Eigenweisheit. Holländisch, 1549; deutsch im Arnold, Th. 4, 323.

16. Seer schoone Aenwysingen unde grondige Ontdeckingen van die verborghen Wijsheydt Godes, samt den heymelijcken Grondt des Nieuwen, unde Olden Menisches, etc. 1550, 9 Bog. in 4. Von welcher Baumgarten Hall. Bibl. B. 5, S. 312 sagt, daß sie die Verwirrung der Begriffe, und die Erhebung seiner Einsichten ausgenommen, eine ziemlich gute paränetische Abhandlung sey.

17. Een troostlijck Blywoordt unde levendmaeckende Verstandt der warer Godlijcker Kentenissen; dat men sich in den Gheloove bevestighen, tot Eenicheyt of Ongelijckheyt der Inghelijsden Christi etc. 1550, 7½ B. in 4.

18. Waerschouwinghe voor den Dach des Heeren. 1551, 2 Bog. in 4. Auch eine Anpreisung der innern Offenbarung und eine Verwerfung aller menschlichen Gelehrsamkeit.

19. Een stichtelijck Gespreck tusschen twe Gebroederen, etc. 1551, 3½ Bog. in 4. Er sucht darin zu beweisen, daß die Seligkeit nicht in buchstäblicher Erkenntniß, sondern in der Kraft des Glaubens bestehe.

20. Een hertlijcke Wunſchinge, dat die Waerheyt — — mocht aengenomen werden. 1551. 5 Bog. in 4.

21. Dialogus of Tſamen-Gheſpreek van twee Diſcipulen mit haren Meeſter: waerin aen overſchoone hemelſche Philoſophie verhandelt wert. 1551. 7½ Bogen in 4.

22. Van de wereltlijcken Rechten alle waere Gelovighe. 1551. 4.

23. Een hertelycke Clagh-Reden tot Godt over't Menſchen Blintheyt. 1551. 4.

24. Een corte grondighe Verclairinghe op die invallende Reden. 1551. 4.

25. Een weynich van dem Afval wie hoc unde door wien ſy gekomen. 1551. 4.

26. Een Nadencken myns onghehoorden Ghelachs voor Godt. 1551. 4.

27. Oorſaeck waerom Godt wel eenen ſtraft der goedt-taedt. 1551. 4.

28. Een ſonderlinghe onderſcheydelycke Verclaringhe van die Goet-geſchapene reyne unde quade verderflijcke Natuyre. 1552. 1½ Bogen, in 4.

29. Een byſondere ernſthaftighe yverige Reden den Boetvaerdighen tot Trooſt, Raet unde Leere; den moetwilligen, Booſen overſt tot Dreyginge, Straf unde Waerſchouwinghe an den Dach ghegheven. 1552. 3½ Bogen, in 4.

30. Een ernſthaftige vaderlycke Vermaninghe an den waren Kinderen Godes. 1552. 4.

31. Een jamerlyck Geclagh over den loop unde het ordeel deſer Wereldt. 1552. 4.

32. Eernſtlycke Waerſchouwinghe tot Onderſoeckinghe &c. 1552. 4.

33. Cleer Verhael waerin mede en door wye Godt vinden. 1552. 4.

34. Een droevich ſuchten over des Menſchen Verderfniſſe. 1552. 4.

35. Een hertelyck Geclagh overs Menſchen Onachtſaemheyt. 1552. 4.

36. Sorch dragende voorgeven hoe wy ons Chriſto gantſch ghelaten. 1552. 4.

37. Berichtinge van den Spreuk Chriſti. Ioh. 16. 1552. 4.

38. Trouwhertighe Waerſchouwinghe an een yder die Gebieden over andere hebben. 1552. 4.

39. Een ſeer ſchoon unde heerlyck tractaet off onderwys, van Godes Gheeſt, Liefde unde Stemme, mit die verlooren Menſche. 1553. 1 Alph. 6 Bogen. fol. In Form eines Geſpräches zwiſchen dem Geiſte Gottes und dem verlohrnen Menſchen.

40. Volkomen Bericht, hoe men ſich in Gehoorſaemheyt des Geloofs voor der olden Slangen Liſticheyt — wachten moet. 1553. 4.

41. Van de rechte waare Vrede unde wante in ſy te finden. 1553. 4.

42. Een naeckte Onfluytinghe unde Verclaringhe &c. 1553. 4.

43. Een vvivleyende Reden wat het alderkeyligſte Gelouf ſy. 1553. 4.

44. Een treflycke Bewys-Reden hoe die Kinderen deſer Werldt ſich bevlytighen &c. 1553. 4.

45. Verklaringhe der Scheppenisſen, an vyf mijn beminde Kinderen unde Ghebroederen Liefhebberen Chriſti alleen verſchreven. 1553. fol. Iſt nächſt ſeinem Wunderbuch ſein wichtigſtes und weitläuftigſtes Werk, und da es ſehr ſelten iſt, ſo will ich etwas von dem Inhalte bemerken. Auf dem Titelblatte ſtehet in einer groſſen Vignette eine Abbildung der ſechs Schöpfungstage in einem Zirkel, deſſen Mittelpunct Gott in Geſtalt eines mit einem dreyfachen Strahlenſcheine umgebenen Auges iſt. Es enthält in 184 Kapiteln eine myſtiſche Erklärung der Schöpfung nach den ſechs Tagewerken, eine Geſchichte des Falles der erſten Menſchen und der Wiederbringung durch Chriſtum, Unterricht von dem rechten Hirten; kurz, beynahe ein vollſtändiges Syſtem der ganzen Myſtik. Worauf Bl. 123. an ein eigener Tractat doch ohne Ueberſchrift folgt, wie es in der Gemeine Chriſti in den letzten Zeiten zugehen ſoll.

46. Was Gottes Werk an uns befördere, und wir im gegenwärtigen, dieweil es Tag iſt, zu arbeiten, auch was für ein Leben

wie hier in der Zeit zu verlieren haben. Holländisch, 1553. deutsch im Arnold, Th. 4. S. 366.

47. Christelycke Waerschouwinghe aen allen Regenten unde Overicheden, hoch unde nederen Standts. 1554. 6½ Bogen, in 4. Er warnt die Obrigkeiten, niemanden seines Glaubens wegen zu verfolgen und noch weniger zu tödten, klagt aber zugleich über das allgemeine Verderben, welches er von der Verkehrtheit der öffentlichen Lehrer ableitet; welche Klage zu seiner Zeit leider nur zu sehr gegründet war.

48. Wat die Weth (das Gesetz) sy, waerom unde toe sy nootwendigh ghegheven, unde wat onderscheyt dat tusschen die wercken des Weths Mosis unde tusschen die Wercken des Weths Christi sy. 1554. 15 Bogen in 4.

49. Bysondere kraftighe Reden, godt-salighe kerilijcke Leeringen unde Vermaningen tot Aenneminghe der Godtlijcker Waerheydt. 1554. 4 Bog. 4.

50. Van den toekomstigen Dach des Heeren. 1554. 4.

51. Beclagh over des Menschen corten Tyt die hy so lichtvaerdigh deurbrenght. 1554. 4to.

52. Een schoen Onderwys hoe en yeder te racht bidden, suchten en clagen sal. 1554. 4.

53. Een ernsthaftigh Vermaen aen alle Vnachtsamen. 1554. 4.

54. Van die rechte ware kentenisse Christi. 1554. 4.

55. Summarische Verklaringhe op den Spreuk Pauli Rom. 14, 22. 1555. 4.

56. Onderscheyt van den Aart der Godtlycken unde Vngoddycken. 1555. 4.

57. Claer Bericht hoe Godt uut Liefde den Mensche selfthuys komt. 1555. 4.

58. Alle vaten sichunen wtgheven wat sy inhebben; alsoe moeten alle Natueren der Kruyden, Creatueren unde Vruchten der Aerden van ghelijck, heer vermoeghen unde aert na, voortbrenghen, weer sy willen oder niet: even is my dit ten ghoede geschiet. Im Ianuario 1556. 18 Bogen in fol.

59. Van die Aart, Blindheyt, Dwalinghe unde Duysternisse deser arge boose Werelt, wie unde welcke hat Lichaem Christi syn, mit Aenwysinghe des rechten Wechs. Im Ianuario, 1556. 6½ Bogen, in 4.

60. Een onderscheydelych Bericht hoe unde in wat manceren de Geloovighen etc. 1556, 4.

61. Trouwhertighe Vermaanighe tot den Dienst Godes. 1556. 4.

62. Antwort unde Onderricht D. I. op die Vraghe unde Voorgheven des welgheleerten Heeren *Scipionis* N. namelijk: Of der Wysen Wysheyt oder menschelijcke Gheleertheyd niet

nutlijck oder nootwendig sy voor den Gheloevighen, die heylighe Goddijcke Schrift te bet te verstaen, als sommighe meenen? Im Mart. 1556. 5 Bogen, in 4. Vermuthlich seine letzte Schrift, indem er bald darauf starb. Sie enthält die allen Mystikern gewöhnliche und von ihm schon mehrmals geäusserte Herabwürdigung der Vernunft und Gelehrsamkeit, und Erhebung des innern Lichtes.

2. Schriften ohne Jahrzahl.

63. Een waerachtige fyne Reden unde gesprech tusschen twee Ghebroederen A. unde N. wt den goden schat eens milden Herten ghebersten oder gheuloeyt. 3 Bog. in 4. Enthält wieder Klagen über die Gelehrsamkeit.

64. Een suyverlijcke Bewijsreden van Godes Wort, wie sich 't selve te hooren, te kennen unde recht nae den Gheest te hebben betoemen mach. $8\frac{1}{4}$ Bogen in 4. Wo er nach Art aller Mystiker das innere Wort, welches Geist und Leben sey, von dem geschriebenen oder dem Worte unterscheidet.

65. Waerachtige Aenwysinghe unde claer Verhael van die wederbrenghinge des Menschen etc. 8 Bogen in 4. Wo er alles von einer unmittelbaren Einwirkung Gottes in den Menschen herleitet, wodurch dieser von sich selbst ausgehet, und in Gott eingehet.

66. Een nootwendich Vermaanen unde bedachte Reden, allen Ghoetwilligen in een

opſoen ter Beteringe voorgeſchreven. 3¾ Bog. in 4. Eine Sammlung moraliſcher Betrachtungen von der wahren Beſchaffenheit der Gläubigen.

67. Een Godtlycke Antwort unde cort Onderwijs op die Vragen: of men oock meer der Leeringe of beter Bericht, als in die voorbeſchrevene, heglighe Schrift gemeldt of aengeteyckent, van nooden heft. 2 Bogen in 4. Wo er das innere Licht, doch mit vieler Behutſamkeit empfiehlet.

68. Een Dialogus of Tweeſpraeck tuſſchen Peter unde Jan, twe Goddlijcke Gheleerde welſpreekende verſtandige Mannen. 5 Bogen in 4. Wieder eine Declamation gegen alle menſchliche Gelehrſamkeit.

69. Sprenken der Wijsheyt na die Kentniſſe des hemelſchen eewigen Waerheyts. 3½ Bog. in 4.

70. Van den rechten waren Aart unde Craft des Gheloofs; oocn hoe die Gheloovigen in Krijchsnooden ſich holden unde dragen ſullen. 2¼ Bog. in 4.

71. Een leerlijck unde chriſtlijck Gheſpreek tuſſchen een Godtgheleert, Bibelſch gheleert, unde Sophiſt gheleert, waerin verhandelt wert het rechte Verſtant der Waerheydt Chriſti etc. 20 Bogen in Fol.

72. Een vaſte ongrondtlijcke Grondt unde ſeekere Toeverſicht des waren Gheloofs unde Vertrouwens aen Godt unde ſynen Chriſtum. 2 Bogen in 4.

73. Heftige unde ſtercke Reden ſunder Sendinghe, mit Ontſchuldinge eeniger Schelwoorden unde meer andere invallende Godtſalige Vermaaninghen. 4¼ Bog. in 4.

74. Chriſtelycke Sendbrieven. Vier Theile in 4., von welchen Reimmann in Catal. Bibl. theol. S. 708. handelt.

75. Den Ongheloovigen, Twyfelachtigen unde Wantrouwenden gheſchreven. In 4.

76. Van menigerley Aart der Menſchen Vianden . . . wieder aufgelegt 1616, 1620, 8.

77. Een der Paradyſcher Rivieren wvloet. . . . wieder aufgelegt, 1620, 8.

78. Van dat recht Voet waſſchen. . . . wieder aufgelegt, 1610, 8.

79. Die Eerſte ſullen die Laetſte, die Laetſte die Eerſte ſyn . . . wieder aufgelegt, 1610, 8.

80. Van 't Gheloof een heylich wacker Vermanen . . . wieder aufgelegt, 1616, 8.; teutſch im Arnold. Th. 4. S. 385.

81. Een cort ende leerlyk tractaet wat dat Wort Duyvel ſy ende hoe men 't ſelvighe in die h. Schrift verſtaen ſal. . . . wieder aufgelegt 1616, 8.

82. Die acht Saligheden . . . wieder aufgelegt, 1616, 8.

83. Schrift von der Tödtung des Fleiſches. In Holländiſcher Sprache. Deutſch im Arnold, Th. 4. S. 306.

84. Von der wahren Gemeine Chriſti, und welches die rechten Ketzer ſind. Holländiſch. Deutſch im Arnold, Th. 4, S. 308.

85. Klare Anzeigung, dabey man wiſſen, merken, erkennen und ſehen kann, wo oder bey wem der rechte Glaube iſt, oder wer ſich deſſen berühmen, und darunter zu ſtehen dünken möge. Holländiſch. Deutſch im Arnold, Th. 4, S. 329.

86. Erklärung des 7ten Kapitels an die Römer. Holländiſch - - - wieder aufgelegt, 1614. Deutſch im Arnold, Th. 4, S. 336.

87. Von der Allmacht, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Holländiſch. Deutſch im Arnold, Th. 4. S. 372.

88. Vermahnung und Lehre mit bequemen Gleichniſſen ausgeſprochen, zur Gottſeligkeit dienlich. Holländiſch. Deutſch im Arnold, Th. 4, S. 397.

73. Heftige unde stercke Reden sijnder Sendinghe, mit Ontschuldinge eeniger Scheltwoorden unde meer andere invallende Godtsalige Vermaaninghen. 4¼ Bog. in 4.

74. Christelycke Sendbrieven. Vier Theile in 4., von welchen Reimmann in Catal. Bibl. theol. S. 708. handelt.

75. Den Ongheloovigen, Twyfelachtigen unde Wantrouwenden gheschreven. In 4.

76. Van menigerley Aart der Menschen Vianden - - - wieder aufgelegt 1616, 1620, 8.

77. Een der Paradyscher Rivieren wtvloet. - - - wieder aufgelegt, 1620, 8.

78. Van dat recht Voet wasschen. - - - wieder aufgelegt, 1610, 8.

79. Die Eerste sullen die Laetste, die Laetste die Eerste syn - - - wieder aufgelegt, 1610, 8.

80. Van 't Gheloof een heylich wacker Vermanen - - - wieder aufgelegt, 1616, 8.; teutsch im Arnold Th. 4. S. 385.

81. Een cort ende leerlyk tractaet wat dat Wort Duyvel sy ende hoe men 't selvighe in die h. Schrift verstaen sal. - - - wieder aufgelegt 1616, 8.

82. Die acht Saligheden - - - wieder aufgelegt, 1616, 8.

Inhalt.

28. Der Graf von Buquoy, ein Querkopf. S. 3

29. Johann Elias Cornäus, ein Teufelsbanner. 29

30. Elie Marion, ein Inſpirirter. 55

31. Durand Fage, auch ein Inſpirirter. 93

32. Johannes Carlo, ein Sterndeuter. 110

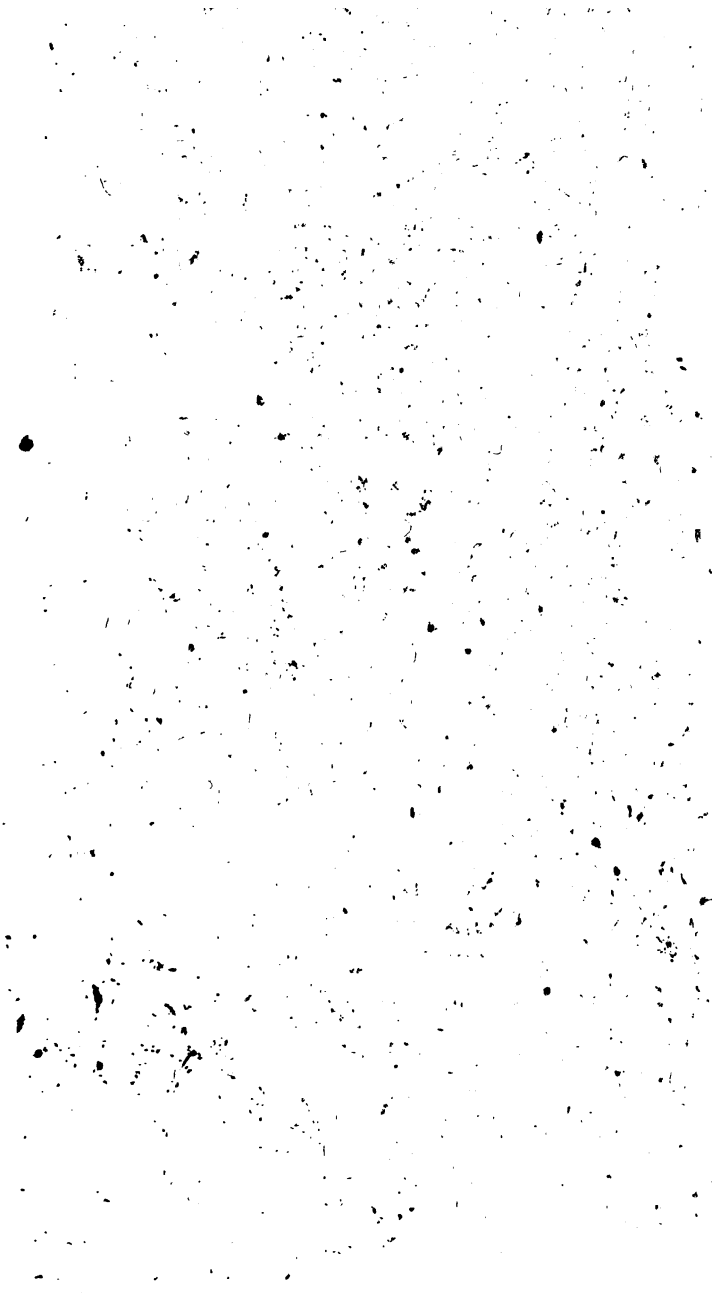
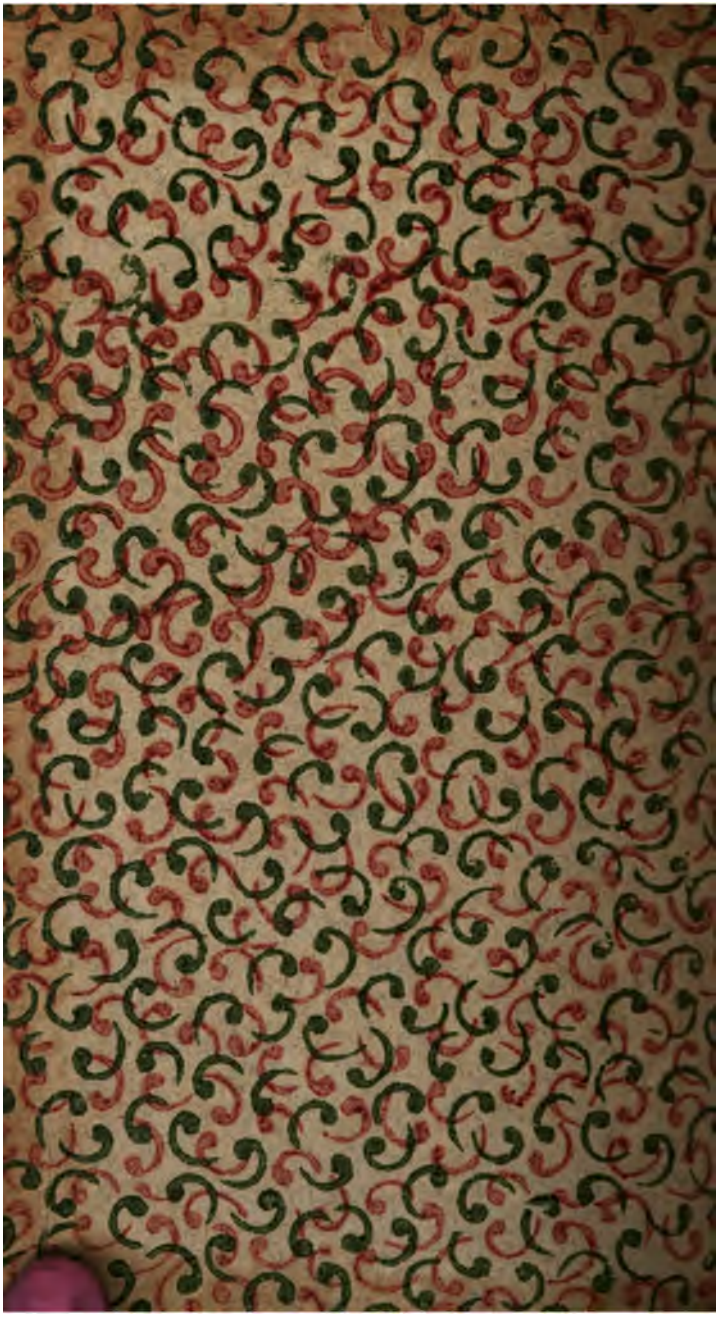
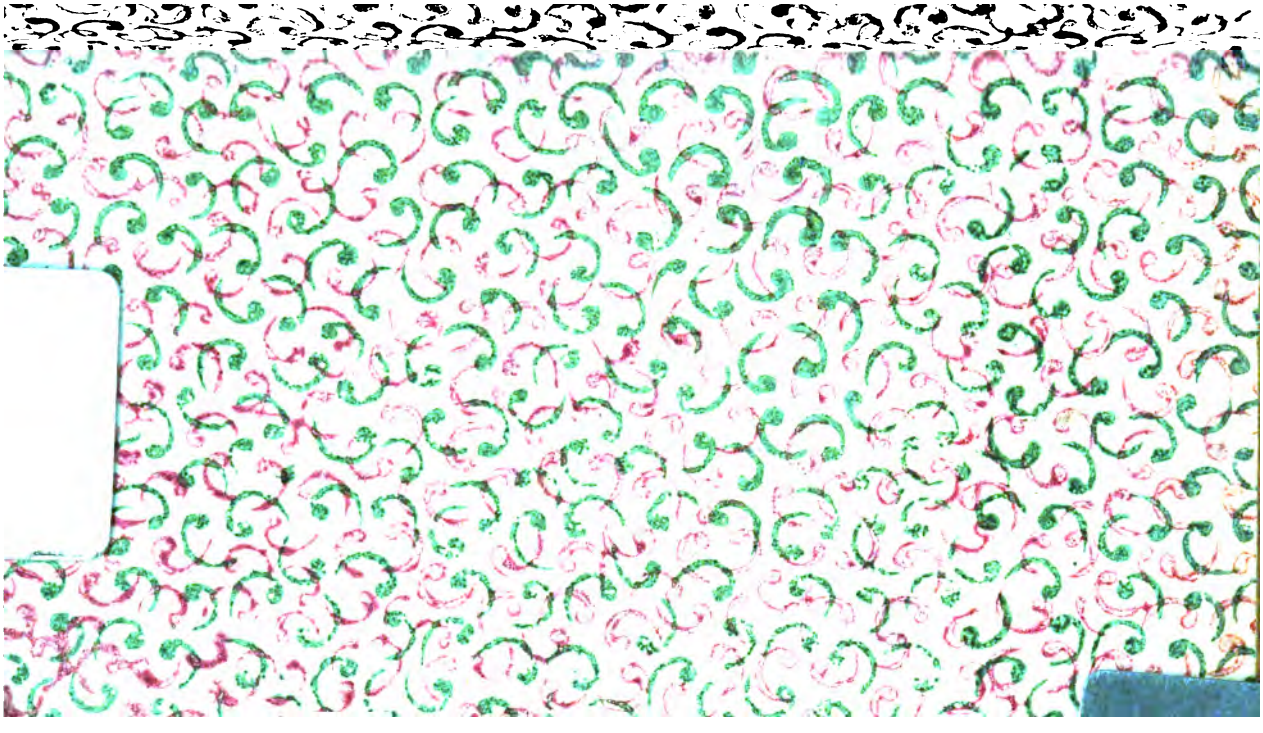
33. Favyrinus, ein Zweifeler. 148

34. Pe-

34. Peter Aretin, ein Läſterer. 168

35. Nicolaus Flamel, kein Goldmacher. 241

36. Pierre de Montmaur, ein Niederträchtiger. 303

37. David Joris, ein Myſtiker. 336

543310